# Erzählungen

von

Therese Huber.

II.

# Erzählungen

von

**Therese Huber.**

Gesammelt und herausgegeben

von

V. A. H.

---

In sechs Theilen.

---

Zweiter Theil.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1830.

# Inhalt.

Seite

I. Eine Ehestandsgeschichte (1804). . . . . . . 1

II. Noch war es Zeit! oder die goldene Hochzeit (1807). . . . . . . . . . . . . . 91

III. Geschichte eines armen Juden (1815). . . . . 135

IV. Der Ehewagen (1818). . . . . . . . . . . 189

V. Die ungleiche Heirath (1820). . . . . . . . 205

VI. Der Kriegsgefangene . . . . . . . . . . . 327

# I.

# Eine Ehestandsgeschichte.

Julie von Zeller war achtzehn Jahre alt, als ihr Vater ihr verkündigte, daß der Geheimerath von Rader, ein Mann, der sein funfzigstes Jahr zurückgelegt hatte, um ihre Hand anhielt. Bei dieser Gelegenheit eröffnete er seiner Tochter, daß er beschlossen hätte, zu einer zweiten Ehe zu schreiten; eine benachbarte reiche Erbin war die Stiefmutter, die er gewählt hatte.

Ihr Gesicht verhüllend, stand Julie vor ihrem Vater. Deine Thränen, Deine Verzweiflung, sagte er, haben etwas sehr Kindisches. Ich zwinge Dich nicht; ich überrede Dich nicht einmal. Du bist noch nicht in dem Alter, für Dich selbst vernünftig zu wählen, und ich schlage Dir einen Gemahl vor, der Vieles vereinigt, was Dir ihn annehmlich machen sollte — weisest Du den Antrag des Geheimenraths von Dir, so hoffe ich wenigstens, Du wirst Dir durch Ehrerbietung und Zuvorkommen Dein Verhältniß mit Deiner künftigen Stiefmutter so sehr erleichtern als möglich — dieses bedenke noch: Rader ist uneigennützig genug, um auf eine Aussteuer Verzicht zu thun. Jeder Andre würde sie fodern — und ich habe Dir keine zu geben.

Seine Stimme und seine Miene nahmen bei diesen Worten einen erzwungen harten Ausdruck an. Julie

enthüllte einen Augenblick ihr Gesicht, um ihn anzusehen; sie vermochte aber selbst den Unwillen nicht zu ertragen, den ihr Blick aussprach; sie schlug die Augen nieder; der Vater schwieg, und sie eilte auf ihr Zimmer, wo sie sich dem innigsten Schmerz überließ.

Und wenn es etwas Ungemischtes, etwas Ganzes im menschlichen Leben gäbe, so wäre es wol der Schmerz eines Mädchens in Juliens Lage und Alter. Sie fühlt ihn mit der ganzen Kraft der Jugend, mit aller Beschränktheit eines unerfahrnen Gemüths; in der ganzen Natur sieht sie nichts als ihn; ihr Unglück scheint ihr das ungeheuerste Schicksal, von dem nichts mehr rettet wie das Grab; und auf dem Blumenpfade der Jugend ist das Grab eine Vorstellung, der man sich so gern überläßt, man fodert es so keck heraus! — Ist der Pfad steiler geworden, sind die Blumen nach und nach verwelkt und abgefallen, mahnen endlich den wankenden Wanderer auf dem öden Boden nur Grabhügel noch an die Vergangenheit, dann freilich meidet man den Gedanken an den Tod: man fühlt nun seine Übermacht — das achtzehnjährige Herz fühlte sich stärker als den Tod.

O meine Mutter! rief Julie schluchzend — sobald sollte Dein Andenken vertilgt, Dein Platz sobald besetzt werden! — Dein sanftes, leidendes Gesicht, das mir noch auf jeder Stelle begegnet, das mir bei jedem Geschäft vorschwebt, soll von einer fremden, gleichgültigen — widrigen Gestalt verdrängt werden!

Juliens Mutter war aus einem bürgerlichen Hause, aber reich; Herr von Zeller hatte Ahnen, aber kein

Vermögen. Sie hatten sich geliebt, wie man liebt, wenn man jung ist und Hindernisse findet. Sieben Jahre hatte der bürgerliche Vater den Wünschen seiner Tochter widerstanden; der adelige Liebhaber war sieben Jahre treu und sehnsuchtsvoll geblieben. Nachdem das Mädchen verblüht war, willigte der Vater ein. Herr von Zeller verließ nach dem Tode seines Schwiegervaters, der bald darauf erfolgte, den militairischen Dienst, und verthat in einer Zeit von zehn Jahren das Vermögen seiner Frau. Seitdem lebten sie von den noch geretteten Trümmern in einer kleinen Reichsstadt, wo Zeller's Familie Rechte hatte. Als Julie, die ihre Mutter mit der innigsten Zärtlichkeit liebte, zu den Jahren herangewachsen war, da man wahrzunehmen und zu begreifen anfängt, hatte die Bemerkung, daß die Ehe ihrer Eltern keine glückliche wäre, nichts Auffallendes für sie. Es schien ihr Alles ganz gewöhnlich herzugehen; ihr Herz zog instinctmäßig die Mutter vor, ohne dem Vater von Dem, was er fodern mochte, etwas streitig zu machen; und wenn in andern Wirthschaften, die sie kennen mochte, die Männer allenfalls den Vortheil des Beutels besser bedachten, so überließen sie doch auch da den Frauen das eigentliche Wohl des Hauses.

Was von jeher dafür galt, daß es die Mädchen klug mache, öffnete auch ihr zuerst die Augen über die nächsten Verhältnisse um sie her. Sie war sechzehn Jahre alt, als ein junger Mann in das Städtchen kam, der, in Berlin erzogen, zu einer bedeutenden Laufbahn bestimmt war und eine reiche Verwandte besuchte, die er einmal beerben sollte. Seit Saarheim und Julie

sich liebten, ward es dieser klar, daß ihre Mutter litt, daß ihres Vaters Benehmen herzlos war. Die gute und kluge Mutter sah den Baum der Erkenntniß in dem Paradies des jugendlichen Herzens aufsteigen; es entging ihr nicht, daß der Sonnenblick der Liebe ihn hervortrieb, und sie machte die Tochter durch Vertrauen zur Freundin.

Sie klagte nicht über ihren Gatten, sie beschuldigte ihn nicht. — So sind die Männer! sagte sie — und das ist die Formel jedes guten weiblichen Herzens; brechend klagt es lieber das Geschlecht an als den Einzelnen, durch dessen Schuld es bricht. — So sind die Männer, meine Julie! Ihr Glück besteht im Streben; auf den Besitz folgt bei ihnen Überdruß. Glücklicher ist die Frau, deren Ehe ohne Liebe beginnt; ihr steht der schreckliche Übergang von der Täuschung zur Wahrheit bevor; ihr steht das Loos nicht bevor, für die verlorne Täuschung nicht einmal Das zum Ersatz zu haben, was den früh erkaltenden Herzen und den das Gefühl überlebenden Sinnen der Männer Wahrheit wird. —

Diese finstere Weisheit harmonirte zu wenig mit Juliens Stimmung, als daß sie nicht Manches dagegen einzuwenden gehabt hätte, wodurch sich ihr Geheimniß dem mütterlichen Auge bald vollends offenbarte. Frau von Zeller verschonte das liebende Herz mit Ermahnungen oder Verboten; aber mit unerbittlicher Strenge widersetzte sie sich jeder Art von bindender Übereinkunft zwischen den beiden jungen Leuten. — Sie müssen sich jetzt, sagte sie zu Saarheim, ohnehin auf ein Paar

Jahre aus dem Vaterlande entfernen; bleiben Eure Gefühle in dieser Zeit dieselben, so ist ja nichts verloren bei Ihrer Rückkehr. Ändert sich aber Eines von Euch, so soll der andre Theil nicht die Schmach des Verlassenseins tragen. Also auch keinen Briefwechsel — Sie schreiben an mich, Herr von Saarheim. —

Ohne lebhafte Widerrede ließ sich der junge Mann das harte Gesetz freilich nicht auflegen. Es blieb aber dabei — und nach einem Jahre, während dessen Saarheim in den Thälern der Schweiz umhergeirrt war, brach er den Briefwechsel ab. Julie hatte ihn bis dahin geliebt; bei den Vorkehrungen, die ihre Mutter im ersten Entstehen dieses Verhältnisses getroffen hatte, verwahrte sie der weibliche Stolz um so leichter vor einem heftigen und dauernden Schmerz; aber ihre erste Erfahrung in der Liebe hatte ihr nun so wenig wie das Schicksal ihrer Mutter das stärkere Geschlecht von einer vortheilhaften Seite gezeigt.

Gegen diese Zeit hatte ihre Mutter angefangen zu kränkeln. Ihr einziger Schmerz im Tode war, das geliebte Kind allein am Eingange des rauhen Weges stehen zu lassen, an dessen Ziele sie sich so müde fühlte. Julie empfand tief, wie viel mehr sie an der Mutter verlor als vorher an dem ungetreuen Liebhaber; aber der eine und der andere Verlust gab ihr die kindische Überzeugung, durch Unglück gereift zu sein. Wenige Monate nach dem Tode der Frau von Zeller führte ein Zufall den Geheimenrath von Rader nach Juliens Wohnort. Er diente einem kleinen Fürsten am Niederrhein; sein Vermögen und sein Titel gaben ihm An-

sehen; sein Charakter hatte keine hervorstechende Seite. Weil ihm Julie sehr gefiel, fand er auch alle Eigenschaften an ihr, die einen vernünftigen, gesetzten Mann beglücken würden.

Der Geheimerath hatte die besten Fürsprecher an den Eindrücken, welche die Vergangenheit bei Julien zurückgelassen hatte. Ob diese Eindrücke eine glückliche Ehe vorbereiteten, wußte sie nicht zu berechnen. Scheue vor einer beschränkten Glückslage, schmeichelhafte Ahnung der Würde einer Hausfrau mochten nebenher dunkel auf Julien wirken. Nach einer durchweinten Nacht hatte das unschuldige, liebevolle Mädchen, überzeugt, daß sie allem Glück des Herzens auf immer abgestorben wäre, zwar unweise, aber nicht leichtsinnig, den Entschluß gefaßt, einem Manne ihre Hand zu geben, der ihr Vater sein konnte.

Herr von Zeller empfand bei dieser Wendung eine Freude, die väterlich schien; er vergoß Thränen, und gedachte sogar mit Gefühl seiner verewigten Gattin. Die kindliche Zärtlichkeit erwärmte Juliens Herz; Jedermann wünschte ihr Glück; sie sah ihren Bräutigam entzückt; sie wurde mit Geschenken überhäuft; sie erhielt plötzlich ein Gewicht in der Gesellschaft — das Gewühl, der Taumel bekam endlich für ihr unerfahrnes Herz einen Anschein von Glück, und der Gedanke ihrer Mutter, daß eine Ehe sich ohne Liebe am besten knüpfte, fiel ihr wie ein wohlerfülltes Orakel ein.

Am Tage nach der Hochzeit deckte Wehmuth wie ein leichter Schleier das holde Gesicht der jungen Frau. Bei den lebhaften Liebkosungen des neuen Ehemanns

zuckten ihre schönen Lippen und hätten einem gefühlvollen Zuschauer das hohe Roth, welches ihre Wangen übergoß, nicht als ein unbedingtes Zeugniß ihres Glücks ausgelegt.

Der Geheimerath hatte einen beschränkten Urlaub, der eben zu Ende ging. Julie sollte nun aus dem einsamen Reichsstädtchen, in welchem sie bis zu dem jetzigen Augenblick ihrer vollen Blüte verborgen herangewachsen war, nach der kleinen, aber lebhaften Residenz ** versetzt werden. Sie freute sich auf die Aussicht, einem großen eingerichteten Hause, das ihr Mann hier besaß, vorzustehen; sie freute sich darauf, seine zwei schönen Landgüter zu besuchen. Auch hörte sie es nicht ohne Wohlgefallen, wenn der entzückte Gemahl ihr den Triumph weissagte, der ihren Reizen in der Residenz bevorstünde. Die Zukunft versprach ihr so viel Neues, daß sie mehr erwartungsvoll als bekümmert ihre Reise antrat.

In einigen Orten der Schweiz ist es eine Sitte der wohlhabenden Stände, daß junge Eheleute sogleich nach der Trauung zusammen auf Reisen gehen. Das Ziel ist nahe oder fern, nach Maßgabe der Umstände. Welchen historischen Grund auch die Sitte dort haben möge, so würde ihre allgemeine Einführung manchem Nachtheil der gewöhnlichen sogenannten Flitterwochen vorbauen. Die langweiligen Festlichkeiten, welche eine Hochzeit nach sich zu schleppen pflegt; die zweideutigen Scherze, mit denen die Blüte der jungfräulichen Sittsamkeit verletzt wird, würden dadurch wegfallen; und in unserm bürgerlichen Leben ist Reisen eine von den we-

nigen Gelegenheiten, wo ein Weib den Schutz und die Geistesgegenwart eines Mannes wohlthätig fühlen kann. So vom Altar in den Reisewagen geschähe also beim ersten Eintritt in die Ehe gleichsam eine künstliche Versetzung in das natürliche Verhältniß zwischen der Frau und dem Gatten.

Aber dieser Ehe lag ein unnatürliches Verhältniß zum Grunde, und die Reise hätte, um wirklich fruchten zu können, wenigstens nicht nach einer Residenz gehen sollen; bei einer einfachen, ländlichen Lebensweise würde sich das ungleiche Paar vielleicht einen beschränkten Kreis gebildet haben, in welchem es die gefährlichsten Jahre unvermerkt überstanden hätte. Sie hatten ** noch nicht erreicht, als in einem unbedeutenden Vorfall der Unsegen sich schon offenbarte, der auf dieser Verbindung ruhte. Der erste Ausflug der französischen Ausgewanderten machte damals die Gegend lebhaft. Unser Paar wechselte in einem kleinen Städtchen die Pferde; der artige Reisewagen zog einige müßige Franzosen herbei, die neugierig erwarteten, wer heraussteigen würde. Der Geheimerath erschien zuerst; es war ein kühler Frühlingsabend; sein warmer Reiseanzug gab ihm kein jüngeres Ansehen. Er bot Julien die Hand; einige Verlegenheit, sich von Fremden — denn das laute Geschwätz der Umherstehenden verrieth ihre Nation sogleich — umgeben zu sehen; ein Instinct, der ihr hier Bewunderung verheißen mochte, goß einen Rosenschimmer über ihr schönes, von dem verschobnen Hute nicht bedecktes Gesicht. Leicht wie ein Vogel sprang sie aus dem Wagen und lief freilich so schnell die Treppe am Posthause

hinauf, daß ihr Gemahl ihr nicht auf den Fuß folgen konnte. Indem sie ihn oben erwartete, hatte sie Zeit, die nicht ganz discreten Lobeserhebungen der jungen Ausländer zu hören. Beschämt und geschmeichelt eilte sie in ein geöffnetes Zimmer. Es dünkte ihr, als ob ihr Gemahl in eine Art von Wortwechsel geriethe. Sie ging besorgt an die Thüre, wie er hereintrat und mit zornigen Äußerungen über die ganze französische Nation Hut und Stock auf den Tisch warf. Julie erkundigte sich theilnehmend nach der Veranlassung des Wortwechsels, erhielt aber nur den allgemeinen Bescheid, daß er mit ungezogenen Gecken zu thun gehabt hätte. Wie die Pferde vorgespannt waren, führte der Geheimerath seine junge Frau mit sichtbarer Verlegenheit die Treppe herunter. Vom Fuß der Treppe bis an den Kutschenschlag standen die nämlichen lustigen Herren in einer Reihe und riefen ihm, während er entrüstet in den Wagen eilte, mit spöttischer Höflichkeit ein Lebewohl zu, das auf die Verschiedenheit des Alters der beiden Gatten deutlich genug anspielte.

Julie begriff jetzt den ganzen Auftritt; eine nie gekannte, bitter schmerzliche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Doch ihr Gemahl saß so finster neben ihr, daß die Weichheit ihres Herzens, ehe sie selbst sich's versah, sie von ihrem eigenen Gefühl abzog, und sie liebkosend bemüht war, ihn zu zerstreuen und aufzumuntern.

Gleich bei ihren ersten Schritten in der neuen Welt zu ** gab es nur zu viele Veranlassungen, die jene Empfindung bei ihr erneuerten. Wenn der Blick der Männer von ihr auf ihren Gemahl überging, war es

nicht die Schamröthe des jungfräulichen Weibes, die ihre Wangen färbte; eine peinliche Ahnung preßte wie böses Gewissen das unschuldige Herz zusammen.

Indessen verflossen mehrere Monate, bevor sich diese traurigen Räthsel deutlich vor ihr enthüllten. Der kleine Hof befand sich auf einem ziemlich entfernten Lustschloß. Ihr Hauswesen beschäftigte sie sehr; Überfluß umgab sie; ihres Gemahls Zufriedenheit lohnte ihren heitern und klugen Bemühungen; er führte sie auf eines seiner Güter — schon schien die Gewohnheit ihre stille Kraft wohlthätig geübt zu haben.

Aber mit der Rückkehr des Winters änderten sich ihre Umgebungen und führten mit einer andern Stimmung ihres Gemüths eine andere Wendung ihres Schicksals herbei. So wenig lebhaft den Sommer über die Residenz gewesen war, so hatte doch die Rolle, welche Juliens Stand und der Eindruck ihrer Schönheit auf die Männer ihr in der Gesellschaft zuwiesen, bereits die conventionelle Grazie bei ihr zu entwickeln angefangen, die in der großen Welt der Schönheit ihre Geltung gibt. Jetzt erschien sie bei Hofe und freute sich sorglos des allgemeinen Beifalls. Die gewöhnlichen Winterlustbarkeiten nahmen ihren Anfang; die gesellschaftlichen Zirkel bildeten sich wieder; um Julien drängten sich alle Männer, die auf Auszeichnung bei dem schönen Geschlecht Anspruch machen zu können glaubten, und ihre Bemühungen, der reizenden, jungen Frau des Geheimenraths zu gefallen, wurden vom Publicum früher bemerkt als von Julien. Es hielten sich zu ** viele französische Ausgewanderte auf, die den ersten Zir-

keln diesen Winter einen größeren Glanz verliehen. Sie waren damals in Ansehung ihrer Zukunft noch ganz unbesorgt; jede Gelegenheit, sich von der Langeweile einer kleinen deutschen Residenz zu zerstreuen, ergriffen sie mit Eifer, und Julie, die auch auf einem größeren Schauplatz nicht übersehen worden wäre, zog hier ihre ausschließende Huldigung auf sich.

Juliens erste Triumphe hatten der Eitelkeit ihres Gemahls geschmeichelt, ohne ihn an die Gefahr des Misverhältnisses zwischen seinen Jahren und den ihrigen zu mahnen. Julie war noch weit entfernt, ihre ganze Lage zu übersehen, als die französische Galanterie ihr feines Gefühl schon belehrte, daß sie wohlthun würde, sich mehr an Personen ihres Geschlechts zu halten. Sehr betroffen fand sie, daß man hier ihre zuvorkommenden Bemühungen mit Kälte erwiederte. Sie wollte sich so schnell nicht abschrecken lassen; aber es kam dadurch ein Miston in ihr Wesen in der Gesellschaft, der sie zu einem Betragen verleitete, welches dem großen Haufen wie Koketterie aussehen mußte, so wenig sie auch nur von dem Sinne des Worts einen deutlichen Begriff hatte. Bei dem Gefühl ihrer Reinheit und dem noch unversehrten Frieden ihres Herzens fing ihre Existenz in der großen Welt an, ihr lästig zu werden. Die Art, wie sich die Männer gegen sie benahmen, war ihr ganz unerklärlich. Sie war sich bewußt, ihre Achtung zu verdienen; jede ihrer Handlungen, jedes ihrer Worte war nur Spiegel ihres schuldlosen Herzens; was wollten denn die Menschen um sie her, mit dem sonderbaren Wettstreit um einen Vorzug,

den sie nicht den mindesten Beruf fühlte irgend Einem von ihnen zu ertheilen?

Einst hatte auf einem Ball die Freude am Tanz, das gesellschaftliche Gewirr, welches die gewöhnlichen Verhältnisse verwischt, sie zu einer ebenso lebhaften als arglosen Heiterkeit gestimmt. Ihre Liebenswürdigkeit hielt eine Zeit lang die Bewerbungen ihrer Bewunderer harmonisch zusammen. Es entstand aber über eine geringe Gefälligkeit, die ihr erzeigt werden sollte, ein Streit unter zwei der um sie stehenden Männer, und der Streit artete in Anmaßungen aus, die ihre Delicatesse beleidigten. In einer Aufwallung von jugendlichem Unwillen verließ sie den Tanzsaal und setzte sich neben ihres Mannes Spieltisch. Ein alter Ludwigsritter, der sie oft von weitem lorgnirt hatte, trat zu ihr; er trug eines von den Gesichtern, zu denen man in einem Augenblick mehr Vertrauen faßt als zu andern in einem ganzen Leben; er bezeigte ihr mit feiner Artigkeit sein Erstaunen, sie den Tanz verlassen zu sehen; er wußte sie, ob sie gleich von dem Vorfall, der sie hierherführte, noch erhitzt war, sehr bald in ein angenehmes Gespräch zu verwickeln. Inzwischen hatte aber einer von den beiden jungen Franzosen, deren Zudringlichkeit sie aus dem Tanzsaal vertrieben hatte, Julien auch hier ausgefunden. Dieser sagte, mit einem Blick auf den neben ihr spielenden Geheimenrath: D i e Nachbarschaft kann mich wenigstens nicht hoffnungslos machen.

Julie verlor alle Fassung; mit Thränen in ihrem schwellenden Auge sprang sie auf, ohne eine Antwort zu finden. Der Ludwigsritter, der in gebückter Stel-

lung neben ihr stand, hatte die Worte seines jungen Landsmanns gehört; er las in Juliens Herzen — mit ruhigem, aber festem Tone sagte er, gegen den jungen Menschen gewandt: Aber vor jeder Überlästigkeit muß ihre Nachbarschaft diese Dame verwahren. —

Ein jüngerer Beschützer hätte vermuthlich diese Rede mit dem Degen rechtfertigen müssen, und Julie wäre das Märchen der Stadt geworden; aber der Chevalier sprach mit dem besonnenen Bewußtsein des Übergewichts seiner Jahre und seiner militairischen Würde. Jetzt sah er eine Thräne über Juliens Wange rollen. Mit unbefangener Artigkeit faßte er ihre Hand und führte sie an das andre Ende des Zimmers auf ein Sofa; hier stellte er sich, mit ihrem Fächer spielend, vor sie, daß sie Zeit hatte, sich zu erholen.

Verzeihen Sie meinem jungen Landsmann — sagte er nach einer Weile, indem er sich neben sie setzte — wir haben eine lebhafte Empfänglichkeit für Schönheit, für Liebenswürdigkeit; vielleicht aber muß ein Franzos ein alter Soldat sein wie ich, um ohne alle Ansprüche zu bewundern.

O nein, mein Herr — sagte Julie, in einer fremden Sprache von ihrer leidenschaftlichen Stimmung doppelt hingerissen — Nein, lassen Sie mich keine Schmeichelei von Ihnen hören! Ihre Erscheinung war rettend für mich — zerstören Sie den Eindruck nicht durch diesen verhaßten Ton.

Madame, ich würde mich im Herzen meiner ganzen Nation schämen, wenn die Schmeicheleien meiner jungen Kameraden Sie wirklich hätten beleidigen können.

Eine schmerzhafte Idee, die Julien beschäftigte, wollte aus ihrem Herzen über ihre Lippen fließen. Würde Ihr Geschlecht, sagte sie, mir weniger Achtung schuldig zu sein glauben, wenn etwa mein häusliches Glück.....

Lebhaft hatte sie diese Rede angefangen, brach aber beschämt ab, wie ihre eignen Worte ihr Ohr trafen, und suchte ihre überfließenden Augen zu verbergen. Der Chevalier blickte sie mit ernster Theilnahme an; noch schien er sich aber zu besinnen, ob es sich hier für ihn ziemte, mehr als artiger Mann — auch edler Mensch zu sein. Nach einer Weile sagte er: Aus dem reinen Gemüth, aus dem ruhigen Herzen, das ich in Ihren Zügen lese, schließe ich, daß Sie noch keine Gelegenheit hatten, uns Männer kennen zu lernen. Daher mag es Ihnen bisher entgangen sein, daß eben der Umstand in Ihrem Schicksal, der die Tugend eines reizenden Weibes noch rührender, noch ehrwürdiger macht, den schwankenden Grundsätzen unsrer Jugend mit Hoffnung schmeichelt. —

Das ist eine schreckliche Aufklärung, mein Herr. — Und ich muß erröthen, sie erst von Ihnen zu erhalten!

Ich kann dies für keinen Vorwurf nehmen. Meine grauen Haare, die Erinnerung an eine geliebte, längst verlorne Tochter entschuldigen mich, daß ich bei einer so neuen Bekanntschaft den Conversationston so ganz hintansetze. —

Entschuldigen! rief Julie und legte unwillkürlich ihre schöne Hand auf des alten Mannes Arm. — Nein, mein Herr! Diese Sprache war mir seit langer

Zeit fremd, und mein Herz bedarf ihrer doch so sehr! Sie handelten gütig gegen mich. — An eine Tochter erinnerte ich Sie? War diese so neu, war sie so unglücklich als ich? — Ach lassen Sie mich nie eine andre Sprache von Ihnen hören, als die Sie gegen eine Tochter führen würden!

Seit diesem Tage wußte Julie mehr Würde in ihr Betragen zu legen; diese, und der Einfluß des Chevaliers, der von nun an mit feinem Scherz die Rolle ihres erklärten Bewunderers annahm, setzten den Bewerbungen der jungen Männer von selbst gewisse Schranken. Juliens Unbefangenheit war freilich dahin, seit es ihr deutlich geworden war, daß ein junges schönes Weib, an eines bejahrten Gatten Arm, den Männern ein Raub scheint, den sie ihm abzujagen berechtigt sind. Sie mußte lernen, sich gegen die rohen Ansprüche der Natur zu waffnen, die ihr Verhältniß weckte. Aber ihre geistige Bildung gewann in dem Verhältniß, wie ihre kindliche Sorglosigkeit abnahm. Der Chevalier ließ sich überdem angelegen sein, ihren Geschmack zu üben; er lehrte sie lesen, das heißt, mit Antheil und Unterscheidung lesen; sein überlegener und wirklich sehr cultivirter Verstand führte das empfängliche Gemüth seiner Freundin im vertrauten Umgange mit sich fort, und sie gab ihm, außer der Freude an der Entwickelung ihres Geistes, durch die Herzlichkeit, die sie in das Verhältniß legte, eine Jugendahnung wieder, die der alte, nur an gesellschaftlichen Firniß gewöhnte Weltmann nicht mehr erwartet hatte zu empfinden.

Die grauen Haare dieses Ehrenmannes machten seine

häufigen Besuche bei Julien ganz unverdächtig, und der Geheimerath, der für seine Person Tag aus Tag ein von seiner Kanzlei in seinen Garten, von da in sein Cabinet, und zuletzt an den L'Hombretisch zu gehen pflegte, schien gegen den neuen Freund seiner Frau, wenn er selbst auch keine Berührungspunkte mit ihm hatte, doch nichts einzuwenden zu haben.

Von des Chevaliers Tochter, deren Erwähnung in seine erste Unterredung mit Julien so viel Wärme gebracht hatte, war seitdem nicht wieder die Rede gewesen; er wich dem Gespräch über diesen Gegenstand aus, bis ihn endlich eine zufällige Veranlassung überraschte. Es war in einer Gesellschaft, wo sie Beide gegenwärtig waren, von der Heirath eines sehr jungen Mädchens mit einem alten Mann erzählt worden. Ein Theil der Anwesenden schwieg, wie es schien mit einiger Verlegenheit; Andre setzten mit herzloser Gleichgültigkeit den ökonomischen Vortheil dieser Verbindung auseinander. Endlich sagte eine alte häßliche Hofdame, die, so oft es Gelegenheit gab, Julien aufzupassen pflegte: die Heirath schiene ihr ganz schicklich, indem die Ehe der Frau von Rader ihr bewiese, daß Alles von der Klugheit und Liebenswürdigkeit des einen Theiles abhinge.

Juliens Gesicht hatte die unangenehme Empfindung, die ihr diese Worte machten, so deutlich ausgedrückt, daß der Chevalier, der das Gespräch nicht verstanden, sie aber beobachtet hatte, sich nach der Veranlassung ihrer Bewegung erkundigte, sobald er sie in ihrem Hause allein sah. Die Richtigkeit ihres Gefühls

erlaubte ihr nicht, ihm die nächste Ursache zu sagen; sie sprach blos von der Heirath, von welcher dort die Rede gewesen war, und deren Hauptmotiv, wie sie wußte, in dem Wunsche der Familie lag, einen Sohn besonders zu begünstigen. Der Chevalier schien ergriffen. — Also ein Opfer der Ungerechtigkeit! rief er — o wüßten diese Menschen, was sie das kosten kann! wüßten sie, wie die Natur sich rächt!

Er hielt inne; er bedachte betroffen das Gewicht, das seine Worte in Beziehung auf Julien haben konnten. Sie verstand ihn und sagte mit sanfter Ruhe: sie glaube, ihre Lage zu übersehen, und hoffe, ihr immer gewachsen zu sein; zwischen Freunden dürfe ein unabänderliches Schicksal keine Zurückhaltung, keine falsche Schonung nothwendig machen.

Der Chevalier bewunderte gerührt das zarte Gefühl und die milde Vernunft, die in dieser Erklärung lagen. — Verzeihen Sie, setzte er hinzu, daß ich die Wirkung ausspreche, die ein Wesen wie Sie auf mich macht. Meine Landsmänninnen haben Grazie, Geist, jede Art von Liebenswürdigkeit — aber diese Reinheit und Tiefe der Empfindung fesselt uns nur an Idealen, die uns die Phantasie deutscher Schriftsteller aufstellte, und es überrascht mich, sie in der Wirklichkeit so ganz wiederzufinden. —

Diese Wendung des Gesprächs führte die Geschichte seiner Tochter herbei — sie glich in ihrem Ursprunge der Begebenheit, welche das Gespräch veranlaßt hatte. Der Chevalier, jüngerer Sohn einer angesehenen Familie, verband mit einem Namen, der ihn zu An-

sprüchen berechtigte, nur ein beschränktes Vermögen. Sein Ehrgeiz vermochte ihn, dieses Vermögen ausschließend seinem einzigen Sohne zuwenden zu wollen. Zu dem Ende mußte eine Tochter aufgeopfert werden. Anfangs war das Kloster ihre Bestimmung. Sie verabscheute die Gelübde, die ihr drohten; nachdem sie vergebens das Mitleiden ihrer Eltern zu rühren gesucht hatte, nahm sie die Hand eines alten, reichen Mannes an, den ihre Schönheit blendete. Der Taumel ungewohnter Freiheit, Schmeichelei, Geringschätzung eines Gatten, dem das Alter keine Würde gab, das Alles riß sie hin. Sie war leichtsinnig; sie wurde unglücklich und endlich strafbar. Verzweifelnd, jemals die Neigungen ihres Herzens mit ihren Pflichten vereinigen zu können; zu gut zur Heuchelei, zur klugen Schonung des Scheins, verwickelte sie ihr Schicksal in Abenteuer, die ihre Familie nöthigten, die Ehre eines beleidigten Gemahls zu rächen. Im zweiundzwanzigsten Jahre umfingen sie die Mauern eines strengen Klosters. Hier starb sie. — Die Umstände ihres Todes vermochte der unglückliche Vater nicht zu erzählen. Nur mit Anstrengung war er in ihrer Geschichte soweit gekommen. Jetzt ergriff ihn eine Bewegung, die das Schrecklichste muthmaßen ließ. Er hob seine krampfhaft gefalteten Hände empor; eine kalte, langsam gesammelte Thräne rann über die eingefallene, bleiche Wange; mit einem Tone, als spräche er in das Grab, rief er: O Emilie! Dein Mörder wird vor Gottes Richterstuhl erscheinen. — Bis dahin laß ab! Verfolg' ihn nicht in dieser Leichengestalt. —

Julie ergriff schluchzend seine Hände. Indem sie ihn durch die zärtlichste Theilnahme, durch den Ausdruck der reinsten kindlichen Liebe zu beruhigen suchte, trat der Geheimerath in das Zimmer. Er schien etwas verlegen, seine Gemahlin und ihren Freund in einer Stimmung anzutreffen, die er sich nicht erklären und die ihm nicht erklärt werden konnte. Der Chevalier nahm seine Fassung zusammen und leitete die Unterredung in den gewöhnlichen Ton. Des Geheimenraths Befremdung schien vorüberzugehen; als sich aber der Chevalier entfernt hatte, fragte er Julien mit einem etwas verdrüßlichen Ausdruck nach der Ursache des sonderbaren Auftritts. Sie hatte sich bei seiner anscheinenden Beruhigung begnügt und sich weniger mit seiner Bestürzung, als mit der Geschichte ihres alten Freundes beschäftigt, sodaß ihr jetzt erst einfiel, daß sie ihrem Gemahl diese Geschichte nicht wohl mittheilen könnte. Sie antwortete mit sichtbarer Verlegenheit, die Erzählung einer rührenden Begebenheit hätte sie Beide lebhaft bewegt. Der Geheimerath, der übel gestimmt war und bei dieser Veranlassung vielleicht einen länger genährten, dunkeln Mismuth ausbrechen ließ, machte ziemlich unsanft die Bemerkung: dieses empfindsame Wesen komme beim Lesen von Romanen und beim Declamiren von Tragödien heraus; eine junge, artige Frau, die ihrer Lage jede Annehmlichkeit verdanke, thue besser, in Gesellschaft heiter zu sein und zu Hause ihren Geschäften nachzugehen. — Seit einiger Zeit, schloß er trocken, sehe ich Dich in Gesellschaft dissertiren und zu Hause weinen. Dabei erwächst der Ehe keine Freude. —

Julie verstummte. Ein junges Weib kann gegen einen alten Gatten nur kindlich froh, oder sklavisch schüchtern sein. Nur die Unwürdigeren ihres Geschlechts sind in einem solchen Fall der Widersetzlichkeit oder der Schmeichelei fähig. Julie schwieg, mit vollem, bangem Herzen. Von nun an versteckte sie ihr Buch, wenn ihr Gemahl erschien; sie unterbrach in Gesellschaft, wenn er sich nahte, ihr Gespräch mit einem erzwungen lustigen Einfall; sie vermied, sich von dem Chevalier vorlesen zu lassen; sie hielt, wenn er im Begriff war, allein mit ihr zu bleiben, einen gleichgültigen Besuch geflissentlich bei sich auf; unruhig und nachdenkend betrachtete er das Alles; sein Blick begegnete dem ihrigen, den sie thränenschwer abwandte.

Bald nach jenem Vorfall riefen die öffentlichen Angelegenheiten den edeln Fremden ab. Er fand beim Abschiede Julien allein. Es war ihr bis jetzt gelungen, die neue Wendung in ihrem Verhältniß und ihre Empfindung zu verbergen; aber ihr verhehltes Gefühl ergriff die Trennung von dem geschätzten, mit kindlichem Interesse von ihr betrachteten Alten, um einen freien Ausbruch zu genießen. Er fühlte zu fein und kannte das menschliche Gefühl zu gut, um ihre Stimmung nicht zu beurtheilen. Mit stiller Rührung sah er ihre Thränen fließen. Sanft und ernst sagte er: Ich gehe, den Rest eines vergifteten Lebens in einem unglückseligen Streite zu wagen, und nehme die Beruhigung nicht mit, daß Sie glücklich sind. — Hätte ich hoffen dürfen, in Ihrer Nähe zu bleiben, so würde ich nach der Ehre getrachtet haben, Ihr Vertrauen zu gewinnen.

Mein alter Kopf hätte Ihrem jungen Herzen vielleicht nützlich sein können. Wie es jetzt steht — ich wünsche die Erhaltung meines Lebens nicht; ich darf die Rückkehr zu Ihnen, die ewige Trennung von meinem Vaterland wäre, nicht wünschen; sollte ich sie aber erleben — so möge dann ein heiteres Lächeln dieses schöne Gesicht schmücken!

Er küßte ehrerbietig ihre Stirn, und wie er sie jetzt verließ, war es Julien, als hätte sie ihre letzte Zuflucht auf Erden verloren.

Die Heiterkeit und das Vertrauen verloren sich unvermerkt ganz aus Juliens Ehe. Der Geheimerath hatte nicht Charakterstärke genug gehabt, sich die Freude an den Triumphen seiner schönen Gemahlin zu versagen; und ebensowenig vermochte er, ohne Mismuth und Argwohn sie bewundert zu sehen. Julie hätte es ohne Widerstand ertragen, in der Einsamkeit zu leben, doch wußte sie es ihrem Manne nicht zur Großmuth anzurechnen, daß er sie die Annehmlichkeiten ihres Alters und Standes genießen ließ; sie dachte darüber nicht nach. Jemehr hingegen Umgang, Lecture, ein wenig Erfahrung und Bekanntschaft mit ihrem eigenen Herzen sie ausbildeten, desto peinlicher empfand sie das Opfer, welches sie gebracht hatte; desto genauer aber berechnete auch ihr Gemahl die Vortheile, die sie ihm zu verdanken, und die Pflichten, die sie zu erfüllen hatte. Als er sie kennen lernte, war sie ein fröhliches Mädchen, deren lebendige Lustigkeit ihm gefiel, ohne ihn durch den Gedanken, daß ihre Jugend die Quelle dieser Lustigkeit war, zu drücken. Aber zwischen dem liebenswürdigen

gebildeten Weibe und ihm war eine Verschiedenheit, die ihn mehr drückte, als die des Alters; denn die Eigenschaften, die sie ausgleichen konnten, würden ihm gefehlt haben, wenn ihn auch ein Zauber verjüngt hätte.

Die Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten fing an, die Lage des kleinen Ländchens sehr unangenehm zu machen. Rader war ein braver Geschäftsmann, ein treuer Diener; während der Abwesenheit seines Fürsten, der einem drohenden feindlichen Überfall aus dem Wege gegangen war, lag ein bedeutender Theil der öffentlichen Verwaltung unter wenig lohnenden Umständen auf ihm. Juliens verständige Theilnahme bei den Unannehmlichkeiten seines Berufs brachte sie einander um nichts näher; der Geheimerath verkannte die Verdienste nicht, die sie sich bei den Kriegsunruhen als kluge und thätige Hausfrau im Einzelnen und im Ganzen um seine Wirthschaft erwarb; aber von verliebter Bewunderung zurückgekommen, durch seine Geschäfte verstimmt, war dies auch die einzige Seite, die ihn an seiner Gemahlin interessirte, und die er benutzte, während sie die dreifache Scheidewand, der Jahre, des Charakters und der Geistesbildung, nur schmerzlicher fühlte.

Es schlichen Tage, Monate, Jahre dahin, und immer öder schien ihr der Pfad zu werden, den zu wandeln die Bestimmung ihres Lebens war. Ewig ungetheilte Empfindungen im Busen verschließend, in voller Wärme des Gefühls zu einer kalten mechanischen Existenz verurtheilt, in der Blüte des Lebens der Aussicht weiterer Entwickelung beraubt, heftete sich ihre Sehnsucht zuwei-

len auf die Mutterfreuden; diese, dachte sie, hätten ihr Entschädigung bieten können. Erblickte sie aber ein junges glückliches Paar, das seine Kinder umfing, schlug irgend eine Berührung einen solchen Ton in ihrem Herzen an, daß die Eisrinde der Empfindungslosigkeit zu brechen drohte, so hielt sie es für besser, wenn nichts Widerstreitendes das Ganze der Leerheit ihres Daseins unterbräche. Wenn sie so einen ganzen Tag lang sorgfältig bedacht gewesen war, kein Gefühl in ihrer Brust aufkommen zu lassen, und ihr Gemahl, ungestört in seiner Alltäglichkeit, sich darum freundlicher an den Spieltisch setzte, und sie kalt die Schmeicheleien der Männer abwies, dann tönte es in ihrem Herzen: Lebendigtodte, wann empfängt dich das Grab? — Nach und nach sah sie die Tage mit eben dem Gefühl verfließen, wie jener Gefangne, der fünfundvierzig Jahre im Kerker schmachtete; in den ersten funfzehn Jahren hatte er zur Bezeichnung jedes vorübergegangenen Tages ein Holz gekerbt; nachher verwirrte die Zahl der Kerben und der Stäbchen seinen Kopf, und er sah nicht mehr auf die Tage, welche vorübergingen, nur in die Ewigkeit, die sie fortriß.

Es trat in den Angelegenheiten der deutschen Fürsten, welche der Krieg aus ihren Staaten vertrieben hatte, der Zeitpunkt ein, wo von Entschädigungen und dahin sich beziehenden Vergleichen die Rede wurde. Herr von Rader wurde von seinem Herrn aufgefodert, sich zu ihm zu begeben, um ihm als treuer vieljähriger Diener in manchem wichtigen Geschäft zur Hand zu gehen. Er hatte nicht viel Ursache, mit dem Fürsten zufrie-

den zu sein, hielt es aber nichtsdestoweniger für seine Pflicht, dem Rufe zu folgen. Julien erfüllte die bevorstehende Veränderung mit bangem Widerwillen. Ihre Empfindung war zum Theil die des matten Kranken, wenn ein Augenblick kommt, wo er sich in seinem Lager umwenden soll. Die Gestalt, welche die Dinge um sie herum nun einmal hatten, die Gewohnheiten, von denen sie umgeben war, gewährten ihr ein still und gerade fortlaufendes Dasein, und unschädlich erhielt sich im Kreise pflichtmäßiger Geschäfte das Bewußtsein mancher Kraft ihres Gemüths. Sie fürchtete sich vor neuen Gegenständen, vor neuen Gefühlen; jeder Hauch schien ihr das Gebäude ihrer Ruhe zu bedrohen.

Der Fürst hielt sich in einer großen Stadt auf, wo der Zeitpunkt eine Menge von Fremden versammelte; diesen lebhaften Schauplatz betrat Julie in ihrem vierundzwanzigsten Jahre. Das Schicksal ihrer ersten Jugend hatte sonderbar rührend auf ihre Gestalt gewirkt. In einem thätigen und zugleich von Stürmen des Herzens freien Leben hatte ihre Blüte sich erhalten; aber ihre Züge waren bedeutender geworden, und gegen die gelassene Gleichgültigkeit, welche ihre Haltung, ihre Bewegungen durch langes Bemühen ausdrücken gelernt hatten, stach der vielfältig wechselnde Ton ihrer Stimme, der bald wehmüthige, bald ernste Charakter ihrer sprechenden Augen befremdend ab. Der Krieg hatte seit einigen Jahren das gesellschaftliche Leben an ihrem Wohnorte zerrissen; als sie es hier wiederfand, war es ihr neu geworden; sie empfand dabei eine angenehme Überraschung, und in dieser Stimmung trat sie auch diesmal

wieder in den angesehenen Zirkeln, wo ihres Gemahls Verhältnisse sie einführten, mit glänzendem Erfolg auf.

Eine kleine Unpäßlichkeit hielt den Geheimenrath in seinem Zimmer, als ein Fremder, welcher in Geschäften eines bedeutenden Reichsstandes hierhergekommen war, sich durch Briefe, die er ihm zu übergeben hatte, Eingang bei ihm verschaffte. Der Geheimerath empfing ihn im Krankencostume auf seinem Lehnstuhl; Julie, eine theilnehmende Krankenwärterin, saß, mit einer Stikkerei beschäftigt, neben ihrem Gemahl. Wie der Fremde sprach, erstaunte sie, ohne sogleich zu wissen worüber; sie betrachtete seine Züge und verglich sie mit dem bekannten Tone. Eine Ahnung ergriff sie, indem sie seine Anrede erwiederte; ihre melodische Stimme zitterte, und bei ihrer leisen Antwort drückte des Fremden Gesicht eine ähnliche Bewegung aus. Der Geheimerath hatte einen Brief, den ihm der Fremde zugestellt, flüchtig durchlaufen; er reichte ihn seiner Gemahlin und sagte ihr, Herr von Saarheim würde ihm von einem alten Universitätsfreunde empfohlen. Julie konnte ihr Gesicht auf den Brief niederbeugen und so den Eindruck verbergen, den sie bei jenem Namen empfand.

Es war der Name des einzigen Mannes, den sie je geliebt hatte, und dieser Mann hatte das sechzehnjährige Mädchen vergessen — wie zitterte sie vor dem Augenblicke, wo er in der Gemahlin des kranken bejahrten Mannes dort im Lehnstuhl sie wiedererkennen würde!

Sie nahm an dem Gespräch, an den zuvorkommenden Höflichkeiten ihres Gemahls so wenig Theil als

möglich; der Aufruhr in ihrem Innern war zu lebhaft, als daß sie mit sich einig werden konnte, wie sie sich zu betragen hätte. Saarheim schien bestürzt, aber eifrig bemüht, sie sprechen zu hören, sie zu beobachten. Als er sich entfernt hatte, tadelte der Geheimerath Juliens Zurückhaltung. Es waren durch die Empfehlung des alten Universitätsfreundes frohe Erinnerungen in ihm erweckt worden; Saarheim hatte ihm von manchem Bekannten aus seiner Jugendzeit erzählt und sich in die Stimmung, die diese Gegenstände bei ihm hervorbrachten, gefällig gefügt. Julie wagte nicht, sich zu rechtfertigen. Sie klagte in ihrem Innern sich selbst an, ihre Reizbarkeit, die kindische Eitelkeit, nach so vielen langen Jahren einer Jugendliebe noch zu gedenken, noch Unwillen gegen den Treulosen zu empfinden. Am peinlichsten drückte sie die Beschämung — sich ihres Gatten geschämt zu haben vor ihrem ehemaligen Liebhaber. Sie zitterte vor der Aussicht, ihn wiederzusehen. Mochte er sie erkannt haben oder nicht; mochte es um sein Herz stehen, wie es wollte: sie fühlte sich unfähig, mit gleichgültiger Fassung vor ihm zu erscheinen; sie fühlte im Voraus das Lästige eines gemachten Betragens.

Saarheim war nicht unbefangner als sie. Seine Leidenschaft hatte vor sechs Jahren den Charakter von Gutherzigkeit und Überspannung gehabt, der dem ersten Liebeshandel eines unverdorbenen Jünglings gebührt. In seinem Kopfe war Alles im schönsten Zusammenhang entworfen gewesen; ein Landgut, unfern von Juliens damaligem Wohnorte; der Genuß der Na-

tur; die Nähe von Juliens Mutter, welche bei den redlichen Absichten seines Herzens in seinem Glückseligkeitsgebäude eine wichtige Stelle einnahm. So macht es die erste Liebe; froh und zuversichtlich vermählt sie sich mit der ganzen Zukunft des Lebens; die letzte — zerstört oft den Lebensplan und baut sich aus den Trümmern ihre Heimath, oder findet unter ihnen ihr Grab. — Mit seiner sich verlängernden Abwesenheit, mit den Zerstreuungen, die einige Hauptstädte ihm darboten, mit den Fortschritten seiner Begriffe und Geisteskräfte trat Juliens Andenken unter so manchen andern Erinnerungen, die er jetzt belächeln mußte, in immer weitere Ferne zurück, und er dankte der klugen Vorsicht ihrer Mutter, die seinen Wankelmuth berechnet und ihm die Schande des Meineids erspart hatte.

Bei der Rückkehr in seine Vaterstadt fand er die Bahn des glänzendsten Ruhms durch den Krieg eröffnet; indem er sie bis zu dem Frieden, der das nördliche Deutschland beruhigte, mit Ehren verfolgte, hatte er nicht Zeit, dem Schicksal seiner Jugendfreundin nachzuforschen. Der Kriegsdienst war nicht seine erste Bestimmung gewesen; er verließ ihn jetzt mit befriedigtem, aber nicht übersättigtem Ehrgeiz und wurde, den frühern Planen seiner Familie gemäß, in Staatsgeschäften angestellt.

Saarheim hatte die Welt genossen und kennen gelernt. Das Leben im Felde hatte ihm gegeben, was es jedem edeln Gemüth geben muß: leichte Entschlossenheit im eigenen Handeln, Ernst und Theilnahme bei fremdem Interesse. Nur von einer Seite war sein

Schicksal auf die Vollendung seines Werths nicht bedacht gewesen: seine Bekanntschaft mit den Weibern hatte ihn nicht gelehrt, sie zu schätzen, und dies hinderte ihn bis jetzt, sich nach häuslichem Glück umzusehen. Ungebildete Weiber konnten ihn nicht anziehen; Bildung hatte er zu oft mit Verderbtheit oder Verkehrtheit erkauft gefunden. An einer Verbindung, die den Bedürfnissen seines Herzens und seines Geistes genügen könnte, verzweifelte er. Übrigens lagen ihm diese Bedürfnisse bisher auch nicht sonderlich an. Im Herumschweifen von Land zu Land, und nachher im stürmisch freien Kriegsleben war ihm manche Zerstreuung aufgestoßen, bei welcher seine Phantasie thätig gewesen war, das Interesse seiner Sinne mit glänzenden Farben zu schmükken. So hatte er denn erst seit kurzem die Entdeckung gemacht, daß er nur einmal, daß er nur Julien geliebt hätte. Da trat der Schatten jener Liebe wieder angenehm vor ihn. Nach so manchem schönen Weibe in und außer Deutschland erinnerte er sich des unverkünstelten holden Mädchens fast wie eines Kindes; er parodirte mit zartem Spott seine damalige Leidenschaft, und sie erschien ihm ungefähr wie einem großen Dichter seine Jugendversuche; fast schämt er sich ihrer, und doch, so schön, so rein begeistert wird er nie mehr sein! — Durch gelegentliche Erkundigungen, die er nun Juliens wegen einzog, erfuhr er übrigens nur im Allgemeinen, daß sie geheirathet hätte; ihr Vater war inzwischen gestorben; ihre Stiefmutter, von der er vorher nichts gewußt hatte, aus dem Städtchen weggezogen.

Bei seinem Eintritt in des Geheimenraths Zimmer

fiel ihm die edle, schlanke Gestalt auf, die sich von dem Sessel neben dem Lehnstuhl des Kranken erhob. Noch hatte er aber nicht die entfernteste Ahnung, daß er hier die Geliebte seiner Jugend wiederfände. Julie war viel größer geworden; die Farbe jugendlich blühender Gesundheit hatte dem zartern Colorit Platz gemacht, welches früher zu dem Herzen als zu den Sinnen spricht; die unbefangene Raschheit ihrer Bewegungen hatte sich in einen ruhigern, etwas stolzen Anstand verwandelt. Aber der erste Laut ihrer Stimme schlug an sein innerstes Herz; es waren Töne aus einer vor langer Zeit geliebten, längst vergessenen Melodie, die sein Gefühl rege machten, ehe sich sein Gedächtniß Rechenschaft davon geben konnte. Sie sprach fort; einmal nannte sie ihren Gemahl: lieber Freund — bei diesen Worten sah er Julien vor sich stehen.

Gegen die Begierde, sich volle Gewißheit zu verschaffen, stritt schon in ihm ein geheimer Widerwille, Julien in dieser Ehe, an der Seite eines bejahrten, durch keine Vorzüge des Geistes oder Herzens ausgezeichneten Mannes zu finden. Sie war ein Mädchen ohne Vermögen gewesen, das wußte er; Herr von Rader war reich, und Saarheim hatte während seines kurzen Aufenthalts seine Gemahlin schon als eine der liebenswürdigsten und bewundertsten Damen nennen gehört. Alle diese Züge bildeten in seiner Vorstellung ein Ganzes, das ihm unangenehme Empfindungen machte. Was war aus dem gefühlvollen, kindlich offenen Mädchen geworden? Sie sah nicht leichtsinnig, nicht fröhlich aus, und sie glänzte in der Gesellschaft; ihr Ernst war also

Kälte; Herzlosigkeit also und Begierde nach Ansehen, nach Reichthum hatten sie zu dieser Verbindung bewogen. Aber ihre Stimme, die noch so hold, so melodisch klang? — O Julie, Julie! Hätte doch dieser Ton mein ruhiges Herz nicht berührt, so müßte ich Dich jetzt nicht hassen wegen Deiner Heirath, wegen Deiner Liebenswürdigkeit! — Saarheim erröthete, als nach einem langen unruhigen Nachdenken diese Worte wie laut ausgesprochen in seinem Kopfe wiederhallten. Er fühlte es so thörig, die ewig verlorne Vergangenheit so nahe an eine Gegenwart zu knüpfen, auf welche die Gemahlin des Herrn von Rader keinen bedeutenden Einfluß haben konnte. Aber er sollte sie wiedersehen; ein eigensinniges Ungefähr setzte ihn in ein gewissermaßen freundschaftliches Verhältniß mit ihrem Hause; er mußte also beschließen, wie er sich gegen sie benehmen würde. Für einen Mann, der nahe an dreißig war, ließ er sich von seinem Herzen, das er von dieser Seite selbst noch nicht kannte, hinreißen, diesen Punkt sehr leicht abzufertigen; er wollte es auf die Umstände ankommen lassen — daß er diese, nachdem Juliens Stimme sein Gefühl so lebhaft erschüttert hatte, nicht mehr kalt in Betracht zu ziehen vermochte, das übersah sein Scharfsinn.

Auf den ersten Besuch folgte sehr bald eine Einladung. Nicht ohne Spannung trat Saarheim in das Haus des Geheimenraths. Der Zufall wollte, daß von den übrigen Gästen noch keiner sich eingefunden hatte, und daß ihn Julie in Abwesenheit ihres Gemahls allein empfangen mußte. Sie hatte sich mit Fassung ge-

waffnet, und nach dem ersten Schreck war es ihr lieb, daß sie den peinlichsten Augenblick zuerst überstehen sollte. Saarheim fand zu seiner größeren Bestürzung mehr als das erste Mal die Julie von ehemals in ihr wieder; mochte es ein gewählter Anzug, eine erhöhte Farbe sein, oder ein Betrug seines Herzens, das ihrem Bilde in seinem Gedächtniß nachhalf. Nach der ersten Begrüßung, die sie ohne sichtbare Verlegenheit empfing, sagte er, in seinem Innern keineswegs von der Statthaftigkeit Dessen, was er vorbringen wollte, überzeugt: Wenn mich nicht Alles trügt, so erlaubt mir eine Bekanntschaft aus früher Jugend, Ihnen meine Freude zu bezeigen — daß ich Sie so glücklich — daß ich die Wünsche Ihrer vortrefflichen Mutter so gut erfüllt sehe. —

Seine Stimme verrieth die Wechsel, die während dieser ungeschickt erdachten Rede in seinem Gefühl vorgegangen waren. Er hatte ohne ein entschiednes Vorhaben angefangen; er war im Begriff, bitter zu werden; das Andenken der guten Mutter, das er zurückrief, machte ihn weich, ohne daß es den ironischen Sinn milderte, den seine Worte haben konnten; er schwieg, beschämt und unruhig in seinem Herzen. Wenn der zartere Bau, der schnellere Gang des Gefühls das Weib leichter zu lebhaften Eindrücken hinreißt, so hilft ihr eben dieses auch, im Drange des Augenblicks Fassung zu erringen und mit Einem scharfen Blick das Schickliche zu erkennen, dem sie dann heldenmüthig ihre Empfindung opfert. Saarheim's Worte mußten Julien ganz von ihm entfremden, oder zu ihrer unauslöschlichen Erniedrigung ihres Herzens Schwäche an ihn verrathen.

Ein tiefer Schmerz ergriff sie, denn sie entsagte in diesem Augenblick der Liebe, und dieses Bewußtsein blitzte durch ihren Geist, so wenig sie auch sonst Zeit hatte, klar zu begreifen, was Alles vorging. Sie antwortete mit ruhigem Anstande auf den Theil von Saarheim's Rede, der ihre Mutter betraf, sprach ein Wort von ihrem Tode und ging dann auf allgemeine Gegenstände über.

Sie kamen seit diesem Tage sehr oft wieder zusammen, und immer vergiftete Jedes des Andern Herz durch die Außenseite ruhiger, kalter Höflichkeit. Jedes gab sich gegen das Andere den Schein, der Vergangenheit nicht mehr zu gedenken, und Beide litten gleichen Schmerz, die Liebe so vergessen und so viel Liebenswürdigkeit zu sehen. Aber beglückend sind für den freien Mann die Schmerzen, welche Leidenschaft verursacht. Saarheim litt, ehe er sich gestand, daß er Julien liebte; er litt, als er sich eine Liebe, die er für fruchtlos ansehen mußte, die er an ein unfühlendes Herz verschwendet glaubte, nicht mehr verhehlen konnte. Doch wie reichlich lohnt uns Männern für solche Leiden die volle Empfindung des Lebens, die uns durch sie zu Theil wird? Jeder Augenblick gebiert einen Wunsch, ein Streben; jeder Pulsschlag ist ein Gefühl, keine Kraft der Seele bleibt unbeschäftigt. Julie war sich vom ersten Augenblick des Eindrucks bewußt gewesen, den das Wiederfinden dieses Mannes bei ihr erweckt hatte, und von da an war Unterdrückung dieses Bewußtseins, Unterdrückung aller Wünsche und Hoffnungen das Geschäft ihres Lebens. Hätte sie Wünsche gehabt, so würde Saarheim's

schweigende Kälte ihren Stolz aufgerufen haben; hätte sie Hoffnungen gewagt, so würden ihre Pflichten zum Kampf herausgetreten sein. So war es weiter nichts, als daß sie jeden geendigten Tag einem auf immer verfehlten Dasein abgewonnen zu haben fühlte. Und in dem Maße, wie die Grundfarbe ihres Gemüths sich verdüsterte, nahm ihres Gemahls Ton eine Art von Rauhheit an, und dieser setzte sie eine resignirte Gefälligkeit entgegen, die im häuslichen Umgang etwas Kindliches haben konnte, aber in Saarheim's Gegenwart den Charakter, bald der Unterwürfigkeit, bald der kunstvoll versteckten Überlegenheit bekam und seinem Irrthum immer mehr Nahrung gab.

Eine zahlreiche Gesellschaft war eines Tages bei dem Geheimenrath versammelt. Schon lange verfolgte Saarheim unter seiner gewöhnlichen Maske des Gleichmuths jede Bewegung des geliebten Weibes. In jeder fand er das Wesen wieder, das ihm einst theuer gewesen war, in jeder schöne Vollendung der Anlagen, welche damals sein höchstes Ideal weiblicher Vollkommenheit waren. Soviel Reichthum des Geistes, soviel Weichheit des Herzens! Und sie hat frei gewählt! Sie bedarf nichts, nicht Mutterliebe, keine Freundin! Einen untergeordneten, grämlichen Alten zu beherrschen, genügt diesem Herzen! Keine Sehnsucht überfällt sie in diesem ewigen Einerlei von Gesellschaft, von Putz, von conventionneller Artigkeit. — Sie sieht Den wieder, den sie einst liebte, spricht ihn stundenlang, entfaltet gleichgültig vor ihm wie vor jedem Andern die Reize ihres Geistes, ihrer Gestalt. —

Diese Gedanken, tausendfach gemischt und immer wieder dieselben, arbeiteten unter der erborgten Ruhe seines Gesichts und beschäftigten ihn bis zur Betäubung aller Gefühle. In diesem Augenblick wurde dem Herrn des Hauses ein Fremder angemeldet. Mit einem Schrei sprang Julie vom Spieltisch auf und flog einem hereintretenden alten Manne entgegen, den Saarheim an seiner Uniform für einen französischen Emigrirten erkannte. Dem Blicke des Liebenden entging es nicht, daß ihre erste Bewegung die gewesen war, sich dem Fremden in die Arme zu werfen. Zwar hatte, ehe sie bei ihm stand, das strenge Gesetz der Sitte schon wieder gesiegt. Aber eine Umarmung hätte nicht mehr gesagt als der Ton ihrer Stimme, als ihre zitternde Hand, wie der alte Mann sie hielt und mit redendem Blick zu ihr sprach. — Kaum war Saarheim seiner noch mächtig. So empfindet sie denn doch! Und so lebhaft, so liebenswürdig in der Hingebung, in dem Vergessen! — Und wer ist dieser Mann?

Julie stellte ihren Gästen den Chevalier vor, als einen alten Freund, bei dessen Abschiede sie kaum mehr Wiedersehen gehofft hätte. — So lange hörte ich nichts mehr von Ihnen, sagte sie zu ihm; ich habe Sie beweint. — — Die ganze Wehmuth ihres Herzens lag in ihrem Ton; sie faßte sich schnell, aber es war in ihrer Art, den Chevalier in ihre Gesellschaft einzuführen, in ihrer Aufmerksamkeit für den lieben Gast soviel Seele, daß die Eifersucht bei Saarheim den Entschluß, um ihr Herz zu werben, entwickelte.

Der Chevalier war nun sogleich wieder Juliens

treuer Begleiter, und er schien sie heiterer und mittheilender zu machen. Die Schmähsucht selbst konnte hierbei nur lächeln über die Affectation der schönen jungen Frau, neben dem alten Gatten auch einen alten Liebhaber zu haben. Saarheim's Leidenschaft tobte um so heftiger in seinem Innern, je weniger er die Erscheinung zu begreifen wußte, die ihn, ihrer Bizarrerie ungeachtet, dennoch empfindlich quälte.

Einem schönen Frühlingstage zu Ehren ward von dem Geheimenrath, der das Landleben über Alles liebte und sich immer nach seinen Gütern, seiner Landwirthschaft zurücksehnte, eine Spazierfahrt in eine wegen ihrer Obstzucht berühmten Gegend veranstaltet. Saarheim und der Chevalier waren von der Gesellschaft. Man zog aus Gefälligkeit überall mit hin, wo der Geheimerath sein ökonomisches Steckenpferd tummeln mochte: aus dem Felde in den Stall, von da auf den Fruchtboden, von der Dreschmaschine in den Keller; das schöne Wetter und der leichte gutherzige Sinn der Gesellschaft machten die weitläufigen Untersuchungen, die dabei vorfielen, zum lustigen Zeitvertreib. Nachdem die Wanderschaft vollbracht war, setzte sich der Geheimerath mit einem Theile der Gesellschaft unter die Blütenbäume an das Spiel und vereinigte so seine beiden höchsten Genüsse. Saarheim suchte sich in ziemlicher Entfernung von dem Spieltische einen Fleck aus, um eine Aussicht in das Thal hinunter zu zeichnen. Julie und der Chevalier saßen in seiner Nähe im Grase. Ein Buch, das Julie im Strickbeutel trug, belebte bald ihr Gespräch. Es war eine soeben erschienene Sammlung französischer Ge-

dichte von sehr geringem Gehalt. Der Chevalier parodirte einige derselben mit vieler Laune; Julie vertheidigte ein Paar Stellen, die ihr gefühlt schienen. Endlich nahm sie ihm mit scherzhaftem Unwillen das Buch weg und warf ihm lachend vor, er fände die Gedichte schlecht, weil sie seit der Revolution gemacht wären. Der Chevalier rechtfertigte sich und erbot sich, zum Beweise seiner Unparteilichkeit ihr einige Verse zu lesen, die er vor kurzem in einem Journal gefunden hätte. In der Hoffnuug, sie bald zu sehen, sagte er, schrieb ich das kleine Gedicht für Sie ab. —

Während er in seiner Schreibtafel suchte, sprach Julie mit einer Stimme, die Saarheim's Herz durchdrang: Guter, lieber Chevalier, also auch fern von mir dachten Sie an mich, an mein Vergnügen?

Der alte Mann blätterte fort, beugte aber seinen Mund auf ihren Arm und sprach einige Worte, die so leise waren, daß Saarheim nur diese ersten verstehen konnte: Hat meine Tochter gemeint, daß die Sorge für ihr Glück mich je verlassen würde?

Juliens Augen wurden feucht; sie warf einen flüchtigen Blick auf den Spieltisch — nicht nach Saarheim — und schwieg.

Ich habe es! rief der Chevalier und las: An die Hoffnung.

An die Hoffnung? wiederholte Julie mit wehmüthigem Scherz. — Guter Mann, wollen Sie von mir hören, daß es eine trügerische Göttin ist? Ich denke, Sie und ich sollten ein Lied von der Resignation lieber hören. —

Nicht Sie, meine schöne Freundin! Dieser Scherz thut mir weh aus Ihrem Munde. —

Sein Blick wendete sich, vielleicht unwillkürlich, auf Saarheim, und Juliens Auge folgte ihm. Eine hohe Röthe übergoß ihre Wangen; sie nahm das Blatt schnell aus des Chevaliers Hand und wollte es laut lesen. Doch bei der ersten Zeile fühlte sie, wie das Schlagen ihres Herzens sie verrieth; nach einem Augenblick von verlegenem Schweigen bat sie den Chevalier, der sie aufmerksam beobachtet hatte, die Verse selbst zu lesen. Er las:

Salut, o divine Espérance!
Toi, dont le charme séducteur
Donne une aile à la jouissance,
Ote une épine à la douleur!
Sur ton sein quand l'homme repose,
Ah qu'il goûte un doux abandon!
Si le Plaisir est une rose,
L'Espérance en est le bouton.

Ton ancre soutient la nacelle
Du malheureux battu des vents;
Toi seule lui restes fidèle,
Quand ses amis sont inconstans,
Malgré les verroux effroyables,
Dans un cachot tu suis nos pas.
Si les Enfers sont redoutables,
C'est que tu n'y pénètres pas.

Dans l'arc-en-ciel c'est ton image,
Qui rassûre le laboureur,
C'est toi qui sur des bords sauvages
Rends des forces au voyageur.

Au temple même de la Gloire
Irait-on par d'après chémins,
Si les palmes de la Victoire
N'étaient offertes par tes mains?

Je te vois repousser dans l'ombre
Et les braintes et les regrêts,
Et sur l'avenir le plus sombre
Jetter un voile plein d'attraits.
Par les maux quand l'ame épuisée
Touche à l'heure où tout n'est plus rien
Au loin tu montres l'Elysée,
Et la mort nous parait un bien.

Es hat etwas Weiches und Melodisches, rief Saarheim, indem er seine Zeichnung liegen ließ und sich zu ihnen wandte — aber verzeihen Sie meinem Nationalstolz die Bemerkung, Herr Chevalier: Ihr Dichter hat mit einem deutschen Vorgänger sonderbar sympathisirt, oder ihm nachgeahmt. —

Julie erröthete aufs neue und mischte sich nicht in das Gespräch, welches zwischen den beiden Männern damit aufhörte, daß Saarheim von dem Chevalier gebeten wurde, ihn mit dem deutschen Liede „An die Hoffnung," bekannt zu machen. Der alte Mann versicherte, daß er in der deutschen Sprache Fortschritte genug gemacht hätte, um wenigstens eine ungefähre Vergleichung anzustellen. Saarheim hatte Bürger's Lied sehr gegenwärtig; er hatte es ehemals mit Julien zum ersten Mal gelesen, und ein Auftritt, der dabei vorfiel, war eine von den Erinnerungen aus jener Zeit, die kurz vor dem Augenblick, wo er Julien wiedersah, in ihm aufgestiegen waren. Indem er auf jede Bewegung ih-

res Gesichts lauschte, fing er an, dem Chevalier das Gedicht aus dem Gedächtniß herzusagen, erst mit der kalten Deutlichkeit, die er für nöthig hielt, um sich dem Ausländer verständlich zu machen; doch bald vergaß er den Zuhörer und legte sein volles, tiefes Gefühl in den Ton seiner Stimme, der nun den Wohlklang der Verse hinreißend hob. Die ernsthafte Aufmerksamkeit, mit welcher der Chevalier anfangs zuhörte, verlor sich in ein kaum merkliches, feines Lächeln. Julie pflückte ängstlich die Blumen im Grase ab, die sie dann still in der Hand hielt, bis endlich ihre reinen Thränen wie Thautropfen auf die frischen Blüten niederfielen, deren Kelch sie sicherer verbarg als die langen zitternden Wimpern es vermocht hatten.

Vortrefflich! rief der Chevalier, wie Saarheim bei den Zeilen abbrach:

Dein holder Blick entwinket
Sie gieriger Gefahr.
Der Todesbecher sinket,
Der schon am Munde war.

Vortrefflich! sagte er noch einmal. — Leidet es auch das Point d'Honneur meiner Nation nicht, daß ich Ihnen den Vorzug Ihres Dichters so schlechterdings einräume, so überraschen Sie mich nicht weniger mit der Entdeckung, welcher Harmonie Ihre Sprache fähig ist. — Mich dünkt aber der Schluß fehlt?

Er sticht ab! sagte Saarheim rasch — und begann die Erörterung der Übereinstimmung und der Verschiedenheit zwischen seinem Dichter und dem französischen.

Julie schien sich plötzlich zu fassen, indem sie ihre Blumen in einen Strauß ordnete.

Dieser Schluß war ehemals reich an Bedeutung für Saarheim und Julien gewesen; er hatte das zurückhaltende Mädchen zum ersten Mal erweicht. Saarheim fand ihn jetzt matt und seine damalige Glut kindisch; wäre es aber auch das Schönste am ganzen Gedicht gewesen, er würde es um Alles in der Welt jetzt nicht haben aussprechen können. Auch auf Juliens Herz war die welke Blume aus dem Kranze der Vergangenheit gefallen. Sie fürchtete den Augenblick, wo jene Worte aus seinem Munde wieder ihr Ohr treffen würden. Ob es Delicatesse, oder Widerwille gegen ein Andenken jugendlicher Thorheit war, was ihn bewog, abzubrechen, das konnte sie in diesem Augenblick nicht entscheiden, seine Stimme tönte allein in ihrem Herzen wieder.

Sie ließ die Männer beisammen und irrte allein in den duftenden Baumgärten umher. Unter einer Partie von Mandelbäumen blieb sie nachdenkend auf dem Rasen sitzen. Die Bäume, schon mit zartem Laube bedeckt, ließen die letzten abfallenden Blüten auf Juliens Schoos niederthauen, während vor ihr die weißen Blumenäste der Kirschbäume sich ineinanderschlangen, und rothe Äpfelknospen in der Abendsonne glänzend sich in das Gras herunterbeugten. Die leichten Zweige bewegten sich leise über Juliens Haupt in der sanften Luft, die in der kaum angesetzten Frucht die Hoffnung der Ernte mütterlich zu wiegen schien. Das reine tiefe Blau des Himmels, das tausendfache, sorglose Leben in

dem Sumsen unzähliger Insekten, das auf jedem Blatte, auf jeder Blume sich erneuernde Bild von harmlosem Genuß — harmonisch flossen in der erhaben holden Scene das Beschränkteste und das Unendliche zusammen und deuteten wechselsweise einander.

Hoffnung! Hoffnung! Frühling! Jugend! dachte Julie trauernd — warum hat sie die Macht verloren, mich zu täuschen, diese schöne Natur? Wie war es doch sonst? Jenes Sehnen, jenes Streben hinaus in die volle weite Welt, jenes liebevolle Umfassen aller Gegenstände, die mich umgaben; jene süßen Ahnungsthränen, wenn die junge blühende Natur mich anlachte; jenes Dringen durch das ausgespannte Gewölbe nach andern Welten für mein unersättliches Herz — wann war sie doch wol, meine letzte Frühlingsfeier?

Sinnend las sie die welken Blüten vom Schoose auf — wäre ich Mutter gewesen! — So bindet mich keine Liebe an die Zukunft, und kalt sehe ich den gegenwärtigen Augenblick hinziehen. — Kalt! — O kalt muß ich bleiben, um ihn zu überleben!

Sie verbarg schluchzend ihr Gesicht im Grase. Jetzt hörte sie ein Geräusch — es war Saarheim, der in einiger Entfernung über eine Hegung sprang und auf sie zukam. Sie raffte sich auf; gefaßt trat sie ihm entgegen, so gefaßt, daß es ihr nicht entging, wie wenig er selbst es war.

Ich bin von der Gesellschaft abgeschickt, Sie zu suchen, gnädige Frau — sagte er, ihr den Arm bietend und mit einem Blick in ihr verweintes Gesicht, welcher der Förmlichkeit seiner Worte sonderbar widersprach.

Julie suchte durch ein gleichgültiges Gespräch diesem Blick, den sie wohl bemerkte, eine schnelle Diversion zu machen. Haben Sie unsern Franzosen bekehrt? fragte sie.

Bekehrt? — Ich weiß nicht, wer den Andern bekehren wollte — Julie! — Julie! Wenn Bekehrte den Himmel offen sehen, so bin ich es, bin es durch Ihren edeln Freund. —

Er rief dieses innig, aber besonnen, indem er einen Schritt vor sie hintrat, als wollte er sie aufhalten, und ihr entzückt in die Augen blickte. Juliens Überraschung hemmte ihre Sprache; aber sie zog sich zurück mit einem stolzen, beleidigten Ausdruck.

Nein, nein! Nicht diesen Blick, sprach er und beugte, ihre Hand fassend, ein Knie. — Es gibt Momente im Leben, in denen das Herz allein Gesetz und Richter sein darf. — Nicht für meine jetzige Kühnheit flehe ich um Ihre Verzeihung! Auch nicht dafür, daß ich vergaß, Jahre lang vergaß. — O Gott, ich vergesse nie, nie wieder, und jenes Vergessen ist schon schrecklich gestraft. — Aber meine Reue, daß ich Sie verkannte, daß ich das Verhältniß, in welchem ich Sie wiederfand, daß ich Ihre Liebenswürdigkeit falsch beurtheilte, daß ich Sie für kalt, für glücklich hielt — diese Reue mußte ich zu Ihren Füßen legen, und sie ist zu schmerzlich, um nicht Verzeihung zu verdienen.

Was soll das Alles? fragte Julie mit erzwungener Ruhe. — Der Strom, in welchen Saarheim's Gefühl sich ergoß, war zu mächtig, als daß sie ihm etwas Anderes entgegenstellen konnte, als das Bestreben, sich

nicht davon fortreißen zu lassen. — Was soll dieser Auftritt? Lassen Sie uns zur Gesellschaft eilen, die mich vermißt. —

Ja, so ist es — Sie müssen eilen. — Ich will nichts, ich wünsche nichts. — O nun ist es Frühling, nun blüht die Natur; sie war mir verhaßt, wie ich Julien für ein alltägliches Weib hielt. —

Saarheim, Sie schwärmen und Sie beleidigen mich — ich kann mir nicht denken, daß mein alter Freund dort mir dieses zugezogen hat. —

Sie hatte diese letzten Worte sanfter gesprochen. Saarheim drückte flüchtig ihren Arm an seine Brust und eilte lebhaft und heiter auf die Gesellschaft zu, der sie inzwischen nahegekommen waren. Der Geheimerath rief Julien mit einem Tone, der scherzhaft sein sollte, aber nicht freundlich war: Willkommen, Madame! Sie haben über Ihre gefühlvollen Betrachtungen die Bedürfnisse von uns andern Erdensöhnen vergessen. — — Julie antwortete verbindlich und begab sich daran, den Thee zu machen, auf welchen die Spielgesellschaft gewartet hatte.

Das poetische Gespräch, über welches Julie den Chevalier und Saarheim verlassen hatte, als sie ihre einsame Wanderung antrat, war nicht weiter fortgesetzt worden. Der alte Mann beobachtete zu scharf, und interessirte sich zu lebhaft für seine junge Freundin, um sie und Saarheim mehrmals beisammen gesehen zu haben, ohne etwas Befremdendes in ihrem gegenseitigen Betragen wahrzunehmen. Was bannte den jungen, geistvollen, heftigen Mann in den nahen Kreis dieses ruh=

renden Weibes und ließ ihn dennoch hier so kalt? Er strebte augenscheinlich, immer um sie zu sein, folgte jedem ihrer Schritte, ihrer Worte; und kam ein Augenblick, wo sich die beiden Wesen unmittelbarer berühren mußten, so zog er sich frostig zurück. Wenn im allgemeinen gesellschaftlichen Umgang ihre Ideen, ihre Gefühle zusammentrafen, so störte er, während sie erröthend verstummte, absichtlich die Harmonie durch den Miston von launischem Widerspruch oder zur Schau getragnem Leichtsinn. Und hatte der Chevalier nicht seinen Blick ertappt, der sie so unruhig aufsuchte, sowie er in das Zimmer trat, und den ihrigen, der ihm so ernsthaft nachfolgte, wie er schied; und diese Blicke waren doch so leer, so nichtssagend, wenn sie einander zu begegnen suchten? Er lauschte also auf Gelegenheit, sich mehr Licht über dieses Verhältniß zu verschaffen, und bei dem Vorfall mit den beiden Gedichten blickte er wirklich in Juliens Herz; aber Saarheim blieb ihm desto räthselhafter. Wie sie sich unter die Bäume verlor, ließ der Chevalier das Gespräch fallen und sah ihr sinnend nach. Nach einer Pause sagte er: Wie reizend muß diese Frau gewesen sein, ehe der Druck ihrer Lage auf sie wirkte! — — Saarheim hatte sein Auge abgewandt, dem der Chevalier gern begegnet wäre, und schwieg. Dieser fuhr fort: Ich möchte sie früher gekannt haben. Diese ungleiche Heirath hat ein bezauberndes Gemüth zerstört. —

Zerstört? fiel Saarheim ein — wie das? Ich sah sie nie unzufrieden mit ihrem Loos. Sie bedarf, glaube ich, sonst nichts als Glanz und Wohlstand. Das hat sie und genießt es.

Er sprach mit schlecht gemäßigter Heftigkeit, denn er war nicht vorbereitet, so an sein Herz klopfen zu lassen. — Das glauben Sie, rief der Chevalier, und waren doch eben Zeuge? — —

Wie wäre denn sonst ihre Ruhe zu erklären, ihre stets bereitwillige Gefälligkeit — und die tödtende Unterwürfigkeit gegen die herzlosen Launen dieses alten Mannes? — Ich kannte sie ja, mein Herr, ich kannte sie in ihrer ersten Jugend. Erkaltet ist das Herz, das ich so weich, so glühend wähnte. —

Junger Mann, Sie sprechen Lästerung! — Vielleicht wäre es Ihnen besser, in Ihrem Irrthum zu bleiben; aber er ist erzwungen und beleidigt die Liebenswürdigste ihres Geschlechts. —

Der Chevalier erzählte nun, von seiner ersten Bekanntschaft mit Julien an; er sprach mit dem Feuer seiner Nation, mit der Weichheit eines mit dem Unglück vertrauten Herzens. Saarheim hörte ihm mit einer Bewegung zu, die stufenweise stieg. — Und dieses Weib, schloß der Alte fast erbittert, hielten Sie für kalt, für eine kalte Kokette?

Weil ich sie anbete, stürmte Saarheim — weil meine Leidenschaft Ursache zum Haß suchte, um eine Liebe zu verbergen, die ich sie unfähig glaubte zu erwiedern. —

So täuschte mich meine Ahnung also doch nicht? — Baron, wenn ich Ihnen dieses Geständniß herauslockte, so war es in der Überzeugung, daß ich .... Sie Beide errathen hätte. —

Beide? — B e i d e, Chevalier?

Verstehen Sie mich recht, junger Mann! Ich errieth, daß Julie rettungslos elend werden würde, wenn ihr Herz je mit ihrer Pflicht in Streit geriethe. — Nein, hören Sie mich vollends an, Juliens reines Gemüth vermag kein Gefühl zu ertragen, das sie verbergen müßte — ihr freier gebildeter Geist weiß jede Verwickelung, die das Misverhältniß zwischen Leidenschaft und Sitte erzeugen kann, zu begreifen und zu beurtheilen, aber ihr Herz .... schlägt matt fort in Erfüllung seiner Pflicht, oder bricht im Kampfe mit dieser. — Ja, mein Herr, das ist Julie! Ich kenne sie — glauben Sie mir, ich kenne sie. —

Saarheim schwieg, mit seinen Gedanken beschäftigt; der Chevalier spielte mit seinem Stock — plötzlich hörten sie vom Spieltische her die Stimme des Geheimenraths, der mit lustigem Mismuth seine Frau von ihnen verlangte, weil es Zeit zum Theetrinken wäre. Der Chevalier wollte nach ihr sehen; Saarheim sprang auf: lassen Sie mich gehen, sagte er — sein Sie unbesorgt, glauben Sie nicht an Extreme. —

Weg war er; der Chevalier ahnete Übereilung, aber die Nähe des Geheimenraths und der übrigen Gesellschaft machte es zu seiner ersten Sorge, nichts eintreten zu lassen, was ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte.

Nach so manchen Erfahrungen, die Saarheim bei den Weibern gemacht hatte, wirkte die erste ernste Leidenschaft um so heftiger auf ihn. In seiner mistrauischen Stimmung gegen ihr Geschlecht hatte er sich den falschen Eindrücken, die Julie auf ihn machte, überlassen; nun er sein Unrecht einsah, war der Widerstand,

der sich dem Strome seines Gefühls entgegenstemmte, niedergesunken, und es überwältigte jede Vorstellung, außer der ihrer Liebenswürdigkeit und seines Unrechts. Ihr dieses zu bekennen, jener zu huldigen, sie zu lieben, ohne etwas zu begehren, ohne einer ihrer Pflichten zu nahe zu treten: das waren seine Entschließungen auf dem kurzen Wege zu ihr; und so ging er und handelte mit Männerkraft, wie ein bethörter Jüngling.

Er durchwachte in Fieberschwärmerei die folgende Nacht. Kaum hatte die Stunde geschlagen, wo der Anstand es erlaubte, so war er in des Geheimenraths Hause. Aber Julien bekam er nicht zu sehen. Sie war unpaß, lautete der Bescheid — sie hatte an einem der verflossenen Tage eine leichte Ohnmacht gehabt; derselbe Zufall war diesen Morgen bedenklicher zurückgekehrt; sie hütete das Bett.

Ein Tag verstrich, und noch einer, und wieder einige, ohne daß sie noch Gesellschaft sah. Der Chevalier war inzwischen verreist; Saarheim's Leidenschaft entwikkelte sich während seiner Vereinzelung mit einer Gewalt, der er bei dem einmal gefaßten Wahn, sie mit seiner Vernunft und mit Juliens Pflichten zu vereinen, keinen Damm zu setzen auch nur Willens war. Den Geheimenrath sah er täglich, der ganz ruhig von seiner verzogenen Frau sprach. Endlich begegnete er auf dem Wege zum Geheimenrath dem Chevalier, der aus dessen Hause kam. — Gott sei gedankt! rief er — Ach, ich habe Sie schon um Juliens Vertrauen beneidet! Wie beneide ich Sie jetzt um Ihre grauen Haare — Herr von Rader macht mich rasend mit seinem Lächeln. —

Geben Sie mir Nachricht von ihr, denn Sie — Sie Glücklicher — haben Sie gewiß gesehen. —

Kommen Sie mit mir, Baron. — Sie ist blos schwach — sie ist unruhig — durch Ihre Schuld!

Weil ich nicht Zeit hatte, weil ich nicht wieder Gelegenheit bekam, sie zu beruhigen. — Ich muß sie sprechen — um ihrer, um Juliens Ruhe willen — können Sie glauben, daß ich diese nicht schonen würde?

Baron, meine Rolle kann hier nicht die eines Vertrauten sein; aber Frau von Rader beehrt mich schon seit Jahren mit dem Namen ihres Vaters, und ich wache über meiner Tochter Wohl. —

O daß Sie auch mein Vater sein möchten!

So schieden sie von einander. Saarheim sah bald darauf Julien wieder. Sie wollte gern scheinen, sich nicht verändert zu haben; er war nicht mehr derselbe; er rang, seine Bewegung zu verhehlen und zugleich seinen Zweck, sie allein zu sprechen, zu erreichen. Aber eben dieses vermied Julie, und der Zufall begünstigte sie. Er konnte diesen Zustand nicht länger ertragen; er schrieb auf gut Glück und gab seinen Brief ihrer Kammerfrau in einem Augenblick, wo sie eben zu ihrer Herrschaft ging.

„Gnädige Frau, das Schicksal hat mich, wie es scheint, verurtheilt, immer im nachtheiligsten Lichte vor Ihnen zu erscheinen. Jemehr ich Sie verehre, desto weniger kann ich dies ertragen. Mit aller Ehrfurcht, die Ihnen gebührt, mit aller Anbetung, die Sie einflößen, flehe ich: erlauben Sie mir, Ihnen schriftlich Rechenschaft zu geben von mir, da ich es mündlich nicht darf."

„Ich erkenne die Unverbrüchlichkeit Ihrer Pflichten, ich werde sie ewig ehren und Stärke genug haben, meine Leidenschaft in den Schranken zu halten, die Sie ihr vorschreiben. Aber im Namen der Natur, im Namen ihrer ewigen Gesetze, die Sie — Sie Julie — nie, nie meine Julie! — zu verletzen verleitet wurden — beschwöre ich Sie, gehen Sie in Ihrer Strenge nicht weiter, als die Pflicht es wirklich gebeut. Bin ich Ihrer Achtung, Ihrer Freundschaft werth, so versagen Sie mir diese nicht, weil mir untersagt ist, nach Mehr zu streben. Soll ich darum mit Geringschätzung, mit Abscheu behandelt werden, weil ich einstens ....? Ich muß jene Vergangenheit vergessen, die mich mit Scham, mit Haß gegen mich selbst erfüllt. — Ist aber Ihr Gemahl darum glücklicher, weil Sie jedes Gefühl in Ihrem Busen tödten? Würden Sie diese Fesseln nicht leichter tragen, wenn Freundschaft und Vertrauen Ihnen zur Seite stünden?"

„Ich sagte: diese Fesseln. — Ja, gnädige Frau, so nenne ich das Band, das Sie der Liebe, den Freuden des innigsten Verhältnisses, dem Glück, Mutter zu sein, entzog. — Ich will aufstehen vor dem ganzen Menschengeschlecht, vor dem Throne des Ewigen selbst und behaupten: diese Ehe ist ein Irrthum — aber sie ist, und ist unauflöslich. Wohl denn! Sie gehöre der Pflicht; mir entriß das Schicksal die Möglichkeit, zu lieben; wir sind Beide verwitwet. Gönnen Sie mir, um Ihre Freundschaft zu werben, lassen Sie mich Etwas für Sie sein, erlauben Sie mir, gegen diesen Entschluß, lebendig todt zu sein, mit den Waffen der treusten Theilnahme zu kämpfen. Ich werde sanft sein, ich verspreche es Ih-

nen, ruhig, zufrieden mit jeder Form, die sie meinen Gesinnungen vorschreiben. Nur sein Sie nicht fremd gegen mich, nur verschließen Sie sich der Überzeugung nicht, daß ich Sie über Alles achte, indem ich mit so ruhiger Vernunft über mein Schicksal nachdenke, das mich, wenn ich mich meinem Gefühl überließe, den Verstand kosten könnte."

„Auch diesen Schritt, daß ich Ihnen schrieb, verzeihen Sie der Freundschaft. Ich that ihn so keck wie es der Freundschaft geziemt. Die Verehrteste der Frauen dem Schatten eines Tadels auszusetzen, wäre ein Verbrechen, das ich mir nicht vergeben würde."

---

Man kann denken, mit welcher ängstlichen Ungeduld er nun dem Augenblick entgegensah, der ihn zuerst wieder mit ihr zusammenführen sollte. Er erwartete zwar keine Antwort von ihr, aber ebensowenig den kleinlichen Kunstgriff, sich unwissend zu stellen. Er fand sie blaß, aber liebenswürdiger als je; die Harmonie in ihren Zügen sprach ihren wahren, ursprünglichen Charakter aus; verschwunden war die angenommene Gleichgültigkeit, das Lächeln um die Lippen bei dem kalten Blick; edel und sanft hatte sich die Seele über ihr ganzes Wesen ergossen und milderte einen Nebenausdruck von Scheu. Sie empfing ihn mit vieler Fassung, wenngleich ihre wechselnden Farben einem Unterrichteten ihr bewegtes Innere verrathen konnten. Er betrug sich so besonnen, daß sie stufenweise immer mehr Unbefangenheit gewann. Der Chevalier war ernster als gewöhnlich und schien sich entfernt zu halten.

Ohne Vorbereitung, und vielleicht wirklich von ungefähr, blieb Saarheim einen Augenblick allein mit Julien in einem Cabinet, das zum Durchgang diente, und wo ohne alles andre Geräthe ein Klavier stand, das im Gesellschaftssaal belästigte. Vor diesem setzte sich Julie nieder und spielte einige Läufe. Saarheim, der sie nach Fassung ringen sah, suchte durch seinen bittenden Blick sie zu beruhigen. — Ich habe Ihren Brief erhalten, sagte sie endlich. — Daß Sie ihn schreiben mußten — konnten — beweist freilich, daß ich nicht glücklich bin. Ihnen entfliehen kann ich nicht — (sie blickte bang um sich, als wären die Wände ihre Kerkermauern) — ob dieses gleich das Beste wäre — antworten muß ich Ihnen. — Ich bin zu stolz, um meine Ruhe auf Unwahrheit zu gründen. — Ich gedenke ohne Erröthen der Jugendzeit, wo meine geliebte Mutter Sie schätzte. Ehren Sie ihr Andenken in mir. —

Hier brach ihre Stimme. Sie verhüllte ihr Gesicht und reichte ihm eine ihrer Hände, über welche er sich beugte. Es nahten sich Stimmen der offenen Thüre; Julie schlug einige Töne auf dem Instrument an; Saarheim blätterte in den Noten.

Julie hatte seit jener Spazierfahrt den Augenblick einer Erklärung als unvermeidlich angesehen; ihr Herz war an traurige Empfindungen, die ihr von diesem Manne kamen und ihr ihn werth machten, gewöhnt; sie wußte weder ihren Verhältnissen noch ihrer Liebe auszuweichen und begnügte sich mit einer schmerzlichen Ergebung, die in diesen Tagen auch noch die Farbe ihres leidenden Gesundheitszustandes annahm. Diesen Ton

hatte ihre Erklärung, die ihr Gewissen nicht beunruhigte; denn die Möglichkeit, glücklich zu sein, war von ihren Vorstellungen ganz ausgeschlossen. Um so sonderbarer fühlte sie sich überrascht, als sie das Verhältniß, von welchem sie nur äußeren Zwang und innere Leiden erwartet hatte, nun zu einer ruhigen Verbindung gleichgestimmter Seelen gedeihen sah. Ein Zeitpunkt voll seliger Täuschung begann, wo das von jeher vereinzelte Wesen auf einmal jedes seiner Gefühle von einem andern Wesen getheilt und verstanden fand. Es war keine Verabredung nöthig, kein heimliches Einverständniß. Keine ihrer Pflichten wurde gestört, jede erhielt aus der Hand der sinnreichen Liebe unschuldige Freude zum Lohn.

Wenn der Ton der Unterhaltung den Geheimenrath verstimmte, so zerstreute ihn Saarheim durch ein für ihn angenehmes Gespräch. Oft opferte er selbst Stunden, die er an Juliens Seite hätte hinbringen können, dem Zeitvertreib ihres Gemahls auf. Gegen sie war er der ehrerbietigste Gesellschafter; nur das Auge der Liebe mochte erkennen, daß für sie zu leben der Zweck seines ganzen Daseins war. Mit frohem Erstaunen erkannte diese sanfte Seele, des Glückes noch unkundig, dieses für das höchste Glück, und ihre Liebe ward innige Dankbarkeit. Saarheim suchte nie allein mit ihr zu sein; sie bedurfte es nie, ihn allein zu sehen, und in den flüchtigen Augenblicken, wo der Zufall es so fügte, hätte ein Wort, ein Blick von ihr selbst ein eigennütziges, unedles Herz befriedigt; Saarheim aber theilte nur den Zauber mit, den er selbst empfand.

Im Frühling der Jugend hat sie glänzendere Farben und einen frischern, berauschendern Duft, die Blume der Liebe; aber in süßere Wehmuth löst sie das Herz auf, wenn sie noch spät den Lebenssommer schmückt.

Leider hatte dieses Verhältniß die Natur der menschlichen Leidenschaften, die Sitte und die Erfahrung gegen sich. Konnte die Masse der Menschen an die Unschuld einer solchen Verbindung glauben. Selbst der Chevalier sah ihr ernsthaft und sorgenvoll zu. Überzeugt, daß Julie nicht wie gewöhnliche Weiber fehlen und genießen würde, stand er von ferne und erwartete ängstlich den Augenblick, wo niederdrückendes Bewußtsein den Zauber verdrängen würde. Zu warnen, trug er Bedenken; denn Warnen konnte hier das Rufen des Nachtwandlers bei seinem Namen sein.

Wenige Wochen hatte der glückliche Taumel gewährt, so sah er plötzlich Juliens Heiterkeit getrübt und ihren Gemahl in einem Grade verstimmt, der selbst den gewöhnlichen Bekannten des Hauses auffiel. Saarheim schien anfangs zwar bestürzt, aber noch besonnen; doch bald wandelte er wie Einer, den Leidenschaft und Unruhe folterten, umher. Der gute Chevalier bereute jetzt, sich nicht in das Geheimniß seiner schönen Freundin eingedrängt zu haben. Wahrscheinlich wäre es ihm nicht schwer geworden, denn Julie glaubte kein Geheimniß zu haben; sie hatte den Chevalier auch nicht vernachlässigt, sie hatte nur seiner nicht bedurft, sie hatte nichts bedurft für ihr volles seliges Herz. Nun näherte sich der alte Freund wieder; aber nun fand er sie verschlossen, und er glaubte seine Ahnung eingetroffen, er glaubte

die Stunde gekommen, wo das stolze, reine Herz Glück und Schuld nicht zu vereinigen gewußt hätte.

Der Chevalier irrte, ungeachtet er Juliens Charakter richtig beurtheilte und die Wirkung eintraf, die er gefürchtet hatte. Hatten leere Scherze, boshafte Winke, oder wohlgemeinte Warnungen unberufener Freunde bei dem Geheimenrath Argwohn erweckt, genug sein Betragen gegen Julien war es gewesen, was den seligen Frieden dieser edeln Seele verfinstert hatte. Sticheleien erschreckten ihr Herz, willkürlicher Tadel beleidigte ihren Stolz; die unbefangne Unschuld ihrer Liebe entfloh, sie fühlte, daß sie es wäre, die ihres Gatten Gemüth versauerte. Die peinliche Behutsamkeit, die nun an die Stelle der kindlichen Freiheit ihres Betragens trat, besänftigte ihn nicht und weckte in Saarheim's Herzen alle Furien der Leidenschaft auf, die der Zauber des Glücks bis dahin eingeschläfert gehalten hatte. Mit fürchterlicher Spannung war er bemüht, sich eine Unterredung mit Julien zu verschaffen, aber sie vereitelte aus Furcht vor der übeln Laune ihres Gemahls jede Gelegenheit. Ihre Gesundheit schien ihm täglich hinfälliger zu werden; er sah einen Ausdruck von finsterem Kummer ihrer Zurückhaltung sich beimischen. Von diesem Anblick zerrissen, von dem Geheimenrath mit gesuchter Kälte behandelt, konnte nur Juliens bleiches Gesicht, nur der bange Blick, den sie auf ihn richtete, dem Ausbruch seiner Leidenschaft wehren.

Unter diesen Umständen hielt er ein Versprechen nicht mehr für bindend, das er Julien gethan hatte, keine Zeile mehr an sie zu schreiben, die nicht in eines Jeden Hand

fallen könnte. Er mußte die dunkle Gestalt des Unglücks, das auf ihnen Allen lastete, ins Auge fassen; er schrieb, und gab ihr den Brief wie einen gleichgültigen Auftrag ohne Erklärung in die Hand, wie sie am Theetisch saß.

„Ich wage nichts, indem ich gegen Ihren Willen Ihnen schreibe. Sie hielten Ihre Verträge auch nicht, und unsre Lage kann nicht schrecklicher gemacht werden, als sie ist.“

„Als ich Ihnen vor einigen Wochen das heilige Versprechen gab, keine Ansprüche auf Ihr Herz, auf Ihre Liebe, auf Ihre Pflichten zu machen, da konnte ich fürchten, durch meine Leidenschaft Verhältnisse zu stören, auf denen Ihr Frieden beruhte. Ich fodre Sie auf, zu zeugen, ob ich mein Wort hielt. Entschlüpfte mir ein Wort, ein Blick, ein Wunsch, der den Vulkan verrathen hätte, an dessen Abhang unser Glück blühte? Ich war Meister meines Gefühls, ich hatte Ihr Vertrauen, Ihr Auge ließ mich, wie ein stiller, reiner Bach, bis in das Innere Ihres Engelherzens lesen.“ —

„Jetzt sehe ich Sie weinen, und Sie entfernen sich finster von mir, schließen mich von Ihrem Vertrauen aus. — Und Ihr Gemahl! Er beleidigt Sie vor meinen Augen, und fern von Ihnen, unter Männern, unter Elenden, vor denen Sie nie genannt werden sollten, deren schmuzige Vorstellung dem Lächeln eines Kindes unreinen Sinn unterschieben könnte, erlaubt er sich Scherze, Bitterkeiten über das Band, das Sie an ihn knüpft. — — Ich hörte es, Julie, ich hörte es selbst, und daß ich dabei schwieg, mag beweisen, ob ich fähig bin, mich zu überwinden.“ —

„Von allen Seiten sind nun die Verhältnisse geändert und heischen andre Maßregeln. Der Mann, Julie, dem Sie sich bisher aufopferten, bedarf Ihrer nicht mehr. Er bedarf keiner Julie, der Gatte, der so von seiner Ehe spricht, für den ist eine Julie nichts als eine Last. Einen solchen Gatten können Sie nicht beglücken; er braucht eine andre Art Glück, als Sie ihm geben können."

„Ich bin frei, von jeder Dienstpflicht frei; wenn ich dem Hofe zu *** eine Brieftasche voll Papiere zurückstelle, bin ich aller Verbindlichkeit gegen ihn entledigt. Mein Vermögen ist unabhängig, ein Theil davon nicht in diesem Welttheil angelegt. Ich fodre Sie auf, bei allem Rechte der Unterdrückten, befreien Sie sich von Ihrem Joche und vertrauen Sie sich mir an. Eine Frau, die in Ihrer Lage keinen Schutz hat als den der Gesetze, mag vor einem solchen Schritte zittern; sie steht allein zwischen dem unbarmherzigen Urtheil der Welt und dem Marterleben einer unglücklichen Ehe; — Sie sind nicht allein. Ich darf Ihnen mit stolzer Zuversicht einen Namen anbieten, den keine zweideutige Handlung je beschimpfte, der würdig ist, von Ihnen getragen zu werden. Von dem Gerichtshofe, der Ihre unseligen Fesseln löst, führe ich Sie in ein Haus, welches seine Gebieterin mit Ehrfurcht empfangen wird."

„Wenn aber die Auftritte, welche bis zu dieser Entwickelung vorgehen müssen, Ihr Zartgefühl abschrecken, so biete ich Ihnen ein anderes Mittel an. Ich brauche nur wenige Wochen, um mein Vermögen in Wechsel umzusetzen; Sie begleiten mich unter einen freundliche-

ren Himmelsstrich; ein leicht zu erfindender Betrug vertilgt hier Ihre Spur — und wir beginnen ein neues Leben in Virginien, wo mein Großvater Güter kaufte, die jetzt reiche Zinsen tragen."

„Bedenken Sie, Julie, daß Mord, daß Selbstmord Begriffe sind, die einen weiten Sinn haben. Ein Weib, das sich freiwillig in Gram verzehrt, tödtet sich selbst. Ein Weib, das aus Schwäche und Vorurtheil einen Mann von sich stößt, der sie anbetet und sie beglücken kann, verschuldet das Verderben dieses Manns. Wägen Sie die Pflichten, die Sie unwissend übernahmen, gegen die Rechte ab, welche die Natur Ihnen gab. Sie schwuren am Altar, wie das neugeborne Kind am Taufstein — Julie! Man betrog Sie um Ihr Leben. Retten Sie den Überrest."

---

Am nächsten Abend gab sie ihm mit zitternder Hand ein Blatt, das gefaltet war wie sein Brief, und sagte mit erzwungener Unbefangenheit: Sie haben die Hauptsache vergessen, schreiben Sie es lieber noch ab. —

Er eilte, sich einen einsamen Augenblick zu machen, und las.

„Auch Kindermord hat einen vielumfassenden Sinn. Ich soll Mutter werden und muß dem Geschöpf, dem ich das Leben gebe, den Vater erhalten, den es der Natur und dem Gesetz verdankt. Ich entsage dem Glück, das Sie mir anbieten; ich entsage jedem andern Glücke. — Der Unglückliche, der seine Ketten nicht brechen kann und in der Gruft, die ihn einschließt, verschmachtet, ist kein Selbstmörder."

---

Schrecklicher konnte keine Antwort sein, schrecklicher keine Entdeckung, als die diese Antwort enthielt. Julie Mutter! Diese Würde, die ein geliebtes Weib in den Augen des Mannes heiligt, fühlte der Unglückliche als Hochverrath an der Natur, und ihr mußten Glück und Liebe zum blutigen Opfer gebracht werden! Und diese letzten Zeilen! So widerstandslos weihte sie sich dem Elende, indeß Er, mit aller Kraft der Leidenschaft, der Jugend, der Überzeugung, gefesselt blieb, ohnmächtig gegen ihren Willen, gegen Menschen und Sitte!

Er ging nicht wieder zur Gesellschaft zurück. Eine lange Nacht, in qualvollen Zweifeln über die Wahl zwischen gewaltsamen Planen zugebracht, kühlte seine Heftigkeit wenigstens soweit ab, daß er wieder Möglichkeiten hoffte, diese Verwirrung durch Liebe zu lösen. Durchdrungen von dem Gefühl von Juliens Leiden, fing er an, das erst werdende Geschöpf, welches sie jetzt von ihm trennte, mit seiner Liebe zu umfassen, es mit in seine Entwürfe zu verflechten. Der Glaube an die Allmacht der Liebe entflammte sich von neuem in ihm; nur Julien sprechen mußte er, er würde sie überreden, den Irrthum der Natur wieder gut zu machen und ihr Kind anzuweisen, daß es Den Vater nennte, welcher seine unglückliche Mutter mit dem Leben versöhnt hätte. Die Mittel, sie zu sprechen, galten ihm gleich; er zog die letzte Karte; gewann sie, so war jeder Einsatz ersetzt; wo nicht, was verlor er, was sie mehr, als schon verloren war?

Saarheim wartete die Stunde ab, wo den Geheimenrath Geschäfte außer dem Hause hielten. Er drang

mit einer Zuversicht, die bei den Dienstboten allen Argwohn entfernen sollte, in das Cabinet, wo Julie bei ihrer wankenden Gesundheit ihre Zeit zubrachte. Sie erblaßte bei seinem Eintritt, aber der entscheidende Augenblick verlieh ihr die Kraft, ihren unglücklichen Freund mit Fassung anzuhören. Er führte die Sprache, die ihm die eindringendste und überlegteste schien. Mit gebrochnem Herzen und bebender Stimme bat sie ihn, sie der Widerlegung seiner Gründe zu überheben, die sie anerkennen, aber nie zur Richtschnur ihres Entschlusses nehmen könnte. Das Einzige, sagte sie ihm, um was sie ihn zu bitten wüßte, wodurch er im Stande wäre, ihre Lage zu erleichtern, wäre seine Abreise. Er sprang, seiner kaum mehr mächtig, von der Stelle auf, wo er vor ihr kniete, und ging mit großen Schritten im Zimmer umher, ihrer Unempfindlichkeit fluchend. Juliens krampfhafter Athem zeugte von dem Kampf in ihrem Innern. Jetzt wankte sie auf ihn zu und faßte flehend seine Hand: Eduard, vermag die Liebe nichts, als nach Glück zu streben? Die meinige wirkt anders. Sie gibt mir Muth, meine Pflicht zu erfüllen. — Ach, ohne sie hätte ich ihn nicht! Ich fühle es mit Schaudern — ohne Dein Andenken in meinem Herzen würde ich mein Kind nicht lieben können. —

Julie, Julie! rief Saarheim außer sich und riß sie an seine Brust.

Sie machte sich zitternd los: Aber dieses Andenken muß mich nicht schrecken noch demüthigen. Ich muß fest der Welt, die mich richtet, in die Augen blicken können; mein Kind muß einst stolz den Namen seiner Mutter nennen — und führt es das Schicksal Ihnen zu, so

muß es froh und dankbar in Ihre Arme eilen, denn es wird von mir erfahren haben, was Sie mir waren.

Sie schwieg, durch die Größe ihres Gefühls über ihren Schmerz erhaben. Saarheim stand mit finsterm Blick und betrachtete die edle Schwärmerin. Jetzt öffnete sich die Thüre, und der Geheimerath trat herein, von dem Chevalier begleitet. Weit entfernt, bestürzt zu scheinen, drückte Saarheim's Haltung Trotz aus, und er erwartete, nach einer stolzen Begrüßung, die Anrede des Herrn vom Hause. Julie war gesammelt; sie erwartete nur Schmerz, welcher auch kommen würde; sie glaubte nicht, daß er sie überraschen könnte. Der Chevalier nahte sich ihr schnell mit freundschaftlicher Erkundigung nach ihrem Befinden. —

Es scheint eine Scene aus einem Trauerspiel hier probirt worden zu sein; sagte Herr von Rader hämisch, halb zu seiner Gemahlin, halb zu dem Chevalier gekehrt.

Fast ist es so, antwortete Julie — Herr von Saarheim nimmt von uns Abschied.

Diese Zuversicht war Glaube der Liebe. Saarheim faßte ihre Meinung auf, aber nicht in ihrem einfachen Sinn; in seinem Kopfe gährten widersinnige Plane, selbst ohne Juliens Einwilligung seinen Zweck zu erreichen, und in diese Plane griff seine Abreise ein. Er bejahte trocken, was Julie gesagt hatte, empfahl sich kalt dem Geheimenrath, schüttelte die Hand des Chevaliers und verließ das Haus mit einer Fassung, die ein abermaliger Beweis von der Gewalt war, welche Erziehung noch weit mehr als Vernunft über Leidenschaft ausüben mag.

Julie setzte sich ermattet auf das Sofa. Und mit diesem Possenspiel soll ich mir genügen lassen, Madame? — sagte der Geheimerath bitter.

Ihre körperliche Kraft unterlag, und ihr Herz ertrug diesen Spott nicht; sie brach in Thränen aus und flehte: Haben Sie wenigstens Rücksicht auf meinen Zustand!

Der Geheimerath erwiederte, von lange gesammelter Galle überrascht, ein Paar tödtlich beleidigende Worte, die Julie allein vernahm; der Chevalier sah sie nur auf die Kissen zurücksinken; sie streckte bittend die Hände nach ihm aus, rief seinen Namen, als foderte sie seinen Schutz auf, und blieb leblos liegen.

Man rief Hülfe herbei; der Geheimerath ging, seine Angst schlecht verbergend, im Zimmer umher. Julie fing wieder an zu athmen; sie sollte entkleidet werden; die Männer begaben sich in das anstoßende Zimmer. Hier näherte sich der Chevalier dem Geheimenrath und sagte leise, aber fest: Herr von Rader, meine Jahre, mein Kleid und das Alter unsrer Bekanntschaft sichern mich vor jeder falschen Auslegung. Erlauben Sie mir — so bedenklich es ist, zwischen Eheleuten der Dritte sein zu wollen — auf Ihrem Zimmer mit Ihnen zu sprechen. —

Der Geheimerath verbeugte sich verlegen und führte ihn auf sein Zimmer. Nach einer halben Stunde verließ der Chevalier mit seiner gewöhnlichen Fassung das Haus, nachdem er im Vorzimmer gefragt hatte, wie es mit Julien stünde. Er sprach noch mit der Kammerfrau, als der Geheimerath diese holen ließ. Herr von Rader erkundigte sich bei ihr nach ihrer Herrschaft, und

trug ihr mit anscheinender Gleichgültigkeit auf, seiner Frau zu sagen, die Sache werde gewiß nichts auf sich haben, sie solle sich beruhigen und nur an ihre Gesundheit denken, der Chevalier habe die ganze Besorgung übernommen. —

Mochte dieses nun sein eigner Einfall, oder Abrede mit dem Chevalier sein, der Gedanke, daß ihr alter Freund für sie thätig sei, wirkte wohlthätig auf Julien. Sie war schwach und still und schien mit des Geheimenraths Bemühung, den unseligen Auftritt nicht zu erwähnen, einverstanden.

Der Chevalier suchte sogleich Saarheim auf. Er hatte sich eingeschlossen und versagte ihm den Zutritt. Nach einer kurzen Überlegung schickte ihm der Chevalier eine Karte mit diesen mit Bleistift geschriebenen Worten: „Ich komme, in den Angelegenheiten meiner Tochter mit Ihnen zu reden." — Saarheim's erhitzter Kopf deutete diese Worte gleich auf das Verkehrteste; er ließ den Chevalier hereintreten und kam ihm mit dem Degen, den er, wie es schien, eben umschnallen wollte, in der einen Hand entgegen; mit der andern zeigte er auf Pistolen, die an der Wand hingen: Ich bin zu Ihren Diensten, Herr Obrist, rief er flüchtig — welche Waffen belieben Ihnen?

Der Chevalier stutzte und ließ seinen Blick wehmüthig auf dem entstellten Gesicht des jungen Mannes ruhen; dann faßte er die Hand, in welcher Saarheim den Degen hielt, führte ihn einige Schritte tiefer in das Zimmer und sprach: Sie misverstehen mich, Julie bedarf keinen Rächer — wehe Ihnen, wenn Sie das für

nöthig hielten! — (Sein Auge blitzte unter der grauen Wimper) — Was ihr Beide braucht, ist ein Freund. Ich fodre Sie auf, junger Mann, sich mit mir zu vereinen, damit wir die Trümmer ihres Friedens retten. —

Die imponirende Ruhe des alten Mannes hatte im ersten Augenblick den brausenden Jüngling ergriffen; er ließ die Hand mit dem Degen sinken, jetzt warf er ihn von sich und ging, erst finster, dann heftig im Zimmer umher. Der Chevalier wartete auf seine Antwort und sah ihm mitleidig zu. Nach langem Schweigen, während dessen Saarheim's Äußeres die Bewegung seiner Seele immer mehr verrieth, hob endlich der Chevalier wieder an: Vor ihres Gemahls Rauhheit ist das unglückliche Weib jetzt geschützt; ich habe mit ihm gesprochen, und —

Schon bei den ersten Worten hatte ihn Saarheim unterbrochen. — Er wagte es, sie zu mishandeln, rief er, wild des Chevaliers Arm fassend. — Sagen Sie! Er wagte es?

Der Chevalier trat zurück. — Mein Herr, sagte er etwas stolz, das Geschäft, zu welchem ich Sie aufrufen wollte, ist mir so heilig, daß ich wünschte, Sie behandelten es als Mann, nicht mit der Raserei der Leidenschaft.

Als Mann! — Ha, mein Herr! ich habe mich als Mann gezeigt, ich habe dem Tod gestanden und dem Unglück; meine Liebe habe ich beherrscht, so lange ich glaubte, daß es ihrem Frieden frommte. — Zwar erröthe ich über den Zustand, in welchem Sie mich sehen, aber — denken Sie sich einen Unglücklichen, an Händen und Füßen gebunden, dem Barbaren das Weib

seiner Liebe morden, entehren — — Verzeihen Sie, Chevalier — was ging vor, nachdem ich Julien verlassen hatte?

Er hatte plötzlich seine Heftigkeit überwältigt. Der Chevalier erzählte. Saarheim hörte in der gewaltsamsten Bewegung, aber ohne ihn zu unterbrechen, zu. Wenn Sie, schloß der Chevalier, den Willen haben, für das unglückliche treffliche Weib etwas zu thun, so unterrichten Sie mich von dem Verhältniß, in welchem Sie mit ihr stehen. —

Das ist sehr einfach, mein Herr. Ich liebe sie, sie liebt mich. Ich habe ihr meine Überzeugung, daß sie sich von ihrem Manne trennen dürfe, mitzutheilen gesucht; sie beruft sich auf Pflichten gegen ein Geschöpf, das noch nicht lebt. In Allem, was sie sagt, finde ich nur den Beweis, daß sie nicht genug liebt, um glücklich sein zu können. — Daß ich aber das Werkzeug sein mußte, sie elend zu machen, daß um meinetwillen die stolze reine Seele zittern lernte vor dem Zorn dieses herzlosen Mannes! — — Hätte er Gefühl gehabt, würde er dann zu dem Verhältniß, das ich mit dem Heroismus der Liebe bildete, nicht die Hände geboten haben? Ich behandelte ihn wie einen Vater, um Juliens Bruder sein zu können. Aber seine Selbstsucht empörte sich gegen ein Glück, das er theilen sollte. — Und ist er denn fähig, eines zu genießen, Er, der das unserige nicht verstand? — Der blödsinnige Wüthrich, der sich einbildete, ich sei glücklich.... in seinem Sinne glücklich — Elender, und von diesem Glücke, das mir nie ward, möchtest du in deinem engen Gehirne nicht den zehntausendsten Theil fassen!

Suchen Sie kein Ungeheuer, wo Sie nur mit einem alltäglichen Menschen zu thun haben. Herr von Rader störte Ihr Verhältniß, ohne es je geahnet zu haben. Elende Schwätzereien, die nur Verachtung verdienten, haben ihn aufgeregt. Hätte er mit Menschen von gewöhnlichem Schlage zu thun gehabt, so würde sich Alles von selbst gefügt haben. Er hätte sich als Herr gezeigt, oder wäre betrogen worden, und in beiden Fällen würde er zufrieden gewesen sein. Es ist traurig, wenn [illegible] Menschen mit einem Übergewicht, das ihnen Verhältnisse geben, heftigen Leidenschaften ausgezeichneter Menschen in den Weg treten; auf beiden Seiten kommt die Moralität in ein gefährliches Gedränge — — Julie sagte, Sie wollten reisen — ist dem so?

Saarheim antwortete zweideutig; aber der Chevalier wußte wechselsweise seinen Verstand und sein Herz zu überreden, und es gelang ihm nach langem Streit, ihn zur Abreise zu bewegen. Er fühlte, daß diese Stürme Juliens Leben in Gefahr brachten, daß gegenwärtig kein Plan auszuführen war, daß der Zukunft Alles heimgestellt werden mußte; über sein Gemüth war er wieder Meister geworden, und er betrieb männlich die Anstalten zu seiner Entfernung. Der heftige Auftritt im Cabinet der Frau von Rader blieb ein Geheimniß; die Domestiken, welche Julien verehrten, suchten nichts darin, das ihr nachtheilig gewesen wäre; das Publicum ward irre in seinem Urtheil, indem Juliens ruhiger Anstand, als sie wieder in Gesellschaft erschien, den müßigen Schwätzern Stillschweigen auflegte.

War aber diese Ruhe auch in Juliens Herzen? —

Man hat Beispiele von Menschen, denen die Angst einer Stunde das Haar grau färbte. Auch im moralischen Wesen kann eine einzige Epoche des Lebens eine ähnliche gewaltsame Revolution hervorbringen. In der schrecklichen Nacht, welche den Sturz des blutigen Wohlfahrtsausschusses entschied, wie Hunderte, dem Tode geweiht, in einem der pariser Gefängnisse bei jedem Glockenlaut, bei jedem Geräusch, Befreiung oder neuen Gefangenmord erwarteten, unterbrach Einer die schaudervolle Stille mit den Worten: Mich dünkt, ich sei in dieser Nacht achtzig Jahre alt geworden. — Das war der Ausdruck des Gefühls, mit Einem Zuge den Becher des Daseins geleert, Alles erlebt zu haben. Auf diesem Punkt glaubte Julie zu stehen. Kurz vor Saarheim's Abreise sah sie der Chevalier zum ersten Mal wieder. Er näherte sich ihr, besorgt ihren Schmerz zu erneuern. Aber mit dem Ausdruck der Entschlossenheit und der Ruhe reichte sie ihm die Hand und sagte: wie ich glauben konnte, daß Sie für mich handelten, ward ich sehr ruhig; — was macht mein unglücklicher Freund?

Sie hörte nun Alles, was vorgegangen war; dann trug sie dem Chevalier auf, in ihrem Namen Saarheim zu danken, ihn zu versichern, daß sie jedes Wortes, welches sie ihm bei ihrem traurigen Abschiede gesagt, eingedenk bliebe und jedes heilig erfüllen würde. — Ich liebe ihn, sagte sie, ich werde ihn ewig lieben; mein Kind, dem ich mich opfere, soll früh seinen Namen lernen, es soll sowenig als ich je vergessen, daß Er es mir möglich machte, meine Pflicht mit meiner Liebe zu vereinen. —

Diese Reife und diese Abgelebtheit hatte ihr ganzes Dasein. Ihr Betragen gegen ihren Gemahl, sonst kindlich und schüchtern, war nun ernst, voll Aufmerksamkeit, aber von dem Ausdruck der Überlegenheit begleitet. Ihre gesellschaftlichen Ansprüche auf die Eigenschaften eines liebenswürdigen Weibes fielen weg; der Spieltisch verdrängte das Klavier, Repräsentation den engeren gewählten Zirkel. Der Einsamkeit gab sie den Vorzug, so oft sie es nach ihrer selbstgeschaffenen Convenienz konnte; hier schien sie angestrengt beschäftigt, aber ohne ein Interesse, das bis zur Mittheilung lebhaft gewesen wäre. In der kurzen Zeit, die der Chevalier noch in ihrer Nähe zubrachte, sah sie ihn mit der nämlichen Vertraulichkeit, setzte ihm oft den Gang ihrer Gefühle und Ideen auseinander, aber unerwärmt, wie ein abgeschiedner Geist von seiner Wallfahrt auf Erden sprechen könnte. Nach Saarheim erkundigte sie sich nicht; sagte der Chevalier, daß er ihm schreibe, daß er Briefe von ihm habe, so erwiederte sie mit unverändertem Tone: Erzählen Sie ihm, wie es mir geht.

Lange genoß sie ihres alten Freundes Umgang nicht mehr. Bei einem neuen Ausbruch des Kriegs, der jetzt erfolgte, hielten die nämlichen Grundsätze, welche den Chevalier zu Anfang in das blutige Spiel mit verwickelt hatten, durch Erfahrung geläutert, ihn davon entfernt. Aber sein jetziger Aufenthalt in der Nähe des Kriegsschauplatzes konnte ihm die Neutralität, zu welcher er sich fortan entschlossen hatte, nicht sichern, und er fand sich genöthigt, nach einer nördlicheren Gegend von Deutschland zu ziehen. Bei seinem Abschied von Ju=

lien sagte er mit einer bedeutenden Zuversicht: Ich hoffe, meine Freundin, wir treffen einst unter sehr veränderten Umständen wieder zusammen. —

Julie lächelte schwermüthig und wiederholte, in einem ganz verschiedenen Sinne: das hoffe ich!

Keine Abrede, ob und wie sie von Saarheim, oder er etwas von ihr erfahren würde; der Chevalier begriff ihr Wesen nicht ganz, aber er ehrte, von Besorgniß erfüllt, ihr Stillschweigen.

Kurze Zeit nach seiner Abreise starb der Fürst, dem der Geheimerath diente. Mit ihm erlosch sein Haus; sein Ländchen war provisorisch dem französischen Reiche einverleibt, der Nachfolger seiner Ansprüche Rader's persönlicher Feind. Des Geschäftslebens müde, das undankbarer als je für ihn zu werden drohte, besorgt für seine Güter jenseits des Rheins, um welche er ganz zu kommen Gefahr lief, wenn er nicht bald einen bestimmten Entschluß faßte, legte der Geheimerath seinen Dienst nieder, bahnte sich den Rückweg nach seiner Heimath und ward, wohl oder übel, französischer Bürger.

Julie war schon Mutter, als sich diese Veränderung in ihrer äußeren Existenz zutrug. Sie hatte seit jenem unglücklichen Vorfall in ihrem Cabinet von ihrem Zustande keine Notiz mehr zu nehmen geschienen. Die schmerzenvolle Stunde, welche die bangen und frohen Erwartungen des Weibes krönt, ertrug sie mit stummer, ruhiger Fassung. Als man ihr eine Tochter in die Arme legte, blickte sie mit betendem Auge zum Himmel; ihr Mund blieb lange auf die Wangen der Kleinen geheftet; als sie das Gesicht aufhob, fand man es unverän-

dert, aber das Kind von ihren Thränen benetzt. Ihr Gemahl, der in dem kritischen Augenblick sehr ängstlich geschienen hatte, empfing die Nachricht von der Geburt einer Tochter mit Kälte; ebenso nahm Julie seine und Anderer Glückwünsche an. Bei den Einrichtungen ihres Kindbettes, bei den Gebräuchen, welche die Veranlassung nach sich zog, schien sie absichtlich auf ein Gepränge bedacht, das ihr ehemals fremd war.

Herr von Rader fand vollauf zu thun auf seinen Gütern; der Krieg und die verworrene politische Lage hatten Alles in Verfall gebracht; die Ländereien waren verödet, die Wälder gelichtet, das Wild fast ausgerottet. Er wandte nun den ganzen Geschäftseifer, der ihn sonst, mit Dienstpflicht verbunden, beim Actenstaube hielt, auf die Wiederherstellung seiner Besitzungen. Es gab dabei manchen Verdruß, manchen Anstoß gegen die Neuerungen des Tages, gegen die eingerissene Entwöhnung vom Gehorsam; aber im Ganzen glückte ihm eine Arbeit, die er mit Fleiß und Ordnung trieb; sein Maß von Einsicht reichte hin, in den veränderten Verhältnissen den Mittelsweg auszufinden, der hier der zuträglichste war; und mittelst der Gewohnheit, die Dinge systematisch zu behandeln, wußte er sich die fremdesten Erscheinungen der neuen Ordnung anzueignen, sodaß selbst die unzähligen Gesetze der Republik sich nach und nach in seinem Kopfe wie der Codex des Kaisers Justinian aneinanderreihten. Auf diese Weise kam sein Leben erst recht in den Standuhrengang, der für seinen Charakter der angemessenste war, und es war ihm weit behaglicher zu Muthe als in den letzten Jahren, wo er mit seinen

Amtsgeschäften selbst aus dem lange verfolgten Gleise gerissen worden war.

Julie ihrerseits hatte einen Aufenthalt gern verlassen, der sie nach den Grundsätzen, die sie sich einmal von ihrer Lage abgezogen hatte, zu einer Repräsentation zwang, welche für ihr wundes Herz eine täglich sich erneuernde Marter war. Nun keine conventionnellen Fesseln sie mehr hielten und sie im Fall war, sich ihre Lebensordnung zu wählen, zog sie sich von aller Gesellschaft zurück. Ihr Kind und ihre Bücher waren ihre Erholung, und ihr Gemahl, dessen Gemüth keine fremden Berührungen mehr zum Mismuth stimmten, ließ sich um ihre Lieblingsbeschäftigungen unbekümmert. Ihr unausgesetztes Augenmerk war, keine ihrer Pflichten zu versäumen. Seit jenem Tage freilich, da der rohe Verdacht ihres Gemahls ihr Inneres auf immer verletzt hatte, erfüllte sie jede Pflicht mit der traurigen Erbitterung des Sklaven, der jedem Geiselstreich stillhält, der Rechnung gedenkend an jenem großen Tage, welcher die Thränen der Unterdrückten abzahlen wird. Aber diese Stimmung war zu unnatürlich für das sanfte Herz, und es ergriff lebhaft jede Gelegenheit zu weicheren Gefühlen, die mit jener einmal gefaßten Hauptidee in keiner Beziehung stand. Wenn Herr von Rader am Abend mit dem Pfarrer oder einem der benachbarten Gutsbesitzer am Spieltisch saß, eilte sie mit ihrer Tochter auf dem Arm durch die Wiesen, oder in die Hütte der Armuth; und beim Anblick der Natur, oder wenn sie fremden Leiden Milderung brachte, mochte sie sich Empfindungen überlassen, die sie sich auf ihre eigene Rechnung für immer untersagt hatte.

Die Seele kann eine so erzwungne Existenz aushalten, aber der Körper erliegt ihr. Juliens Gesundheit litt mehrere heftige Erschütterungen; sie selbst schien dabei nicht die mindeste Besorgniß zu empfinden, aber ihr Gemahl wurde aufmerksam, als er ihre Wangen verblühen, ihre Augen mit matterem Schimmer blicken sah. Das Recht, ihr zu liebkosen, hatte er verlernt und verwirkt, seit er sie beschimpfte. Allein die kleine Karoline wurde um diese Zeit eine Art Mittlerin zwischen ihm und seiner unglücklichen Gattin. Das Kind hatte schon längst den Namen Vater gelallt, ehe er es seiner Aufmerksamkeit würdigte. Jetzt wurde es sein Liebling, und oft, wenn er es küßte, sagte er: Mach Deiner guten Mutter Freude. — Und kam die Kleine zur Mutter gelaufen und rief triumphirend: der Vater hat mich lieb gehabt — so flammte in Juliens Blick ein stolzeres Feuer. Zwar lehrte sie Karolinen keine von den kleinen reizenden Künsten, mit denen Kinder die zerstreuteren oder rauheren Väter fesseln. Aber es entstand durch die Tochter zwischen beiden Gatten unmerklich ein Verhältniß, welches einem fremden Zuschauer ein Bild hätte darstellen können, als wenn einem guten Großvater die Witwe des frühentrissenen Sohnes die geliebte Enkelin zuführte.

In dieser etwas erweichten Stimmung traf sie ein Brief ihres alten Freundes, des Chevaliers, der nach einer langen Pause schrieb, daß er endlich Mittel zur Rückkehr in sein Vaterland erhalten hätte und sie besuchen würde, sobald seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht wären.

„Sie wiederzusehen — sagte er — ist mir ein drin-

gendes Bedürfniß. Ihr Anblick wird mir ein Pfand sein, daß diese langen Jahre, die mich von meinem Vaterlande trennten, kein Traum, kein schrecklicher thörichter Traum waren. Ich kann mich nicht gewöhnen, so unter Trümmern zu wohnen. Ich mag die Straßen nicht froh oder gleichgültig betreten, auf denen die Seufzer meiner Freunde verhallten. Mich schaudert, und mein Fuß wankt auf dem Boden, der das Blut meiner Verwandten traf."

„Es ist mir von meinem bischen Vermögen nichts übrig geblieben, als was ich gleich nach meiner Flucht gerettet hatte. Vielleicht bitte ich Sie, mich in Ihrer Nachbarschaft zu dulden, und kaufe mir ein kleines Eigenthum unter den französisch gewordenen Deutschen, die mir wenigstens ebenso bekannt sind als die neuen Franzosen. Bis dahin müßte freilich Manches erst entschieden werden. Vorläufig sehne ich mich nur, meine liebenswürdige Freundin wiederzusehen, meine holde Enkelin Karoline kennen zu lernen und Menschen zu sehen, die noch sind wie ehedem."

---

Die Erwartung dieses Besuchs, die so manche schmerzhafte und theure Erinnerungen auffrischte, beschäftigte Julien sehr lebhaft. Als der Chevalier nun wirklich erschien, übermeisterte sie ihr Gefühl; sie sank ihm mit einem unbezwinglichen Ausbruch von Schmerz in die Arme. Er hatte in den wenigen Zeilen, die er von Zeit zu Zeit von ihr erhielt, eine solche ruhige Herrschaft der Vernunft wahrzunehmen geglaubt, daß der unerwartete leidenschaftliche Empfang ihn mit Schrecken

und Besorgniß erfüllte. Sah er sich aber um, so schien ihm Alles nur zum Besseren verändert. An Juliens Gemahl bemerkte er weit mehr Theilnahme und Herzlichkeit als ehemals. Er sah sich von ihm mit der Wärme alter Freundschaft, mit wohlmeinender Neugier nach seinen Angelegenheiten, mit geschwätzigem Eifer, ihn von den Seinigen zu unterhalten, aufgenommen. Nach den ersten gegenseitigen Mittheilungen sprach der Chevalier von Karolinen; doch hatte sein Blick, seine Stimme dabei etwas Unsicheres, das dem zarten Gefühl seiner Freundin nicht entging, und sie schien in diesem Augenblick nicht eilig, ihm die Kleine zu zeigen. Aber ihr Gemahl lobte es, daß er das beste Stück von seinen Besitzthümern gleich zuerst zu sehen verlangte, und verließ geschäftig das Zimmer. Julie blieb verlegen und stumm am Theetisch; der Chevalier, der ihre innere Bewegung wahrnahm, trat zu ihr: Ich weiß nach der mehr als zweijährigen Abwesenheit nicht sogleich, wie ich das Herz meiner liebenswürdigen Freundin behandeln soll. —

Als krank, als rettungslos krank! rief sie, in Thränen zerfließend. — In dem Augenblick hörte sie die Stimme der Kleinen, mit welcher der Vater zurückkam, und trocknete sich schnell die Augen.

Da ist ein Großpapa angekommen, sagte Herr von Rader im Hereintreten gutmüthig fröhlich zum Kinde — den mußt Du mir herzen und streicheln, denn er hat den Vater lieb, und die Mutter nun vollends.

Der Chevalier hatte in den ersten Tagen keine Ruhe vor dem Eifer des Geheimenraths, ihn mit allen seinen Herrlichkeiten bekanntzumachen. Dieser fand den alten

Freund weit mehr nach seinem Geschmack als sonst; das Stadtleben hatte sie ungeachtet ihres täglichen Beisammenseins nie einander nahekommen lassen; hier war der muntere, gescheute Franzos bald Jäger, bald Fischer, ließ sich über den Feldbau belehren; dafür hielt man es ihm gern zu gut, wenn er Abends lieber ein Buch nahm oder sich zu Julien setzte, als sich mit den Karten abgab. Julie schien inzwischen fast die erste einsame Unterredung mit ihrem Freunde zu fürchten, und ehe der Zufall sie herbeiführte, hatte sich der Chevalier überzeugt, daß ihr Herz wunder war als jemals, daß aber die Entschlossenheit ihres Geistes erschüttert worden war.

Eines Tages mußte Rader in das nächste Städtchen, um als Notabler seiner Gemeinde auf der Mairie zu erscheinen. Er nahm mit einigem Scherz über diese neuen Obliegenheiten, um derentwillen er Haus und Hof versäumen mußte, Abschied von seinem Gast, schüttelte freundlich Juliens Hand, indem er ihr nachdenkend und mitleidig in das blasse Gesicht sah, und bat Karolinen liebkosend, recht artig zu sein, damit die Mutter gesund würde.

Wie er das Zimmer verlassen hatte, entstand eine Stille, während deren der Chevalier sinnend herumging. — Nun redete er Julien an: Darf ich hoffen, daß meine Tochter mir Aufschluß geben wird über sich, über dieses Alles? Was soll ich von des Mannes gutherzigem Wesen und seinem mitleidigen Blick denken? — Sie sind kränker als ich Sie verließ. —

Wohl bin ich das! — Damals war ich tief belei-

digt; damals . . . . . verachtete ich diesen Mann, und diese fremde Empfindung machte mich stark. Jetzt weiß ich, daß nur ein unabänderliches Schicksal da waltete, wo ich Willen sah. — Er wollte mich nicht zerstören. — Er glaubt, Recht gethan, Unrecht gut gemacht zu haben. — Ich erscheine undankbar, unzufrieden — Gott! Und ich bin nichts ..... als müde von dem Abbeten des todten Buchstabens meiner Pflicht. — O wenn Erfüllung der Pflicht uns keine Freude zu geben vermag, dann muß unheilbare Unnatur in unsern Verhältnissen sein. — Selbst meine Mutterliebe — setzte sie leise und schaudernd hinzu — ist ein verschoben Gefühl — sie ist Schmerz — der liebste Schmerz meiner Seele!

Sie sind krank, Julie! Ich sage, Sie sind krank — Ihre Einbildungskraft kränkelt mit Ihrem Körper. Diese Einsamkeit, diese einförmigen Geschäfte lähmen Ihren Geist, bringen die schmerzliche Unbestimmtheit in Ihrem Gefühl hervor. —

Ach Chevalier, sprach Julie lächelnd durch ihre Thränen, das sagt mein Freund nicht, da spricht der Weltmann aus Ihnen. — Kennen Sie wirklich für ein verletztes Herz ein wohlthätigeres Element als dieses? — Nein, nein! Lassen Sie mich so. Ein Paar Jahre werden die letzte Blüte meines Geistes abgestreift haben, wie die letzte Blüte meiner Wangen schon lange verwehte. — Und dann ..... Thränen erstickten ihre Stimme. Leise, weil sie heiter sprechen wollte, setzte sie mit bebenden Lippen hinzu: Aber nicht wahr, mein Freund, ein hartes Schicksal ist es doch, seine Ruhe nur von dem Absterben seines Gefühls zu erwarten?

Warum verschwiegen Sie mir diese Stimmung, Julie? Ich wäre früher hierhergeeilt. Ich glaubte, daß Zeit vonnöthen wäre, um meine Absicht ..... Jetzt käme vielleicht Alles zu spät. Ihre Gesundheit —

Sorgen Sie nicht, mein guter Freund. Nehmen Sie auch diesen Ausbruch von Schmerz nicht für mehr, als es ist. Sehen Sie, dem armen Tagelöhner sichert sein Erwerb jedes Mal auf vierundzwanzig Stunden Nahrung und Nachtruhe. Ich lebe immer nur einen Tag auf einmal, und so brauche ich meine Kräfte nicht auf. Heute hatte ich einen Festtag, Thränen sind Luxus für mich; mein tägliches Brot ist .... ein verarmtes Herz!

Der Chevalier war sehr gerührt; aber er wich absichtlich mehr aus, als daß er Juliens Schmerz zu bekämpfen suchte. In der Folge fragte sie mit anscheinender Ruhe nach Saarheim; sie hörte mit Vergnügen, daß er noch auf seinen Gütern lebte und seine Zeit zwischen deren Besorgung und den Wissenschaften theilte. Glücklich, schloß der Chevalier, macht ihn seine Vergangenheit nicht; aber sie bildete seine sittlichen Kräfte aus und reifte den Mann. —

Juliens Züge drückten reine Freude aus; sie reichte dem Chevalier ihre Hand wie zu einem Versprechen: Sagen Sie ihm .... dem Freien .... die Gefesselte wolle ihm nachstreben.

Sie brach das Gespräch ab und erwähnte Saarheim nicht mehr. —

Der Chevalier hatte einige Wochen auf dem Gute zugebracht, als er eines Morgens, wie er zum Frühstück kam, den Geheimenrath sehr aufmerksam in den Zeitun-

gen lesen sah. Da das sonst seine Sache nicht war, so fragte ihn sein Gast lachend nach dem Gegenstande seiner politischen Nachforschungen; er erhielt nur ein freundliches Kopfnicken zur Antwort. Julie nahm Theil an des Chevaliers Scherz über den ungewohnten Eifer; das Kind wollte vorwitzig dem Vater das Blatt aus der Hand ziehen; er wies es sanft zurück, und Julie faßte die Kleine bei dem Händchen, damit sie ihren Vater nicht störte. In diesem Augenblick wurde die Gruppe dem Chevalier auffallend; er bemerkte auf des Geheimenraths Gesicht Spuren einer lebhaften Bewegung; Julie, deren Augen, indem sie sich zu dem Kinde neigte, auf das Zeitungsblatt gefallen waren, wechselte die Farbe und ging gleich darauf, wie es schien, sehr bestürzt aus dem Zimmer.

Noch stand er, mit dem Räthselhaften dieses Auftritts beschäftigt, als ihm Herr von Rader das Blatt mit der Frage hinreichte: Kennen Sie es schon?

Es war das neueste Gesetz über die Ehescheidung. Ich bin, antwortete der Chevalier, den Discussionen über diesen Gegenstand, die schon vor einiger Zeit erschienen sind, mit wahrer Theilnahme gefolgt. Das Gesetz habe ich noch nicht gelesen. — Lassen Sie doch sehen. —

Er las, indeß Herr von Rader nachdenkend seine Pfeife rauchte. Wie der Chevalier das Blatt schweigend hinlegte, sagte jener: Ein vernünftiger Mann hat doch Mühe, sich zu einem Mittel zu entschließen, welches schlimmere Übel nach sich ziehen kann, als es heilen soll. —

In dem Falle findet sich jeder Wundarzt bei jeder

wichtigen Operation! antwortete der Chevalier mit einem leichten Achselzucken.

Nach einer langen Pause hob der Geheimerath wieder an: Julie ist nicht glücklich. —

Sie erfüllt ihre Pflichten — dabei kann ein sittlich fühlendes Wesen nicht ganz unglücklich sein.

Er schien eine absichtliche Nachlässigkeit in seine Antworten zu legen. Der Geheimerath wurde warm und erwiederte lebhaft: Ihr haltet mich für einen kalten Alltagsmenschen. — Wahrlich, sowie Ihr mich seht, denke ich auch Pflichten zu erfüllen. — Wahrlich, es fragt sich noch, wer mehr leidet: der unglücklich ist, oder der sich vorwerfen sieht, der sich vielleicht selbst vorwirft, daß er unglücklich macht?

Herr von Rader, Julie erkennt Ihre Güte und ist ihrer werth. —

Ja, das ist sie! — sagte er mit Nachdruck und Rührung. — Gottlob, daß sie ihrer Pflicht so treu war. — Wie es nun auch zugehen mag, sie und ich sind darum besser daran!

Es entstand wieder eine lange Stille, während deren Beide in ihre Gedanken vertieft schienen. — Wo ist Saarheim? fragte plötzlich der Geheimerath.

Auf seinen Gütern in Hessen.

Was machte er seit seiner Abreise von * * *?

Er hat beschäftigt, unabhängig, einsam gelebt.

Und Julie hatte keinen Verkehr mit ihm?

Keinen.

Ich glaube es; sie hätte sich dabei nicht versteckt. — — Hören Sie, Chevalier, das Weib war nie glücklich mit

mir! Ich hätte ein solches Mädchen nicht wählen sollen. — Jetzt aber .... muß sie mit mir fortleben .... oder sie muß .... das klingt so lächerlich in dem Munde eines alten Mannes! .... ihrem Geliebten angehören. — Ein so weiches Herz verdirbt, wenn es allein bleibt. — Fragen Sie doch Julien selbst. — Armes Weib! — Wenn Saarheim .... Ist der Mensch. — Sagen Sie mir, Chevalier — ist er ihrer wirklich werth?

Ja.

Nach einer abermaligen langen Pause nahm der Geheimerath wieder das Wort: Ich bin über die Sechzig. — Seit Julie Mutter wurde, ist sie mir nichts als Tochter. — Würde mir der Mensch die Tochter lassen?

Der Chevalier vermochte nicht länger in seiner Rolle zu bleiben. Guter, guter Mann! rief er entzückt — er wird Ihnen Sohn werden; Sie werden noch ein glückliches Alter leben!

Wirklich hatte der Chevalier bei seinem jetzigen Besuch den geheimen Zweck gehabt, die Möglichkeit einer Scheidung zu erforschen. Dieses Ziel hatte Saarheim, seit er Julien verließ, unausgesetzt vor Augen behalten. Über jeden Vorwurf unüberlegter Leidenschaft erhob ihn die lange Trennung, die auch für Julien eine Prüfungszeit war, nach deren Abfluß sie ein freies Wesen wurde, welches seinen Beruf, glücklich zu sein, erfüllen durfte und mußte. Um indessen zur Ausführung zu schreiten, war es nöthig, daß er Juliens Gefühl zu Rathe zog, und auch für sich selbst brauchte er mehr als die strenge Überzeugung von seinem und ihrem Rechte; er mußte über den Dritten, dessen Interesse hier mit im Spiel

war, über Juliens Gemahl, im Reinen sein. Diese ganze theure Angelegenheit hatte er dem Chevalier übertragen, der jetzt das Wort lösen sollte, welches er ihm, da er ihn beredete, seine Geliebte zu verlassen, gegeben hatte: einst wenn die Zeit seine Liebe bewährt haben würde, sein Fürsprecher und Sachwalter zu sein. Mit Ungeduld wartete er auf die Nachricht von dem Freunde. — „Jetzt — sagte er ihm in einem seiner Briefe — ist es noch Zeit, daß Julie dem Leben, der Freude wiedergegeben werde. Aber gesäumt darf nicht werden. Glauben Sie mir, ich kenne ihr Herz: es erliegt unter seinen Fesseln — sie wird nicht klagen, sie wird nie Hülfe fodern; sie wird nur sterben!"

Während seines Aufenthalts in Paris lernte der Chevalier den Geist der neuen Gesetzgebung über die Ehescheidung, mit welcher man sich damals beschäftigte, kennen, und dieser Geist belebte seine Hoffnung, Julien noch durch ihr Herz beglückt zu sehen. Mit Gewißheit sah er aber voraus, daß sie ihre Freiheit nur aus der Hand ihres ersten Gatten annehmen würde; ihr weiches Herz konnte kein Band zerreißen, es konnte nur Band gegen Band, Pflicht gegen Pflicht vertauschen, die erzwungene der Gattin gegen den freien Zoll kindlicher Dankbarkeit. Auch berechnete er den schweren Kampf mit Juliens schönem Zartgefühl, und er verhehlte sich nicht, daß selbst die süßeste Frucht seines Unternehmens doch den Geschmack des Bodens, auf welchem sie gewachsen, den Nachgeschmack der Leidenschaftlichkeit, des lange genährten Schmerzes behalten würde. Sollte aber Julie hülflos vergehen, und keine Lebensfreude je ihr

Loos sein? Oder sollte erst ihres Gemahls Tod sie in die Arme ihres Geliebten führen? Mußte dieser Gedanke, der schon sein Gefühl empörte, nicht ein ewiges Hinderniß des Glückes sein?

Mit diesen Ideen war der Chevalier ununterbrochen beschäftigt gewesen, seitdem er sich bei seinen Freunden aufhielt; aber nie hatte er den Augenblick finden können, an das Werk zu gehen. Um so erfreulicher wurde er überrascht, als ihm jetzt der Geheimerath auf mehr als halbem Wege entgegenkam. Nun wurde der Plan manchen Tag lang von den beiden Männern insgeheim überlegt, entwickelt, näher bestimmt. Der Geheimerath wünschte, daß Saarheim sich auf dem linken Rheinufer ankaufen möchte; er wollte nicht mit dem neuen Ehepaar beisammenwohnen, aber er wünschte, die jungen Leute sehen zu können, wenn es ihm gefiele. — Ein Schwiegervater, sagte er, taugt nicht im Hause, und ich weiß, was ich ihnen und den Menschen um uns herum schuldig bin. Mit der Zeit — vielleicht bald! — wird Julie mir ihre Pflege nicht versagen, wenn ich sie brauche. — Und sollte Saarheim sie daran verhindern, dann hätten wir uns wahrlich Alle schlimm gebettet! — Karoline muß von ihrer Mutter erzogen werden, aber sie muß oft zu mir kommen können — verdient es Saarheim, so wird es nicht lange währen, bis sie ihn gern Vater nennt, und ich werde der Erste sein, von dem sie ihre Pflichten gegen ihn lernt. —

Saarheim vernahm diese Wendung der Angelegenheiten seines Herzens mit Entzücken und mit inniger Beschämung, daß leidenschaftlose Gutmüthigkeit den Ge-

heimenrath von selbst zum thätigsten Beförderer eines Plans machte, zu welchem er so vieler Vorrichtungen zu bedürfen geglaubt hatte. In dem Sinne kindlicher Dankbarkeit gegen den Mann, dem er so unerwartet die Erfüllung seines heiligsten Wunsches verdankte, antwortete er dem Chevalier und bat, daß der Geheimerath jeden seiner Schritte bestimmen möchte.

Aber Julie ahnete von dem Allen noch nichts; es wurde Zeit, ihr den Plan zu eröffnen, und der gute Geheimerath, der sich dies nicht nehmen lassen wollte, hatte dennoch Mühe, damit zum Durchbruch zu kommen. Theils schämte er sich, wie er selbst sagte, des abenteuerlichen Einfalls, und wirklich lauerte noch in ihm eine unangenehme Empfindung aus jener Epoche seiner Ehe, wo er sich für beeinträchtigt hielt; er fühlte, wie übel sie hier angebracht sein würde und arbeitete daran, ihrer ganz los zu werden. Seine Unruhe drückte sich in seinem Äußeren aus, sodaß Julie einen Abend Besorgniß über seine Gesundheit blicken ließ. Kaum hatte sie gesprochen, so schien er plötzlich seinen Entschluß gefaßt zu haben. — Was würdest Du machen, Julie, fragte er, wenn ich bald stürbe?

Sie fuhr erschrocken auf und fragte dringend, wie er sich fühle?

Nein, davon ist nicht die Rede. — Der Fall ist aber doch möglich — was würdest Du als Witwe thun?

Sie erblaßte. — Der Geheimerath hatte ihre Hand gefaßt und sah ihr ernst ins Gesicht. — Ich würde, sagte sie mit zitternder Stimme, in der tiefsten Einsam-

keit gern Ihrer Güte gedenken — ich würde vor Allem Mutter sein. —

Ich glaube Dir, Julie, daß Du es so meinst. — Aber ich habe einen andern Gedanken. — Laß uns Abrede nehmen, um uns scheiden zu lassen. Schon lange vertrete ich Vatersstelle bei Dir, laß mich auch in Zukunft diesen Namen führen, bleib meine Tochter und .... werde Saarheim's Weib!

Diese letzten Worte hatte er mit sichtbarer Überwindung gesprochen. Aber Juliens Gestalt drückte das schmerzlichste Erstaunen aus. Sie entzog dem Geheimenrath ihre Hand und rief, den Blick gen Himmel gerichtet: Gott! So wenig ist es mir gelungen, mein Thun nach meiner Überzeugung einzurichten, daß Sie an dieses gewaltsame Mittel denken mußten? — Trennen können Sie sich von mir. — Fortschicken können Sie mich — aber Saarheim's Weib werde ich dann nie. — Und auf meinen Knien beschwöre ich Sie: thun Sie es nicht, schicken Sie mich nicht fort. — Um Karolinens willen, der Niemand sonst Mutter sein kann, haben Sie Erbarmen!

Ihr Herz schien zu zerreißen, sie war außer sich; sie hielt wirklich die Knie des alten Mannes umfaßt, der so heftig zitterte, daß er außer Stand war, zusammenhängend zu sprechen. Er hob sie nicht einmal auf; er streichelte blos sanft und mit bebender Hand ihre Stirne. — Aber so reden Sie doch, Chevalier, rief er endlich — das arme gute Weib versteht uns ja so gar nicht. — Liebe Julie, Du sollst ja Korolinen behalten, und mich behalten, und ich will Euch Alle in meiner Nähe haben. —

Thränen, die ersten vielleicht, die Julie ihn weinen sah, flossen über sein Gesicht. Der Chevalier setzte ihr nun den ganzen Entwurf auseinander. Während er sprach, kehrte ihre Fassung zurück; noch immer kniend, hörte sie dem Freunde zu; ihr Auge, das sie bald mit Erstaunen auf den Chevalier, bald mit Dank auf ihren Gemahl richtete, oft auch niederschlug, indem ein glühendes Roth ihre Wangen färbte, drückte die verschiednen Empfindungen aus, die in der schönen Seele wechselten.

Langsam stand sie auf; durch ihre Wehmuth glänzte sanfte, nie gefühlte Zufriedenheit; sie faßte die Hand ihres Gatten, hielt sie fest an ihr Herz gedrückt, und an seinen Sessel gelehnt, ihr Gesicht über ihn gebeugt, hob sie an: Verzeiht mir, meine Freunde, wenn ich Zeit brauche, mich von dieser Viertelstunde zu erholen; sie hat die äußersten Enden Dessen, was die Menschheit ertragen kann, den trostlosesten Schmerz und die reinste Seligkeit für mich zusammengeknüpft. — Jetzt danke ich Euch den unverhofftesten, den wohlthätigsten Augenblick meines Lebens. Ich weiß nun, daß ich nicht umsonst lebte. Jede Mühe, die meine Pflicht mich gekostet haben mag, ist mir nun reichlich gelohnt. — Und damit lassen Sie sich genügen, mein verehrter, mein väterlicher Freund! Die Freude, den Genuß meines Herzens, den Sie mir durch Ihren großmüthigen Plan zudachten — ich finde ihn hinfort in der Erlaubniß, Ihnen Gattin, Tochter, Mutter Ihres Kindes bleiben zu dürfen — und nur hier kann ich ihn finden. —

Der Geheimerath wollte sie unterbrechen. — Nein, fuhr sie fort, gönnen Sie Ihrer Tochter den vollen Erguß eines Herzens, welches nie mehr von Ihnen ver-

kannt sein will, welches seine Schuld, daß es von Ihnen verkannt werden mußte, auf immer wieder gut machen will. — Daß mir Saarheim theuer ist, wissen Sie. Ich konnte Ihnen diese Empfindung immer offen gestehen, denn sie beleidigte Ihre Rechte nie. Seit sie ein unglückliches Misverständniß zwischen uns stiftete, habe ich sie weder genährt noch unterdrückt; sie blieb, was sie war, ein Bestandtheil eines leidenden, gedrückten, aber immer treuen, immer redlichen Herzens. — Jeder Anspruch, den eine gewaltsamere Leidenschaft machen mochte, ist verjährt. Auf dem stillen, schönen Wege, den die gute Natur uns endlich finden ließ, blüht Zufriedenheit und reines Bewußtsein. Lassen Sie uns keinen Nebenpfad aufsuchen. Neben meiner zärtlichen Dankbarkeit für Ihre Güte, neben meiner kindlichen Bewunderung Ihrer Großmuth, würde in einem neuen Verhältniß meine Liebe erbleichen. Auch Er, auch mein Freund müßte etwas Ähnliches empfinden und würde nicht glücklich sein. — So aber — sowie es ist —

Sie verstummte vor Wehmuth. In Rader's Seele schien eine leichte Wolke aufzusteigen. — Julie, sagte er warnend, Du bist überspannt — Deine wankende Gesundheit, Dein stiller Gram. —

O das ist nun vorüber — rief sie mit dem Lächeln eines Engels und küßte seine Hände. — Jetzt habe ich ja gewählt; ich bin Herr meines Schicksals gewesen. —

Er schüttelte den Kopf — Julie, ich bin alt! Ich möchte Dich glücklich sehen. Es thäte mir weh, wenn Du, um es zu sein, auf meinen Tod warten müßtest.

Sie sah ihm offen ins Auge, welches des Forschens vergaß; sanft schlang sie eine Hand um seinen Nacken. — Sie irren sich, mein Freund! Mein Herz schlägt keiner Hoffnung, als der, den Abend Ihres Lebens zu erheitern. — Und sollte die Tochter den Vater verlieren, so würde es ihm, wenn seine Augen sich sanfter schlössen, unter ihrer Hand wohlthun, daß ihr, daß seinen beiden Kindern ein Schutz auf Erden bliebe. —

Genug, mein Kind, sagte er sanft gerührt. — In meinem Gemüth ist Etwas, das mich's als unschicklich fühlen läßt, Dich zu bereden. Ich dachte, wenn Du meinen Vorschlag annähmest, würde ich sehr glücklich sein. Daß Du ihn verwirfst, macht Dich mir noch theurer — und ich wünsche noch herzlicher, Dich zufrieden zu sehen; es thut mir noch weher, daß Du um meinetwillen ein schöneres Loos verfehltest. —

Mein Loos ist schön, mein Vater! Ich bin stolz auf dieses Loos. —

Ein Moment der Empfindung überraschte sie Beide zugleich; sie hielten sich fest umschlungen; es war ein Augenblick der Verklärung, des Verschwindens jeder irdischen Bedingung vor dem Aufschwunge des geistigen Menschen.

Juliens so lange verschlossenes Wesen war nun auf einmal jeder zärtlichen Empfindung geöffnet; wie hätte sie da des abwesenden Freundes vergessen können? Es schmerzte sie, daß sie ihr Glück, ihre Seligkeit nicht plötzlich in seine Seele überzutragen vermochte, daß sie ihm das Gefühl nicht ersparen konnte, einen Jahre lang mit allen Kräften seines Geistes festgehaltenen Plan so

nahe am Ziel fahren zu lassen. Aber sie baute auf eben den männlichen Sinn, den jene Beharrlichkeit bewährt hatte; und sie empfand stark und deutlich, was sie mit dem Bewußtsein des reinsten Adels der Weiblichkeit beschlossen, könne des Eingangs in das Gemüth des edeln Mannes nicht lange verfehlen.

Der Chevalier erhielt den Auftrag, Saarheim zu schreiben. Es war sichtbar, wie sehr dieses Geschäft dem Geheimenrath am Herzen lag. Er trat, während der Chevalier schrieb, mehr als einmal zu ihm herein und sagte besorgt und weich: Aber schreiben Sie ihm auch mit aller Wahrheit, daß es meine Schuld nicht war, wenn es so kam. — — Versprechen Sie ihm in meinem Namen, daß Julie glücklich sein soll — so glücklich, als ich sie zu machen vermag. — — Sagen Sie ihm, nach Julien und Karolinen sei kein Wesen auf Erden mir werther als er. —

Am Morgen des Posttages schloß sich Herr von Rader mit einem Notar in seinem Cabinet ein. Nach einiger Zeit ließ er den Chevalier rufen. Dieser fand noch einige Personen versammelt, die mit ihm als Zeugen das Testament des Geheimenraths unterzeichnen sollten, welches er heute gemacht hatte. Er gab es nachher dem Chevalier zu lesen. — — Schreiben Sie das dem jungen Menschen, sagte er — sagen Sie ihm, er soll die theuerste Hoffnung eines alten Mannes nicht täuschen.

In dem Testamente vertheilte er sein Vermögen zwischen Julien und Karolinen in ganz gleiche Theile, setzte Saarheim zu Karolinens Vormund ein, überließ ihm unbedingt die ganze Verwaltung des Vermögens, und

in Gemeinschaft mit Julien die Aufsicht über des Kindes Erziehung. Alles war so eingerichtet, daß es die engste Verbindung zwischen dem Vormund und der Mutter voraussetzte oder nothwendig machte.

Saarheim's Antwort säumte, und seine Freunde hatten vorausgesetzt, daß er Zeit brauchen würde, um mit seinem Herzen fertig zu werden. Sie kam, und entsprach ihrem Vertrauen. — „Ich habe allen meinen Hoffnungen den Abschied gegeben, schrieb er — könnte ich jetzt noch hoffen, ich würde mich verachten. — Aber Ihrer werth zu bleiben, will ich mich bemühen — und des Mannes werth, der mich so unbegreiflich unglücklich macht, so unbegreiflich beschämt!“

Bei dem Geheimenrath hat sich gar bald der vorige gleichförmige Lebensgang von selbst wieder eingestellt. Der Chevalier hat ein kleines Gut dicht bei seines alten Freundes Ländereien gekauft. Zwischen beiden Besitzungen liegt der Gottesacker des Dorfes. Nach vollzognem Handel, wie die beiden Alten miteinander nach Hause kehrten, sagte der Chevalier lächelnd: Sehen Sie, was uns heute trennt, wird uns morgen vereinen. —

Der Geheimerath blickte über die niedere Mauer auf die friedlichen Hügel hin. — Und wie ruhig, sagte er, werden wir da ruhen können! Dem guten Weibe bleibt dann hienieden ihr Lohn für ihr edles Herz. —

## II.

# Noch war es Zeit!

oder:

# Die goldene Hochzeit.

In einer großen Provinzialstadt Deutschlands, die einst Residenz war, aber nun seit mehr als einem Jahrhundert die Abwesenheit des Hofes durch ein redliches Bemühen, ihm wenigstens an Luxus und Thorheit nicht nachzustehen, zu ersetzen suchte, waren im Jahr 18.. in der Familie des Grafen von Riesenhaupt drei Generationen vereint, die als Typus von drei verschiednen Zeitaltern dienen konnten. Der alte Präsident war jetzt am Schlusse seines vierundsiebzigsten Jahres; er gehörte einer der ältesten Familien seines Landes an, die mit stolzem Bewußtsein des Ursprungs ihres Adels gedachte, denn er lag in der Geschichte schöner Thaten, und in der sich glücklicherweise der Glaube erhalten hatte, diesen Namen auch durch Thaten in dem Gedächtniß zu erhalten. Selten sah man ihn in dem Verzeichniß prahlerischer Gesandschaften, nie in den langen Registern müßiger Hofchargen, und in den Armeen ward er nur unter den rühmlich gefallenen oder mit Lorber gekrönten Streitern gefunden. Zum Fuße ihrer Ahnentafel zeigte sich ein geharnischter Ritter, der eine wilde Horde von dem Raube rauchender Hütten verjagte; sein aufgestreckter Arm schien weinenden Landleuten Schutz zu versprechen. Die plündernden Krieger trugen gleiche

Waffen wie er, und das heilige Kreuz, das die Sieger schwangen, die Felle, in die die Besiegten gekleidet waren, deuteten auf den Himmelsstrich, in welchem noch jetzt die Familie ihre Stammgüter hatte, und versetzte die Geschichte in die Zeit der Heidenbekehrung zurück. Auch ins heilige Land waren ihre Ahnherrn gezogen. Die Chronik der Familie erzählte, daß sich von dieser Zeit die Anpflanzung manches nützlichen Baumes, die Aussaat mancher nährenden Kornart herschrieb, daß seitdem der Verkehr mit mancher südlichen Stadt von dem Schutze der edeln Grafen begünstigt worden sei. Oft fanden sich Regierungen von Fürsten, unter denen keiner dieses Stammes dem Staate diente; dann waren lange Reihen von Namen aus demselben, die, um ihren Fürsten versammelt, bald mit fester Faust seine Rechte gegen übermüthige Nachbarn, bald mit ehrerbietiger Kühnheit die Rechte des Volks gegen ihren Fürsten vertheidigten. Ihre Ahnentafel war also in den Geschichtsbüchern ihres Vaterlandes und der deutschen Nation gegründet. Daher kam es dann auch, daß sie bei dem Sturme, der am Ende des verflossenen Jahrhunderts im westlichen Europa über ihre Standesgenossen ausbrach, um ihres Standes willen den Begebenheiten sehr ruhig zusahen.

Vorzüge zu verdienen, war die angestammte Bemühung jedes Riesenhaupts; Vorrechte hatten sie wenige behalten, denn alle unbillige hatten sie schon lange, soweit es die Gesetze erlaubten, ihren Unterthanen geschenkt; ihre Titel waren ihnen sehr gleichgültig, denn so lange die Geschichte das Andenken der Vergangenheit

überlieferte, zeigte sich in ihrem Wahrheitsspiegel ihr Name und machte ihren Nachkommen jeden Titel entbehrlich.

Dieser Familie gehörte also der Präsident an; er war ihr Haupt, und sah eine zahlreiche Nachkommenschaft um sich versammelt. In seinem Hause lebte sein ältester Sohn, der in einem ansehnlichen Civilamt dem Staate diente, und dieses Sohnes Sohn, Emil, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der unter seinem ehrwürdigen Großvater in der Regierung saß. Regung des Herzens und Anerkennung der Vernunft sicherten dem Präsidenten die Ehrerbietung, die Liebe seiner Kinder und Enkel zu; Menschenkenntniß, Billigkeit und das Liebebedürfniß des Alters bestimmte den Gesichtspunkt, aus welchem der Ahnherr das jüngere Geschlecht beurtheilte. Dennoch empfanden beide Theile, daß die Zeit sie auseinandergerückt hatte. In des alten Stammherrn Gemüth zeugte die Wahrnehmung dieses zunehmenden Zwischenraumes nur eine sorgsame Selbstprüfung: ob ihm die Weisheit seines Ahn auch wie Despotismus vorgekommen sei? — Mit reinem Gewissen erinnerte er sich, daß er nur festen Willen und kühnen Muth, ihr nachzuahmen, in sich empfunden hatte. Dieser Vergleich betrübte ihn. Beobachtete er dann seinen Enkel in andern Fällen, wo er nicht gegen seinen Rath, sondern frei und ohne ihn handelte, so fand er ihn auch edel, eifrig zum Guten und brav, und er sagte sich selbst: die Tugend möchte wol noch dieselbe sein, aber ihr Gewand, ihre Sprache ist verschieden. Mit seinem Sohne ward es ihm leichter

sich zu einigen. Graf Hugo war in seinen jüngern Jahren wenig um ihn gewesen; seit er mit ihm lebte — das war nun sehr lange — war er schon vollendeter Geschäftsmann; den Fortschritt der Wissenschaften leugnete der unterrichtete Greis nie; er lernte also oft mit Freuden von seinem Sohne, wie viel Hülfsquellen der gute Fürst heutzutage dem Erwerbfleiß seines Volkes öffnen kann. In sittlicher Hinsicht hatte er schon lange angefangen, sich an den Ton von seines Sohnes Haushalt zu gewöhnen; — er liebte und schätzte seine Schwiegertochter, die ihm nicht Zeit ließ, über irgend eine Neuerung zu grübeln, weil sie Mittel fand, beinahe einer jeden irgend eine Beziehung zu geben, die ihm zu schmeicheln nicht verfehlen konnte.

Seit einem Jahre war das Verhältniß zwischen dem Enkel und Ahn vertraulicher geworden, ohne daß der liebe Alte sich eigentlich Rechenschaft geben konnte, was sich an dem jungen Mann verändert hatte. Emil war seit einem Jahre verheirathet. Seine Gattin war die Wahl seines Herzens, ja der Gegenstand seiner Leidenschaft. Eine Reise in die Hauptstadt veranlaßte zufällig ihre Bekanntschaft. Die Eltern dieser Dame hatten andre Absichten mit ihr; seiner Liebe ward also sogar das Glück, bei einer Heirath, die so schulgerecht war, als hätte sie Convenienz allein geschlossen, auch noch Schwierigkeiten zu übersteigen. Nina war von einer Tante, die sie beerben sollte, auf dem Lande, aber mit aller der Sorgfalt erzogen, zu welcher Weltkenntniß ohne Verdorbenheit diese vortreffliche Frau fähig machten. Nina kannte die Tugend, weibliche Bestim-

mung, und das dem Weibe angewiesene höchste Glück als Gattin und Mutter, das auch der höchste Stand nicht versagt. Wie der Tod ihrer edeln Tante sie in der schönsten Jugendblüte in die Hauptstadt zu ihren Eltern zurückrief, konnte sie sich einer gewissen Scheu, eines Mistrauens gegen die Menschen um sich her nicht enthalten, denn ihre Unschuld fürchtete ein Geschlecht, von dessen Verderbniß sie so viel gehört hatte, und ihre Sittsamkeit erröthete oft vergeblich, weil sie manches Befremdende für gefährlich hielt. Diese Neuheit verlor sich bald, aber der Wunsch, gut und durch Güte glücklich zu sein, folgte ihr in Emils Arme.

Emil führte seine reizende Gattin mit stolzer Zuversicht seinem ehrwürdigen Ahnherrn zu, und mit einem Blick auf seine treue Gefährtin, den zärtliche Erinnerung belebte, empfand der Alte bei der holden Gestalt seiner Enkeltochter, bei dem Ton der süßen Stimme, daß die Schönheit ewig und an kein Zeitalter gebunden ist. Nina war aus der Einsamkeit in die große Welt gestürzt worden; dort hatte sie Huldigung umgeben, Schmeicheleien sie betäubt, und ihres jetzigen Gatten Leidenschaft hatte ihr den Spiegel der Wahrheit auch nicht vorgehalten. Sie war liebebedürfend und in dem Alter, wo das Weib die Liebe des Mannes noch nicht von der Abgötterei des Liebhabers zu unterscheiden vermag. Zum Glück ward sie Mitglied einer Familie, deren wahrhaft a d e l i g e r Ton, deren solide Pracht von der frivolen Eleganz ihres Zirkels in der Hauptstadt immer soweit abstach, daß sie den Zauber der Liebe bedurfte, um der achtzehnjährigen Nina

nicht altfränkisch zu scheinen. In diesem Hause war sie als Kind aufgenommen; Schönheit und Jugend gaben ihr zwar überall den ersten Platz ein, doch sah sie erst ihre ehrwürdige Großmutter, dann ihres Schwiegervaters Gemahlin die Ehrenbezeigungen empfangen; und wenn man sich ihr nahte, hatte die Begrüßung noch einen Nachschmack der ehrerbietigen Förmlichkeit, welche jene ehrwürdigen Damen einflößten. Anfangs entschädigten sie Emils Liebkosungen für alle diese kleinen Anstöße; bald brachte die Gegenwart der reizenden Gräfin eine neue Mischung in die Gesellschaft. Eine jüngere Generation, die sich sonst sparsam dort sehen ließ, drängte sich nun häufig in des Präsidenten Assembleen; dieser sah die junge Welt in der Nähe, die er bis jetzt mehr vom Hörensagen gekannt hatte, und da er sie um seiner Enkel willen sah, da sie sich mit ihnen vermengte, und doch immer noch aus den Bessern unter ihr bestand, vertrug er sich besser mit ihr, als er sich gedacht hatte. Die Liebe für seine Kinder erstreckte sich auf deren Zeitgenossen, und Herzlichkeit knüpfte die Alten nach und nach an das junge Geschlecht. So fing Nina an, nachgerade heimisch zu werden. Die Stadt hatte einen Hafen, sie lag auf dem Wege nach ein Paar großen Residenzen; es war nicht die Hauptstadt, aber Nina ward bewundert wie dort und war hier noch mehr Alleinherrscherin. Der gute alte Herr sah der Geschäftigkeit, die um seine Enkelin während seiner eintönigen Toccadille herrschte, theilnehmend zu. Seine herzliche Gattin fand sich geschmeichelt bei dem Liebreiz ihrer Enkelsfrau, und brachte

täglich ein neues Stück ihres Schmuckkastens hervor, damit es neu gefaßt an dem Glanze von Nina's Schönheit Theil nähme. Hugo und seine Gattin schienen das neue Wesen nicht zu bemerken; aber sie waren nicht unachtsam auf den Weg, den ihre Kinder einschlugen. Daß Nina's Reizen gehuldigt ward, war mit in den Anschlag gebracht, den sie in Emils Glück gemacht hatten; aber wie diese Huldigung empfangen ward, wie sie auf ihren Sohn wirkte, war der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit.

Emil war in den ersten Wochen seiner Ehe glücklich, wie es sich in der Lage gebührt. Die Zeit, wo Nina's Triumphe in dem Gesellschaftssaal anfingen, reihte sich so glücklich an die ersten Entzückungen der Ehe, daß er das Gleichgewicht des Gefühls, das bei Emil Geschäfte und die Karte, bei Nina Toilette und Beifallernten erzeugte, völlig aufrecht hielt. Ihre Zufriedenheit war dieselbe, und die wenigere Zeit, die sie ihrer Liebe schenkten, erhielt die Liebe ihnen neu.

Unter den Fremden, die sich in des Präsidenten Hause vorstellen ließen, fand sich ein junger Kosake, der aus dem Innern seiner Provinz durch Zufall einen gebildeten Geist, ein reines Herz und alles frei lodernde Feuer seiner Landsleute, die noch Söhne der Natur sind, mitbrachte. Seines Vaters Willen zufolge sollte er erst ausländische Bildung erwerben, ehe er sich den Gefahren aussetzte, die ihm seines Landes Kaiserstadt drohte. Neben den Jünglingen und jungen Männern, die bisher um Nina versammelt waren, trat Miladowich auf, wie eine fremde Erscheinung. Eine Heroen=

gestalt und die rührende Unbefangenheit, die keine Fesseln kennt, als die des Wohlwollens. Gegen Männer stolz, gegen Greise schmeichelnd wie ein Kind, gegen Weiber ehrerbietig und kalt — kalt bis er Nina sah; — aber Nina's Anblick legte die letzte Hand an seine Vollendung. Er schien bezaubert von demselben; denn sie ins Auge zu fassen, sie zu prüfen, seine beschiedne Göttin zu erkennen und sich nun ihrem Dienste unbedingt zu ergeben, waren Sachen des Augenblicks. Man weiß, wie gefährlich der zärtlichen St. Ives ihres ultramontanischen Taufpathen Geniestreiche waren. — Nina konnte über dieses neuen Ingenû Ungereimtheiten nicht zürnen; das ganze Verhältniß schien durch seine Publicität für die Gesellschaft, und so lange die Gesellschaft es bemerkte, auch für Emil gar nichts Verfängliches zu haben. So kam es einem Jeden vor, und es wäre vielleicht als eine Episode von Nina's Schönheitsreich vorübergegangen, hätten nicht Umstände es anders gefügt.

Emil mußte auf einige Tage in Geschäften verreisen. Ein leichter Schnupfen hielt während seiner Abwesenheit seine Gemahlin einige Abende auf ihrem Zimmer und veranlaßte es, daß ein kleiner Zirkel sich an ihrem Kamin versammelte. Miladowich war von der Zahl; die Gesellschaft, welche sich scherzend unterhielt, beobachtete bald, daß Ingenû, denn diesen Namen hatte sich sein Charakter erworben, des Scherzens unfähig, nur für die blässern Rosen, welche auf Nina's Wangen blühten, nur für die leichte Heiserkeit ihrer Silberstimme Auge und Ohr hatte. Er schob den Feuer-

schirm in alle Richtungen, ihr Wärme zu geben, ohne ihre Augen mit der flackernden Flamme zu verletzen; er flog ängstlich hinzu, so oft die Thüre geöffnet wurde, damit sie schnell wieder geschlossen und jede Zugluft vermieden ward. Zephir, Nina's Hündchen, das sie zudringlich um Zucker anbettelte und ihr dadurch beschwerlich ward, hatte nie einen schwelgerischern Abend hingebracht, denn Ingenů hielt es in seinen Armen gefangen und ließ es, um es ruhig zu halten, ein Stück Zucker nach dem andern speisen. Froh sein konnte der Arme heute einmal nicht, und das machte ihm der Andern Frohsinn bald verhaßt; er setzte sich still in einen Winkel ans Kamin und schlug ein Buch auf, das auf dem Gesims lag. Man unterhielt sich lebhaft um Nina's Sofa und hatte den einsamen Miladowich ganz vergessen, als er plötzlich aus seinem Winkel hervorsprang, Zephir einen **salto mortale** vom Arm auf den Boden machen ließ, und mit flammendem Blick vor Nina hintretend, mit inspirirter Stimme las:

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düster gebundenen Sinn,
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Miladowich's Stimme zitterte gegen das Ende der Strophe; Alles horchte auf und schien eine Nutzanwendung zu erwarten, — sie kam nicht, sondern der fan-

tastische Jüngling ließ sein Auge begeistert auf Nina ruhen. Die Weiber lächelten halb spöttisch, Nina nicht, ihre Wangen glühten. — Ein Paar junge Männer, weniger glücklich in der Auslegungskunst, lachten ziemlich unbescheiden auf. Miladowich's Gesicht war wie mit Feuer übergossen; er wandte sich mit dem stolzesten Ausdruck zu ihnen; — Nina erschrak und sagte mit weicher, zögernder Stimme, indem sie ihre Hand nach dem Buche ausstreckte und des Jünglings Hand momentan berührte: — Die Verse sind schön.... lassen Sie mich sehen wo sie stehen. Der Zauber wirkte; Miladowich's Hoheit ward milder — kalt sagte er zu den beiden Männern: „Der Göttin Gegenwart, meine Herren, wirkte auf die Troglodyten; ich rühme mich ihrer Abstammung, und Sie sehn, wie duldsam sie mich macht." Diese boten mit der Bereitwilligkeit, welche die Gelegenheit foderte, die Hand, um den Eindruck dieses Augenblicks zu verwischen, und Nina ahnete nicht, daß er Folgen haben würde.

Er hatte deren; aber solche, die an sich nur angenehm waren. Miladowich's ganzes Wesen war von Feuerstoff zusammengesetzt; das Gefühl, das jetzt ihm selbst so unbekannt und um desto mächtiger in ihm aufloderte, hatte seine Empfänglichkeit noch mehr gereizt; ihn dürstete nach einer heftigen Empfindung, die dem namenlosen Sehnen in seinem Innern einen Ableiter gab. Eine Ehrensache kam ihm gerade gelegen; er war Officier; er foderte noch in derselben Nacht beide Lacher heraus. Man traf zusammen; der eine seiner Gegner, ein gebildeter, gefühlvoller Mann, bat,

nur einige Worte wechseln zu dürfen. Mein Lachen, sagte er, so unziemlich es war, thut mir so weh als die Unempfindlichkeit, die mich verhinderte, Ihr Gefühl, bei Ihrer kleinen Exaltation zu verstehen. Für mein Lachen stelle ich mich hier mit meinen Pistolen ein und stehe Ihnen zu Diensten; aber für die Verkennung Ihres Gefühls muß ich mich entschuldigen, denn ich ehre es und .... theile es beinahe! — Miladowich hatte die Herren mit der größten Ruhe empfangen; aber bei Anhörung dieser Rede färbte hohe Röthe seine Wangen; er faßte seines Gegners Hand und rief: Gut, mein Herr, wenn Ihr Gefühl mich so lebendig versteht, so hat meine Ehre weiter keine Foderungen zu machen als die: Ihre Freundschaft zu gewinnen. — Die Secundanten traten herzu, um die Aussöhnung zu vollenden; der edle Lacher wies sie verbindlich zurück: Erlauben Sie mir, meine Freunde, ohne Zweikampf gibt es nur eine Art uns zu versöhnen, und die liegt mir allein ob .... Mein Herr, verzeihen Sie mir ein Betragen, das nirgends und am wenigsten in Gegenwart von Damen anständig war. — Noch ehe er die Worte vollendet hatte, hing Miladowich an seinem Halse, und der Bund war geschlossen. Jetzt hoffte man, der andre Lacher sollte einem so guten Beispiel folgen; der ungeduldige Kosake verbat sich aber alle Einmischung und stellte sich seinem Gegner gegenüber. Allgemeiner laut geäußerter Unwille brach aus, wie jener zielte. Miladowich stand wie eine junge Fichte im Hauch der Frühlingssonne, so schlank und heiter, und heftete einen lächelnd frohen Blick auf sei-

nen neugefundenen Freund. Sein Gegner schoß und streifte den Federbusch von des Kosaken Hut.

Ein Ton des Schreckens rauschte von den Secundanten her über die Haide. Miladowich hob das Pistol, fixirte seinen Gegner lange, zielte wie ein tiroler Schütze, der den höchsten Gewinnst am Freischießen beabsichtigt, dann schoß er mit einer schnellen Wendung das Gewehr seitwärts in die Luft und blieb kalt stehen, um die Entscheidung der Zeugen abzuwarten. Man bestürmte den ungroßmüthigen Gegner, um ihn zum Geständniß seines Unrechts zu bringen; der Kosake trat ihm stolz näher: Ich bin befriedigt, sagte er, mein Herr, wenn Sie es auch sind, haben wir uns weiter nichts zu sagen. Er verbeugte sich leicht, schlug einen Arm um seinen versöhnten Feind und ging heiter nach Hause.

Solche Auftritte bleiben nie verschwiegen. Miladowich's Rolle war bei diesem so heroisch, seine Anhänglichkeit an seinen neuen Freund war seitdem so auffallend, daß er um so ruchbarer ward. Welchem Weibe wäre der großmüthige Jüngling nicht werth geworden? und nun dem Weibe, welche sich als erste Ursache des Zweikampfs ansah! Sie fürchtete sich, ihn wiederzusehen, und sehnte sich doch heimlich nach dem Augenblicke. — Ach, ihre Unschuld, oder Unbefangenheit hatte dieser Zweikampf gestört, und die ihres Liebhabers zerstörte wohlmeinende Freundschaft. Baron Harring, der Freund, den ihm der Zweikampf erwarb, hatte mit wenigen Worten Eingang in sein Herz gefunden. Jung und innig und männlich hatte der Kosake seine Liebe,

die er mit kindlicher Unbefangenheit in allen Bewegungen ausdrückte, doch noch nie in Worten verrathen. Sie war ihm zu heilig, sie war ihm selbst noch zu unverständlich. Harring gab seinem Gefühl die Zeichen der Sprache, und sie trat lebendig und unaufhaltsam in das Leben hervor. Aber die Erkenntniß zerstörte hier wie überall das Paradies. Jetzt gesellschaftete sich Vorsicht und Zwang mit seiner Sehnsucht, mit seinem Glück, und statt der tausend glückseligen Kindereien, in denen er seine Liebe ausließ, wechselte nun ängstliche Vorsicht mit den Ausbrüchen der Leidenschaft ab. Bis jetzt waren Nina's Triumphe und, seit der junge Kosake ihren Reizen huldigte, seine vielfachen Etourderien der Stoff ihres Scherzes gewesen, so oft in den letzten Augenblicken des Tages Emil das Bewußtsein genoß, daß er der einzige Geliebte des allgeliebten Weibes sei. Nina war es sich bewußt, daß eine unbefangene Erzählung des kleinen Abenteuers, das sich während seiner Abwesenheit zutrug, das Natürlichste und Liebevollste sei; aber daß sie dieses vorher berechnete, war schon das erste Hinderniß für ein schuldloses Herz, es auch unbefangen zu vollziehen. Sie besann sich auf die Art ihrer Erzählung. Emil kam, sie flog in seine Arme; ihr Herz widerstrebte jetzt beim Wiedersehen, am ersten Tage nach einer Trennung einer Geschichte zu erwähnen, die ihr neben ihrem Freunde nicht lieb war. Dann schien es ihr, diese Geschichte erhalte zu viel Wichtigkeit, wenn man sie in diesem Augenblicke erzählen würde. Sie verschwieg sie, und durch das Verschweigen dachte sie immer daran, und der fixe Ge-

danke gab ihrem Blick einen Ernst, ihren Liebkosungen einen Zusatz von Zerstreuung, der Emil nicht entging, der aber ihre unverkennbare Zärtlichkeit nur anziehender machte.

Emil war Abends angelangt; Nina hätte es erhalten, eine Gesellschaft versäumen zu dürfen, wo man sie erwartete, um diesen Abend ganz ihrer Familie zu widmen. Die Großeltern, Hugo und seine Gattin erkannten das kleine Opfer, was Nina der Familienfreude brachte, mit Dank. Beide waren seit der Zweikampfsgeschichte, jedes auf seine Art, wol bedenklich; aber dieser Zug von Zärtlichkeit in dem reizenden Weibe gewann sie so sehr, daß sie heute jene Geschichte wirklich vergaßen. Nina schmeichelte ihnen so kindlich! — Ach Nina wußte wohl, die lieben Eltern würden Miladowich's Aufbrausen Emil erzählen, hätten es vielleicht schon gethan; aber wie es auch sei, so sollte er heute den jungen Wilden nicht sehen, Emil mußte die Sache erst aus ihrem Munde hören, ehe er ihn in Gesellschaft traf.

Der Abend ging hin — Jeder glaubte: so glücklich! — Nina war's nicht; sie stand am Eingange eines Labyrinthes, das sie ahnete, und das ihr das Bewußtsein ihrer Tugend doch lächerlich machte. Unschuld verachtet die Veranstaltungen — wie sich nun den andern Morgen keine Gelegenheit fand, Emil ihre kleine Beichte abzulegen, bot Unschuld und liebenswürdige weibliche Schwäche sich die Hand, um in Nina endlich den herzhaften Entschluß zu entwickeln, eine günstige Gelegenheit abzuwarten zu dieser Beichte, und

wenn die weisen Alten ihr zuvorkämen, ganz einfach ihre Schüchternheit zu gestehn. — O das weibliche Herz! wie fein fand sie sich durch eine Arglist, die sie selbst so treuherzig für eine Tugend hielt, vor ihrem Gewissen gerechtfertigt! Gute Nina! dieses Geständniß deiner Schüchternheit sollte deinen Gatten entwaffnen — es war dazu gemacht; aber jetzt half es dir nur, des jungen Fremdlings Liebe deinem Gatten länger zu verbergen. Wäre jetzt so ein guter sachkundiger Schutzgeist zwischen euch getreten, der Emil erleuchtet hätte, gerade so zu handeln, daß dein Entschluß ausführbar geworden wäre, so hätte Alles einen sehr artigen Gang genommen, du hättest keine Thräne vergossen! — Aber, liebe Nina, ohne dein verlornes Unschuldsparadies wiederzuerlangen, wäre dir auch nicht das bessere Paradies geworden: die bewußte Wahl des Guten!

Am andern Abend traf Nina mit Miladowich in Gesellschaft zusammen. Beide glichen ein bischen zwei Verschwornen, die ihr Geheimniß vor fremden Augen bewahren, so behutsam war Miladowich, so unbefangen schäkerte Nina mit allen Männern — außer mit ihm. Lange that das nicht gut; Miladowich glühte und schauderte bei einem Leichtsinn, der ihm bis heute wie liebenswürdige Kindlichkeit vorgekommen war. Er hatte ein inneres Gefühl; das Weib, das mittelbar ihn dem Tode ausgesetzt hatte, sollte heute, da sie zuerst ihn wiedersah, nur heute! nicht so lustig, nicht ihn so vergessend lustig sein. Nina las seine Unruhe auf dem Seelenspiegel seines Gesichts — plötzlich fühlte sie ihre weise Verstellungskunst als fühllose Koketterie; durch eine

Wendung, die einem Weibe nie mislingt, hatte sie den gekränkten Jüngling wieder emporgehoben; ein Wort von ihr, und sein ganzes Wesen sprach Glückseligkeit aus. — Der muntre Ton der Gesellschaft zog den Einfall herbei, tanzen zu wollen. Man rief schnell nach ein Paar Geigen. Nina sah sich von Bewerbern zu einem figurirten Tanz, den man versuchen wollte, umringt; der Anblick ihrer Allmacht über Miladowich's Gefühle hatte ihre Vorsicht besiegt, und ehe einer der Bewerber zu bitten wagte, reichte sie dem überglücklichen Kosaken die Hand zu dem vorgeschlagenen Tanze.

Die Spieltische wurden für diesen Abend bei Seite gesetzt; Graf Hugo, dem dadurch seine gewöhnliche Unterhaltung abging, wanderte in den Zimmern umher und traf auf seinen Sohn, der später wie die ganze übrige Gesellschaft in das Vorzimmer trat. Der Zufall, der Alles reiht, brachte die beiden Männer ins Gespräch, und ohne in den Salon zu gehen, stellten sie sich in einen Fensterbogen. Während dieses Gesprächs eilte Miladowich durch das Zimmer; er hatte die Tanzmusik geholt; er erblickte Emil, schüttelte ihm im Fluge die Hand und eilte in den Salon zurück. Graf Hugo ward bei seinem Anblick an die Zweikampfsgeschichte erinnert; nach seiner gewiß sehr wahren Ansicht war diese beiläufige Gelegenheit die beste, um Emil auf das Nöthige aufmerksam zu machen. Lächelnd fragte er ihn: ob die junge Gräfin ihm ihres Ingenüs Heldenthaten erzählt habe? Emil verneinte es; und mit dem vorhergehenden Gespräche beschäftigt, wollte er darin fortfahren. Sein Vater, etwas befrem-

det über Nina's Verschweigen und etwas aus dem Concept gebracht durch Emils Nichtachten, kam nun aus dem Tone, den er sich vorgesetzt hatte; denn auch der gute Hugo hatte überlegt, was er sagen wollte. Das war sehr natürlich, denn er hatte es als eine Art Concession erhalten, mit dem Sohne zu sprechen. Der alte Herr war über die Sache so erzürnt gewesen, wie die Begriffe über weiblichen Ruf in seinem Jahrhundert es rechtfertigten. Ihm spukte noch Cäsars sehr absolutes Sprüchelchen im Kopfe, vermöge dessen er um der römischen Medisance willen sich von seiner Frau scheiden ließ. Sein Sohn Hugo hatte seine feste Überzeugung von Dem, was eines Weibes Tugend heischte, in den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeitgenossen gemildert; er erschrak vor Nina's Lage, aber er wußte, daß es jetzt der Augenblick sei, ihr eine Deutung zu geben, die sie erst positiv gefährlich machen könnte. Seine kühle Vernunft verlangte also vom alten Präsidenten, ihn das Organ fein zu lassen, durch welches Emil unterrichtet, belehrt und gewarnt werden sollte. — Der Anschlag war sehr schön, aber der Zufall trieb wieder seine Possen mit ihm. Emil war wie versessen auf seine Geschäftsrelation; er hörte den Anfang von seines Vaters Erzählung nur halb und lachte hell auf über den Troglodyten. Bei dem Zweikampf ward er ernster und rief mit Wärme: Das ist ein edler Mensch! — Graf Hugo verlor immer mehr den Weg zur Nutzanwendung und gerieth endlich so sehr in den Styl von Hübner's biblischer Geschichte, daß er ärgerlich rief: ja, ja das ist er, aber was sollen wir

daraus lernen? — Emil lachte noch lauter: daß wir auch Troglodyten sein sollen, bester Vater! rief er lustig und schüttelte Graf Hugo die Hände. — Den T... auch, fuhr jener zornig auf — daß wir auf dem besten Wege sind, um..., er faßte sich und lenkte ein, um des jungen Weibchens guten Ruf scheitern zu sehen. —

Emil stand wie versteinert. Nun sei nur ruhig, nahm der Vater, der seine Übereilung fühlte, das Wort, der Zweikampf ist Wenigen bekannt, und die Veranlassung Niemand, als dem kleinen Zirkel, der bei Deiner Frau war. — Ich bin ruhig, mein Vater, aber Nina's Etourderie befremdet mich doch!... mir davon nichts zu sagen, da sie doch denken konnte, daß es besser sei, mir die Sache anzuvertrauen, als sie mich erfahren zu lassen. — Der gute Vater vertheidigte die reizende Sünderin, und je mehr er entschuldigte und analysirte, desto heller beleuchtete er Erinnerungen in des Sohnes Seele, die jetzt seiner Ansicht der Sache nichts nutzten. Emil machte es endlich, wie es alle Kinder gegen alle Väter machen; wie er wahrnahm, daß sein Vater seine Empfindungen nicht theilte, verbarg er sie, ließ das Gespräch fallen und ging in den Salon, wo der neue Tanz eben angefangen ward.

Nina stand aufmerksam auf die schweren Figuren neben ihrem Tänzer, der mehr auf sie als auf den Tanzdocenten achtete. Jetzt befahl dieser, nachdem ein leichtschwebender Rond geendigt war, einer Hälfte der Tänzer, sich vor ihren Tänzerinnen auf ein Knie niederzulassen, indeß sie um ihn hertanzte, auf ihren Nach-

bar zuzuschweben schien, dann zu ihm zurückkehrte und ihn zu einer neuen Tour gleichsam in ihre Arme aufnahm. Die Figur war vielsagend! — und Emil stand von Nina unbemerkt und sah ihr zu. Nicht jedes Paar lernte sie so schnell wie Nina und ihr Tänzer; man mußte sie noch einmal versuchen; es entstand eine Verwirrung, man hielt inne, gerade wie die Tänzer, und also auch Miladowich, vor ihren Damen auf den Knien lagen. — Hätte Miladowich weiter gedacht, wie an den glücklichen Augenblick, in dem jetzt sein ganzes Dasein vereinigt war, er hätte in Dithyrambentone den Erfinder dieses Tanzes besungen. Er that das nicht, sondern kniete wonnetrunken, und sein Blick sagte viel mehr als der Tanzdocent vortrug. Nina empfand ganz das Verrätherische dieses Augenblicks: Stehen Sie auf, — sagte sie ganz verwirrt und leise, denn sie vergaß, daß das Knien nur eine Figur war — stehen Sie auf, Sie müssen Ihrer Nachbarin die Hand geben. Miladowich ergriff die ihre, die sie, ihn aufzuheben, ausstreckte, hörte nur halb, was der geliebte Mund sagte, — nein, nein, rief er leise, der Kosak kniet nur vor seinem Gott und seiner Geliebten, ich knie vor keiner Nachbarin. — Emil hatte diese Worte gehört, so leise sie gesprochen waren; der Fortgang des Tanzes ersparte Nina die Verlegenheit, sie bemerken zu müssen, und sie war zu reizend und tanzte zu schön, als daß sie im Tanzen nicht durch die Bewunderung, die sie erregte, von dem Gefühl, das sie ihrem Tänzer einflößte, abgezogen worden wäre. Schon im Tanze erblickte sie Emil und nickte ihm liebend zu, jetzt war

er geendigt, und ohne auf den feurigen Kosaken zu achten, flog sie an ihres Gatten Seite; und in der Lebhaftigkeit, in der ihre Lebensgeister waren, sprach sie unbefangen von dem Tanz, von der malerischen Figur, und verwies ihrem Tänzer, der hinzugetreten war, einige Fehler, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, so unbedenklich, als — hätte er nur getanzt.

Welcher Mann, wär' er auch nicht Liebender, ja nun gar welcher Ehemann hätte nach allem Vorgefallenen diese Unbefangenheit nicht für Falschheit gehalten? Aber Nina war so reizend, sein Nebenbuhler betrug sich so ehrerbietig, Emil war ein edler Mensch, in diesem Augenblick wäre sein widriges Gefühl den äußern Umständen unterjocht worden, hätte ihn auch gesellschaftliche Sitte nicht vermocht, es zu verbergen. Vielleicht wäre der Abend ohne Verstimmung verstrichen, hätte nicht Harring's wohlmeinende Freundschaft den Frieden gestört. Dieser war ebenso wie Emil Beobachter der poetischen Tanzübung gewesen. Er hatte aber auch den jungen Grafen dabei aufmerksam betrachtet und zürnte in rechtlichem Unwillen dem Brausekopf, der die Ruhe eines glücklichen Paares durch seine phantastischen Naturkindsstreiche in Gefahr setzte. Sobald er ihn daher habhaft werden konnte, führte er ihn in ein Nebenzimmer und zog ihn streng zur Rechenschaft über die ungebührlichen Entzückungen, zu denen er sich hinreißen ließ. Zu was soll das führen? fuhr er den bestürzten Jüngling an; bist Du ein gewöhnlicher Verführer, so kann es nicht zu Deinem Plane dienen, die Frau zum öffentlichen Schauspiel zu

machen, und so sie vor der Zeit zur Vorsicht zu zwingen, und liebst Du sie — wie das doch wol bei Dir der Fall ist — warum willst Du ihn unglücklich machen? — ist's nicht genug, daß sie es wird?" — Miladowich hätte ihn schon lange unterbrochen, wenn seine Bewegung ihm so schnell den Ausbruch gestattet hätte. — Er vertheidigte sich mit ernstem Abscheu vor dem Verdacht des Verführens und fragte dann heftig: was Nina's Unglück denn mit seiner Liebe zu thun hätte? Harring verstand ihn ebensowenig, als er verstanden ward, denn obschon er nach unsern Begriffen von Moralität unter Weltkindern einer der Redlichsten war, so fehlte ihm doch das Ideal einer so exaltirten, nur um der Liebe willen liebenden, mit dem Glück der Geliebten allein Beschäftigten — so einer wahrhaftig kindischen Liebe, die immer aus der Hand in Mund, oder wie es hier heißen müßte, aus der Phantasie ins Herz lebt, ganz und gar. Auch hier mußte die Erkenntniß wieder die Unschuld zerstören. Harring verständigte den guten Kosaken so lange über das Unglück, das Nina treffen würde, wenn sie ihn liebte, daß es ihm zum ersten Mal recht deutlich wurde: „von ihr geliebt zu sein, müsse die Liebe zu ihr zu einer noch weit größern Seligkeit erhöhen;" aber er wollte nicht nach ihr ringen, er wollte Emil, den er schätzte, nicht leiden machen, er wollte — nein, er wollte nur lieben. So mußte er aber anders lieben als bisher, nicht so den Menschen ins Angesicht, nicht so zum Sprichwort, das sah er mit Schrecken ein. Er versprach es dem besorgten Harring, und er hielt

leider Wort. Für Nina und für ihn nahm nun ihr Verhältniß eine andere Gestalt an. In Miladowich war die Liebe nicht mehr das muthwillige Kind, das mit Blumen wirft und in seiner Unschuld in den Busen der himmlischen Venus selbst sich zu flüchten das Vertrauen hat — sie war schnell zu dem ernsten Jüngling geworden, der mit Psyche in Bund tritt. Die Veränderung zwischen Nina und ihrem Gemahl war noch gefährlicher. Jetzt wünschte sie sehnlich, er möchte von dem Gegenstande sprechen, von dem sie zu lange geschwiegen hatte; aber er that es nicht, denn er wäre gern mäßig und weise gewesen bei diesem verfänglichen Gespräch, und mäßig und weise zu sein, war jetzt nicht mehr in seiner Macht. Leichter war ihm die Qual des Mistrauens, des Beobachtens, der zunehmenden Trennung, die sein Herz doch zerriß. Das Alles hatte gefährliche Folgen. Zum Theil vermied er das Alleinsein mit der verführerischen Frau, und waren sie beisammen, so war er finster und kalt, aber leidenschaftlich und anspruchsvoll. Im ersten Fall ängstigte sich Nina und zog sich scheu zurück; im zweiten fühlte sie sich beeinträchtigt und setzte ihm Kälte entgegen. Miladowich, von dem erwachsenen Amor belehrt, lernte sich nun wie ein gesitteter Liebhaber der höhern Welt betragen. Die Gesellschaft, welcher seine Liebe zur muntern Unterhaltung diente, so lange sie die abenteuerliche Gestalt des nordamerikanischen Wilden trug, schien sie bei ihrer stillschweigenden Übereinkunft, sich um solche Dinge nicht zu bekümmern, gar nicht mehr zu bemerken, seit sie anfing, sich nach dem Herkommen zu rich-

ten. Miladowich seufzte, denn der Zwang ward ihm schwer; aber bald erfuhr er den verführerischen Reiz, der in den kleinen Vergünstigungen, in dem Vorrecht, einen Fächer aufzuheben, eine Tasse Thee zu reichen, leise die Bitte zu hören, den Wagen vorfahren zu lassen, und in tausend Kleinigkeiten liegt, die vielleicht nicht so unschuldig sind, wie die Liebe auf den Fluren, aber sie weit höher als Leidenschaft entzünden. Nina seufzte auch. Ihr Herz war schwer, und Niemand schien ihre Stimmung zu theilen, als der Mann, dessen Bescheidenheit mit seiner Liebe zunahm. War's denn nicht natürlich, daß ihr dieser immer theurer ward? Nun war sie auf dem gefährlichen Punkt, wo ein Weib ihre Ruhe oder ihre Würde verliert, und wieder ein günstiger Zufall mußte sie retten.

Es nahte sich für die Familie des ehrwürdigen Präsidenten ein Tag, dem jedes Mitglied, selbst in der jetzigen Spannung, in der sich ein Theil von ihr befand, mit wehmüthiger Freude entgegensah. In dem nächsten Monat bereitete man sich, sein und seiner Gattin funfzigstes Hochzeitsfest zu feiern, und Kinder und Enkel vereinigten sich, diesen Tag zum feierlichsten seines Lebens zu machen. Die beiden Alten sahen ihm mit frommer Demuth entgegen. Die Erinnerung der ersten Feier dieses schönen Tages trat freundlich vor ihre lang vereinigten Seelen; denn der Zeitraum von funfzig Jahren bot dem Geschichtserzähler nichts an, wie die stets gleiche Wahrheit: sie lebten, litten und freuten sich vereint. — Ein armer Stoff zu einem Roman! — ein erhabener zum Nachdenken für den Men-

schen, des Augenblicks Geschöpf und Raub: zwei Menschen vor sich zu sehen, vor denen Geschlechter entblühten und welkten, und die am Ende eines halben Jahrhunderts sich sagen können: „deine Enkel werden am Schluß der andern Hälfte noch mit Liebe dein gedenken."

In der jetzigen Stimmung waren die kleinen Vorbereitungen, die man zu diesem Feste machte, eine Erleichterung für alle Theile, ja mehr als sie es sich gestanden. Emils Eltern waren bei der Verstimmung ihrer Kinder nicht so ruhig, wie sie es schienen, aber mit weiser Vorsicht warteten sie auf einen günstigen Augenblick, um auf ihre Herzen zu wirken. Es war eine Zeit ihres Lebens gewesen, wo Jugend und der Tumult der Welt sie auch getrennt hatte, Hugo hatte seine Gemahlin beleidigt; vernachlässigt und gekränkt, kehrte sie auf eine unbestimmte Zeit zu ihren Eltern zurück. Schon damals war der Präsident der Gegenstand der zärtlichsten Ehrerbietung in seiner Familie; die veruneinigten Gatten verhehlten ihm daher die Stimmung ihrer Herzen, und nach einer jährigen Trennung vereinigten sie sich, um bei der ersten Jubelfeier der Hochzeit ihrer Eltern nicht zu fehlen. Die edeln Eltern hatten der beiden jungen Gatten Herzen wohl erforscht; ohne einen vorbereiteten Kunstgriff ward dieses Fest das Wiedervereinigungsfest ihrer Kinder, und seitdem brachte jedes Jahr die beiden Menschen um so näher, weil die Fehltritte, die ihre Liebe gestört hatten, ihnen das Vertrauen und die Duldung ihrer Freundschaft je mehr und mehr lehrten. Die Wiederkehr die-

ses Versöhnungsfestes nach fünfundzwanzig Jahren einer seitdem glücklichen Ehe, bewegte jetzt zärtlich ihr Gemüth, und ohne sich den Gang zu denken, ohne Verabredung und Anlage hofften sie an diesem rührenden Tage, wo drei Geschlechter Dankesopfer brächten, sollte der Augenblick erscheinen, in dem ihrer Kinder Herzen sich auch wiederfänden. Indessen thaten sie das Weiseste, was ihnen Menschenkenntniß anrieth: sie vermieden jede Erbitterung, jede Verletzung der gereizten Gemüther.

Der Frühling war in seiner schönsten Blüte, Emil und Nina bewohnten ein großes Gartenhaus vor den Thoren der Stadt, mit einem Garten umgeben, dessen Größe und Anlagen ihm fast den Namen eines Parks verdienten. Jeden Abend, welchen sie nicht in der Stadt zubrachten, vereinigte sich die Familie in diesem angenehmen Aufenthalt, der überhaupt durch müßige Besuche weniger gestört wurde als ihr Stadtleben. Sie sahen sich mehr ungestört, und ohne sich zu erklären, noch sich wieder zu vereinigen, lebten sie inniger mit einander. Es war gleichsam, als hätten sie die Liebe eine Zeit lang aus den Augen gesetzt und wollten's indeß mit der Freundschaft versuchen. Miladowich trug zu diesem wohlgelungenen Versuch sogar bei. Seine kindliche Seele, die in dem ihm neuen Stadtleben ihre ganze Anhänglichkeit auf Nina geheftet hatte, fand in dem blühenden Frühlinge gleichsam eine Menge alter Liebschaften wieder. Die Wälder grünten, die Vögel sangen, sein munteres Roß suchte, als wollte es sich den vaterländischen Boden versinnlichen,

den weichen Rasen und flog wiehernd mit ihm über die Flur. Er kam oft in Nina's Garten und schwärmte ein glückseliges Leben; denn der kleine Kreis, der sich bei ihr versammelte, mit dem Zauber der Gegend verbunden, gab ihm einen Theil seiner ersten Unbefangenheit zurück. Emil selbst konnte sich nicht erwehren, dem frohen Jüngling wohlzuwollen. Der gute alte Präsident, den man nach der Zweikampfsgeschichte die Verstimmung unter seinen Kindern soviel als möglich verborgen hatte, war von seinem Vorurtheil gegen ihn schon längst zurückgekommen, und nahm ihn jetzt, da sein phantastisches Leben dem kleinen Zirkel einen stets neuen Reiz gab, mit der Weichheit in sein Herz auf, die dem Alter so natürlich ist, wenn keine feindliche Neigungen es entarten; denn alsdann wird es nur wieder liebedürftig wie die Kindheit, der es an Schwäche gleicht. Am wenigsten froh war Nina; denn gegen sie trat Emil in ein größeres Unrecht durch seine fortfahrende Zurückhaltung, und der gute Kosak rührte sie immer mehr durch seine begnügsame Liebe, seinen entzückten Genuß der Natur, durch die zärtliche Ehrfurcht, die er Emils Ahnherrn bewies, und in der ihr weiblicher Scharfblick deutlich den Abglanz seiner Leidenschaft für sie sah.

In diesem Mittelzustande zwischen Streit und Harmonie rückte der Tag des Festes heran. Nina war eifrig beschäftigt, einen Saal auszuschmücken, der zum Hauptschauplatz der Feierlichkeit bestimmt war. Blumenkettendevisen, ein Altar, ein Opferfest, — kurz Alles, was Kunst und Gefühl einem schönen Weibe, die

selbst die interessanteste Rolle dabei übernehmen sollte und in ihr zu gefallen sicher war, erfinden konnte, ward angewandt. Ein junger geschickter Maler half ihr bei diesem Geschäfte. Einen Morgen erschien er bei ihr mit dem frohen Gesichte, das Gelingen in der Kunst dem Künstler gibt. Er schien von der Muse im Schlummer geküßt; denn seine Phantasie hauchte Allem, was er vornahm, anrieth und entwarf, lächelndes Leben ein. Nina war entzückt über die Wirkung des Ganzen. Sie drückte ihm Dank aus, und er gestand ihr, daß er eine sehr frohe Stimmung mitgebracht habe, denn ihm sei gelungen, eine Gestalt aus seiner Phantasie auf die Leinwand zu heften, die ihn schon seit Monaten umschwebe, die er aber nie so würdig, als er sie im Geiste gesehen, wiederzugeben vermocht hätte — heute endlich mit dem Aufgange der Sonne sei sie seinem Pinsel gelungen. Nina lächelte beifällig über des jungen Künstlers Enthusiasmus: Nun? und diese gelungene Schöpfung, darf ich sie erblicken? — Zuerst; denn ich verdanke sie zum Theil Ihnen — antwortete der junge Mann, viel inniger als er selbst wußte, noch mehr wie er wollte, und zog die Skizze erröthend und mit zitternder Hand aus seinem Karton. — Nina blickte hin — und sah Miladowich mit gespanntem Pistol in der Hand unter einer entlaubten Baumgruppe. Eine feurige Herbstsonne warf einen scharfen Strahl auf sein Gesicht, das mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Exaltation und Ruhe zugleich auf einen fremden Gegenstand blickte, der außer dem Gemälde lag, indeß seine ganze Stel-

lung, fest wie ein Fels und leicht wie eine himmelanstrebende Ceder, neben den knorrigten Eichen einen zauberischen Contrast machte. Nina rief überrascht: O das ist er! —

Sollte es eine weibliche Seele geben, die es Nina zum Vorwurf machen könnte, das Verfängliche dieses Ausrufs in diesem Augenblicke nicht wahrgenommen zu haben? Sich selbst vergessend stand sie, und langsame, schöne Thränen rollten aus ihren Augen. Schöne Thränen; denn sie waren die Kinder eines tiefen Gefühls. Miladowich's Liebe, der Augenblick, der seinem Leben drohte, sein Edelmuth und Emils Unrecht, ihn und sie und sich selbst zu verkennen, erweichten sie und erhoben sie über sich selbst, sodaß Emils Eintritt, der sie jetzt überraschte, sie nicht erschreckte; sie reichte ihm das Bild und rief sanft: O sieh Emil! es muß Dich auch freuen! — Emil war über Nina's nasses Auge, ihren begeisterten Blick betroffen, er suchte den Gegenstand, der ihre Rührung hervorbrachte, und erkannte das Gemälde. — Wirklich die Prüfung war hart! — als Mann von gutem Ton stand ihr Emil; als Mensch, als Ehemann..... unterlag er ihr diesmal. Jetzt fühlte Nina mit schmerzhaftem Schreck, was sie gemacht hatte; sie fühlte zugleich, Emil sollte edel sein, wie sie, überrascht, offen gewesen war, er sollte liebend verstehn, was sie liebend verrathen hatte. Dieser Augenblick wäre schön gewesen, er hätte zwei gute Herzen veredelt. Der gute Emil vermochte es nicht, vielleicht wirklich, weil er zu bemüht war, seiner Gemahlin Etourderie gegen den Maler wieder gut zu

machen. Er betrachtete die Skizze als Kenner, sprach mit dem Künstler als Kunstrichter, lobte, berieth, und ohne Nina's Herzen einen Ton, der Einklang des Gefühls bezeichnet hätte, zu antworten, verließ er den Saal.

Nun war Nina erbittert; der Maler, der mehr errathen hatte, als er vorher wußte, nahm mit befangenerm Herzen, als er gekommen war, Abschied und ließ — erkläre es ein Seelenforscher — das Bild auf Nina's Tische liegen, — und Nina — erinnerte ihn nicht, es wegzunehmen. Sie war ihrer Bewegung nicht Meisterin und wußte nur durch erkünstelten Eifer auf ihre Artistenveranstaltungen den Sturm ihres Innern zu verbergen.

Sobald sie allein war, floh sie in den entlegensten Theil des Parks, um ihren Schmerz zu genießen. Ihr Gefühl war ihr dunkel. Ein lebhaftes Interesse für den liebenswürdigen Fremdling kämpfte um die Oberhand mit dem Unwillen, Emil weniger großmüthig, ja weniger billig zu finden wie ihr Herz es wünschte. In Träumereien versunken, bald sanft weinend, bald finster nachdenkend, saß sie in einem Gebüsch, als Miladowich sie überraschte. Er hatte sein Pferd an einem hintern Ausgange des Gartens angebunden und wollte nur einige Augenblicke verweilen, um sich nach der Bestimmung des Abends zu erkundigen. Er hatte den Frühlingsmorgen zu einem weiten Spazierritt benutzt, seine Seele war heiter wie die blauen Lüfte, seine Phantasie hatte sich in die Fülle des hervorquellenden Lebens getaucht, das durch die

ganze Natur strömte. Ihm war, als müßte Nina's Anblick der jungen Schöpfung jetzt die Krone aufsetzen; mit fröhlichem Schritt und Gesang eilte er durch die zart belaubten Gänge und erblickte die ersehnte Königin seines Herzens in dieser freudigen Schöpfung in Thränen. Inniger an Empfindung, erlebte er jetzt, wie sich die Natur umschleiert bei dem Schmerz der Geliebten; und Nina? — ach Nina war sehr trostbedürftig und trostempfänglich — und wenn die Schöpfung auch nicht wieder in Sonnenglanz trat, so entstand doch eine Lichteintheilung, .... blendende Flächen, erhabene Massen, halbe Lichter, majestätisches Dunkel, Frühlingsregen, der das Leben entwickelt, und endlich die milde Stille der Luft, in welcher die ruhende Schöpfung ihr Tagewerk feiert... das sind gewaltige Phrasen; aber es ist doch hier besser, ein wenig unverständlich als indiscret zu sein. Wer sich bei dem stürmischen phantastischen Auftritt etwas Schlimmes denkt, muß nicht begreifen können, wie wenig oder wie viel dazu nöthig ist, ein Paar schwärmende Menschenkinder gewaltig zu beschäftigen, und für diese mistrauischen Menschen muß diese dichterische Viertelstunde ein Räthsel bleiben. Nach ihr eilte Miladowich noch schwebender, noch mehr entzückt durch den Laubengang an die Pforte zurück, wo sein Pferd stand. Im halben Selbstgespräch knüpfte er das Thier los; alle seine Bewegungen waren zitternde Freude, sein Gesicht schien verklärt; als verstünde ihn der treue Rappe, umhalste er ihn, sagte ihm in seiner Landessprache, die ohnehin die Töne liebender Beschwörung hat, entzückte Worte,

in denen Nina's Name am häufigsten wiederholt ward. Leider hatte er Zeugen zu diesem poetischen Unwesen; denn Emil, der sein empörtes Gemüth seit dem Anblick jenes Gemäldes auf den Feldern umherschweifend zu beruhigen gesucht hatte, stand in sehr ungünstiger Stimmung an einer Eiche, wirklich nur ihm verborgen, der überhaupt Augen hatte, ohne zu sehen, und Ohren, ohne zu hören. — Er vernahm das Gespräch zwischen dem Begeisterten und seinem vierfüßigen Vertrauten vollkommen, leider nur ohne ein Wort zu verstehn, außer Nina's wohl ausgesprochenem, oftmals wiederholtem Namen. Hätte er das Pferd bestechen und sich seines Herrn Geheimniß verrathen lassen können, so wäre dem armen Manne viel Kummer erspart worden; so ging er unentschlossen, aber mit einer Natter im Busen auf das Haus zu.

Nina saß noch auf derselben Bank, wo Miladowich neben ihr gesessen, vor ihr gekniet — ja, weil es doch nun einmal der treue Rappe nicht allein erfahren hat — wirklich einen Augenblick ihre zarte Gestalt an seinen Busen gedrückt hatte — und weiter nichts, denn weiter bedurfte jetzt seine Kinderphantasie nichts; und weiter hätte ihn Nina's furchtsames Gewissen nicht kommen lassen. Sie hatte geweint; er hatte ihr zum Trost gesagt, daß er sie anbete. Sonderbarer Weise hatte sie das einigermaßen getröstet, und ihre wiederkehrende Heiterkeit entzückte ihn so, daß er nur dann wußte, er drücke sich sehr lebhaft aus, als Nina mit schmelzendem Ton bemerkte: Liebe sei ehrerbietig .... Auf dem Ural muß wahrscheinlich dieser altväterische

Wahn noch herrschen; denn er erlaubte ihr aus seinen Armen zu schlüpfen, küßte ihr Gewand, ihre Füßchen, riß eine Hand voll Laub ab, das an ihre Wangen streifte, verbarg es an seinen Busen und flog, da sie es gebot, wonnetrunken zu seinem treuen Landsmann, der so oft sein Gefährte in trüben Stunden war, der ebenso geduldig seinen Lieblingsklagen als jetzt seinen Wonnen das Ohr lieh. So unwissend als der arme Emil aber nun jetzt war, mußte er sehr viel Böses vermuthen, wie er Nina, in Nachdenken vertieft, den Kopf malerisch an einen bemosten Baumstamm gelehnt, in dieser Einsamkeit sitzend fand. Er starrte bei ihrem Anblick mit einem Schmerzgefühl, das ihn wirklich auf einige Augenblicke betäubte, zurück, faßte sich mühsam und wollte dann durch einen Nebenweg dem Hause zueilen. Seine Tritte schreckten Nina auf; sie erblickte ihn, rief ihn — ihr selbst war unbekannt, was in ihrem Herzen vorging; er winkte abwehrend mit den Händen und schritt fort. Nun überfiel sie der Gedanke: er war vielleicht Zeuge dieses Auftrittes! — und mit diesem Gedanken der Entschluß, daß er keine Folgen haben müsse, daß jetzt oder nie der Augenblick der Erklärung der Rückkehr gekommen sei. Sie eilte Emil nach; sie faßte seinen sträubenden Arm und zwang ihn, sowie sie dem Hause näher kamen, um der Zeugen willen mit Fassung einzutreten und ihr in den Saal, den Schauplatz des unglücklichen Auftritts, der ihn aus dem Hause getrieben hatte, zu folgen. Nina wollte mit ihm allein sein und doch vor den Hausgenossen keinen befremdenden Schritt thun. In

diesen Saal war der Zutritt, der Zurüstungen zum Fest wegen, verboten. Aber ihr Unglücksstern führte sie hin, denn Emils erster Blick begegnete wieder dem verhaßten Gemälde, das auf das Sofa gelehnt war. Ha Nina — rief er, aufs Äußerste gebracht — was bringt Dich zu dem Entschluß, mir Ehre und Leben zu rauben, wenn Dein treuloses Gemüth Dich zwang, mir Glück und Ruhe zu vergiften? — Wann erschien ich Deinen Augen so unmännlich, daß Du dieses Denkmal Deiner Liebe — Deiner Liebe zu einem Andern vor meinen Augen aufstellen darfst? — Er hatte das Gemälde ergriffen und schleuderte es außer sich auf den Boden. Nina stand zitternd und unfähig zu sprechen; sie fühlte sich durch die grausamen Beschuldigungen beschimpft und erkannte doch die Größe ihrer Schuld in dem Zustande ihres unglücklichen Gatten; ja, sie fühlte sie in diesem Augenblicke so schwer, er hatte einen so schrecklichen Riß in ihre Verhältnisse gemacht, daß sie sich gerne in den tiefsten Abgrund gestürzt hätte, um einem Zustande zu entgehen, in dem sie keine erträgliche Zukunft mehr für möglich hielt.

Emil war durch seine gewaltsame Äußerung, die gegen seinen Charakter, seine Grundsätze, seine Gewohnheiten war, genöthigt, entweder mit Schwäche nachzugeben, oder mit Tyrannei consequent zu sein. Sein zerrissenes Herz gab ihm zu dem Letztern Kräfte, die ihm jetzt, schwach zu sein, gebrachen. Er ging nach einem fürchterlichen Schweigen auf seine zitternde Gemahlin zu: Verzeihen Sie, sprach er kalt; diese Leidenschaftlichkeit kommt mir fortan nicht mehr zu. —

Ich sehe Sie als frei an, zu wählen, was Sie beglückt, seit ich nicht mehr im Stande bin, Ihr Glück zu begründen. Er hielt inne und fuhr dann mit noch mehr Kälte fort: Jetzt sind Sie und ich nicht im Stande, uns zu verständigen; zu jeder Veränderung, die Sie in der Zukunft beschließen, biete ich die Hand; nur bitte ich von Ihrem weichen Herzen — hier bebten seine Lippen so, daß er inne halten mußte — lassen Sie unsere Einigkeit noch eins von den Schauspielen sein, welche meiner alten Großeltern Fest feiern helfen — dann sind Sie frei, und ich übernehme es, die alten Leute nach und nach an ein neues Bild von ihrem Alter zu gewöhnen, als das Glück ihres Enkels ihnen gab. Hier verließ Emil das arme vernichtete Weib.

Jetzt sah sie den Zusammenhang ihres Schicksals ein; sie konnte ihren Gatten nur der Strenge beschuldigen bei dem Anschein, der gegen sie war, nicht der Ungerechtigkeit; aber das Unrecht, das sie dennoch erlitt, mit dem Verdachte, den sie erregt hatte, vereint, machte sie stolz und furchtsam zugleich; sie konnte es nicht über sich gewinnen, sich durch eine Erklärung zu rechtfertigen, sie konnte nicht bei ihm, sie wollte nicht in der Nähe des liebenswürdigen Mannes bleiben, der ihr Herz gerührt und Ursache zu aller dieser Zerrüttung gegeben hatte. Ihr Gemüthszustand war schrecklich, aber sie mußte sich bekämpfen. Emil erschien mit einem gleichgültigen Fremden, den er zum Essen geladen hatte, und beherrschte sich so meisterlich, daß er, ihre Stimmung zu bemänteln, ihr ein heftiges

Kopfweh andichtete, nach dem er sich mit Theilnahme erkundigte. Je edler sein Betragen war, je peinlicher ward Nina's Gefühl. Ein guter Engel — oder weil der Glaube an diese bei Wenigen, der Glaube an die gute Menschheit aber wenigstens bei Allen, welche unsere Nina mit Theilnahme ansehen, Eingang findet — die unzerstörbare gute Menschheit in ihr gab ihr den Gedanken ein, mit dem Bewußtsein — nicht völliger Schuldlosigkeit — aber festen Entschlusses, nicht strafbar zu werden, zu Emils guter Mutter zu eilen und bei ihr wenigstens die Versicherung von ihres Sohnes unbefleckter Ehre und die Foderung niederzulegen, sogleich nach dem nahen Fest nach der Hauptstadt zu ihren Eltern abreisen zu dürfen.

Graf Hugo's sanfte, weise Gemahlin nahm sie mit inniger Liebe auf. Nina hatte vielleicht nicht beschlossen gehabt, so offen, so überströmend zu erzählen; aber die Theilnahme ihrer Zuhörerin riß sie hin, ihre Fragen, die nie einen Verdacht, nie einen Tadel verriethen, lockten ihr inneres Herz heraus. — Jetzt schwieg Nina mit einem Thränenstrom. — Gut, liebes Kind, das ist ja Alles viel besser als ich dachte, sagte die Schwiegermutter sanft und streichelte ihre Wangen, wenn ihr nur endlich bis zu einer Erklärung gelangt seid. Nur Eine Frage beantworten Sie mir mit Muth, meine gute Tochter! wenn Sie ganz frei, wenn Sie noch die ungefesselte Nina wären, zögen Sie unsern Emil oder den ungestümen Kosaken vor? — Mutter, das ist hier nicht die Frage! rief Nina bestürzt, beschämt. — Das ist die Frage, meine Nina; denn

jetzt ist der Augenblick da, wo Sie wieder wählen sollen. Sehen Sie, Liebe, ein Weib liebt ihren Gatten, oder nicht, das läßt sich nicht zwingen; aber wenn sie von ihm geliebt ist, wenn er ihre Achtung besitzt, wie Emil die Ihre, wenn keine Muttersorge sie fesselt, wenn Jugend ihr noch Zeit genug im Leben überläßt, um ihre erste Fehlschlagung zu vergessen, so halte ich's für Pflicht, daß sie ihm seine Freiheit zurückgebe, damit sie seine Ehre durch ihre Leidenschaft nicht in Gefahr setzt... Nicht weiter, meine Mutter, unterbrach sie Nina und legte ihr die Hand auf den Mund, ich habe mehr Ihrer Frage nachgedacht, als Ihre Gründe gehört — ich weiß nicht, wen ich vorgezogen hätte, als ich frei war — hier glühte ihr Gesicht — aber jetzt zieh ich Ihren Sohn vor. Miladowich hat mich gerührt — aber.... ich seh ihn nie wieder; der Mann, der mir Emil entriß, ist mir jetzt verhaßt, so gefährlich er mir hätte werden können... Gutes, edles Kind! rief die Gräfin, ist's so, so haben wir nicht zu eilen. Sie sollen, wenn Sie wollen, zu Ihren Eltern abreisen; finden sich Eure Herzen in der Entfernung wieder, so ist mein liebster Wunsch erfüllt. Soll ich meine Tochter verlieren, so versprech' ich ihr: Emil soll sich überzeugen, daß er stolz auf seine Gattin sein kann — so verzeihlich sein Irrthum auch war.

Nina fand sich so erleichtert, daß sie die Paar Tage bis zu dem Feste mit Fassung ertrug. Sie richtete sich so ein, daß sie weder mit Miladowich noch mit Emil allein zusammenkam. Gegen den Er-

sten war sie, ohne es zu wollen, kalt, gegen Emil drückte sie, gegen ihren Willen, eine ernste, stille, zärtliche Wehmuth aus, und der Ton, den ihre Seele anschlug, tönte harmonisch aus ihres Gemahls Seele zurück. Die äußern Umstände begünstigten einigermaßen diese Stimmung. Die ehrwürdigen Alten sahen ihr funfzigjähriges Ehrenfest mit einer so feierlichen Wehmuth annähern, als sei es der Augenblick ewiger Ruhe, die Feier der Unzertrennlichkeit beim Eintritt in das große Jenseits. Keiner aus dem Zirkel ihrer Bekannten, keiner ihrer treuen, alten Diener, keiner ihrer Untergebenen dachte ohne Rührung an den feierlichen Tag, und selten mochte so viel Seele und Einigkeit bei einer Gelegenheit stattgehabt haben, die so viele und so ungleichartige Menschen vereinigte.

Der lang vorbereitete Tag brach endlich an. Von früh an folgten sich Glückwünsche von einzelnen und von ganzen Corporationen; die Bauern der entfernten und nahen Güter brachten ihrem alten Herrn und Wohlthäter die Erstlinge ihrer Güter; manche Mutter reichte ihren Säugling dem edeln Paar dar und sah — mit mehr Recht, wie ihr selbst deutlich war, den Segen, den sie von ihm erbat, für eine Gabe an, die sie ihnen opfre. Aber nicht Unterthanen und Mitbürger allein hatten sich vereint, diesen Tag auszuzeichnen; der gütige Fürst, der in diesem ehrwürdigen Greise schon von seinem Vorfahren einen seiner treusten Rathgeber geerbt hatte, war darauf bedacht gewesen, ihm einen Beweis seiner Achtung zu geben. Das Collegium, dem Graf Riesenhaupt vorstand, er=

schien mit dem ehrenvollen Auftrage, ihm in seinem Namen seine Theilnahme zu bezeigen. Das edle Paar war tief gerührt; das beglückende Bewußtsein, diese Liebe, diesen Dank zu verdienen, verwischte aus diesem Tage das Gepränge hergebrachter Feierlichkeit; wie eine freundliche Sonne malte es nur frischere Farben über das Gemälde langer Vergangenheit, und indem ihnen ihr Leben theurer ward wie je, däuchte ihnen, heute würde ihnen ihr Tod süßer sein als an jedem andern Tage.

Zauberisch wirkten diese Auftritte auf das entzweite liebende Paar. Der Augenblick vereinte sie vor den Augen der Zuschauer inniger wie je; der dankesglänzende fromme Blick der Greise hätte aus bösen Herzen Haß und Zwietracht verbannt. Unbekannt mit den Stürmen, die er in diesen beiden Herzen beschwor, haftete er oft auf den geliebten Enkeln, und oft zog ihre zitternde Hand sie näher an ihr Herz. So oft Emils und Nina's Blicke sich begegneten, senkte er sein Auge, das ihre ward naß und blieb auf Emils erblaßten Zügen haften, denn diese Tage hatten seine Wangen gebleicht. So oft Beide, von ihrer Ahnherren Arme umfaßt, sich berührten, zitterten sie zurück; Emil athmete schwerer, Nina ließ ihre Hand länger auf der seinen, ihre Schulter länger an seiner Brust ruhen.

Am Morgen dieses Tages hatte der arme Friedensstörer Miladowich, unter der Menge verloren, seinen Glückwunsch gebracht. Der alte Präsident, der nun einmal für ihn eingenommen war, hatte den Be-

scheidenen, der seinen nähern Zutritt in diesem Hause in diesem Augenblick nicht hatte geltend machen wollen, dennoch ausgezeichnet; er rief ihn, und nun konnte der weiche Jüngling den nähern Antheil nicht verschweigen, den er an ihm nahm; halb kniend und mit einer Thräne im feurigen Augenpaar, drückte er der edeln Alten Hände kindlich an seine Brust. Nina sah es; aber ihr durch schöne Empfindung gehobnes Herz suchte sich unbewußt Emils Auge auf und führte es gleichsam auf den schönen Anblick hin. Emil folgte ihr, erblickte die rührende Gruppe und kehrte mit einem Ausdruck, der Seele gegen Seele wieder aufschloß, auf Nina's Antlitz zurück, das begeistert ihm zugewandt blieb.

Das Fest gelang über alle Erwartung; der späte Abend hatte eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, deren junge Mitglieder den Tag mit einem Balle beschlossen. Nina verweigerte zu tanzen; sie gab vor, es geschähe, um die Gäste sorgsamer zu unterhalten, — das war in der Ordnung; aber in ihrem lieben Herzen war Furcht vor der Nothwendigkeit, mit dem Kosaken zu tanzen und sein schönes Gesicht, das jeder Augenblick mit einer trüberen Wolke umzog, sich gegenüber zu sehen. Der arme Verliebte tanzte aber auch nicht. Er stand untheilnehmend in des alten Präsidenten Nähe, oder suchte ihn mit kindlichem Ausdruck zu bedienen, zu unterhalten. Emil war mit edler Sorgfalt mit den Gästen beschäftigt und behandelte, wenn er sich in dem Geräusche Nina nahte, sie mit — blöder Zärtlichkeit.

Endlich verloren sich die Gäste; die Familie fand sich allein; der Präsident saß neben seiner am Ende eines Menschenlebens von neuem angetrauten Gattin, Emils Vater neben ihnen; Nina kniete schmeichelnd vor den Alten, und Emil stand glühend, verlegen, wehmüthig — denn sein Fuß berührte Nina's Gewand, sein Auge glitt von ihrem edeln Profil ihre edle Gestalt herab. Der Saal war nun leer. — Wo ist die Mutter? fragte Nina, indem sie sich gegen Emil wandte — denn wirklich fehlte nur noch Graf Hugo's Gemahlin in den schönen Kreis. — Emil machte eine Bewegung, sie aufzusuchen. Nein, rief Graf Hugo, sie kommt gewiß sogleich, mir däucht, Du solltest lieber Deinen Platz suchen, wo Du hingehörst, setzte er lustig hinzu und zeigte neben seine Schwiegertochter auf den Fußteppich. Nina erröthete, gab schüchtern Emil einen Wink, und er sank neben ihr hin, und die glücklichen Alten hingen entzückt an dem holdseligen Paar, das noch einmal wie vor dem Altar, wie vor einer Gottheit Gegenwart kniete. Indem öffnete sich ein Nebenzimmer, Miladowich trat mit der Gräfin Hugo herein, er schien bestürzt bei dem Auftritt, den er erblickte. Die Gräfin ergriff seine Hand und zeigte auf die gerührten Menschen. Rasch trat Miladowich ihr vor, kniete neben Emil, umfaßte ihn und sogar Nina mit einem Arme, beugte sein Haupt gegen die Alten und sagte mit heftiger Rührung: Geben Sie dem Fremdling, dem flüchtigen Fremdling einen Theil Ihres Segens, damit er sein kindliches Herz stärke — eine heilige Pflicht ruft mich morgen von hier, und

nie, nie mehr werde ich hier knien.... Weiter konnte der Jüngling nicht sprechen, sondern verhüllte sein Gesich auf der Präsidentin Schoos. Abreisen? so schnell! rief der Greis nach einem Stillschweigen, das die Überraschung, die Rührung eines Jeden nicht unterbrach. Ich muß! — antwortete Miladowich gefaßter. — Nun so segnen Sie meine Wünsche und Ihr edles Herz, sagte der Greis gerührt und legte seine Hand auf des Jünglings Haupt. Mögen Sie einst als Vater so glückliche Kinder um sich sehen, wie ich. — Miladowich drückte seine und der Präsidentin Hand ehrerbietig an seine Lippen, dann Emil schnell an seine Brust und eilte aus dem Saale.

Verlegen, unsicher über den nächsten Augenblick, entschlüpfte Nina in ihr Zimmer, indeß Emil seine Eltern an den Wagen führte. Aber ihre Ungewißheit dauerte nicht lange; leise, aber mit ungeduldiger Eile trat er zu ihr ein, er faßte ihre zitternde Hand und rief innig: Nina, meine Freundin, Du bist unschuldig, und wenn Du mich einen Augenblick vergaßest, war die Rauhheit daran schuld, mit der ich Dein junges Herz behandelte, das vergieb mir. Ich war treulos, denn ich hatte versprochen, Dir Freund und Führer zu sein. — Nina sank in seine Arme. — Und nur den Freund hätte ich bedurft, schluchzte sie, den Gatten beleidigte ich nicht, setzte sie hinzu und blickte ihm mit edlem Stolz ins Gesicht.

Der Friede war gemacht. Nina schüttete jetzt ihr Herz, ihr lange verödetes Herz in ihres Gatten Brust aus, sie erkannte, wie wohlthätig ihrer Schwiegermut-

ter kluge Nachsicht ihrem Herzen Zeit gewonnen hatte, sich wiederzufinden; und wie sie ihr vereint in die Arme sanken, erfuhren sie von ihr, daß sie mit weiblicher Kühnheit in dem edeln Kosaken den Entschluß aufgerufen hatte, durch eine schnelle Abreise seine Liebe der Ruhe des versöhnten Paares zu opfern.

# III.

# Geschichte eines armen Juden.

Ich möchte gern etwas Fröhliches erzählen; da ich aber nicht auf dem Felde der Phantasie einen Strauß pflücke, sondern von dem langen Wege der Erfahrung meine Erinnerungen mir zuströmen, so will selten die Geschichte eines glücklichen Menschen mir gelingen. Verzeiht mir also, Ihr Frauen, denen diese Blätter zuerst gewidmet sind, daß ich Eure Aufmerksamkeit für Unglückliche niedern Standes in Anspruch nehme! — Einzig betrüben will ich Euch nicht. Unter dem düstern Lebenshimmel, wo Labáo und Sophie wandelten, blühten auch Blumen, und auf ihrem rauhen Pfade senkten sich Keime in den Boden, die jenseits im reinen Himmelblau schön emporstreben werden. Und wenn demnach Euer Sinn einen Augenblick getrübt wird, so kauft damit das billige Nachdenken über das unaufhaltsame Rollen des Schicksals, wenn sein ehernes Rad einmal den abhängigen Boden des Irrthums berührt; kauft damit den milden Entschluß, auch in dem unscheinbarsten Unglücklichen den fühlenden Menschen zu ehren und nie den Zorn der strafenden Gottheit da zu erblicken, wo die leidende Menschheit erseufzt.

Im Elsaß lebte noch im Jahr 1792 eine reiche Judenfamilie, die so ungleich zusammengesetzt war, wie

die Misverhältnisse dieses Volks zu der Gesellschaft es so oft veranlassen. Moses, der Großvater, hatte durch die gemeinste Judenbetriebsamkeit den Grund zu dem Vermögen des Hauses gelegt. Er war ein Mann von gewaltsamem Charakter, unermüdeter Thätigkeit und Scharfsinn. Diese Eigenschaften, in der peinlichen Beschränkung seiner Lage, bei den unaufhörlichen Beeinträchtigungen von Seiten der Gesetze und bei den Verletzungen von Seiten der Gesellschaft, hatten ihm den Haß und die Bitterkeit gegeben, die sein ganzes Leben zu einem Rachegeschäft machten. Daß diese Rache die Werkzeuge, welche er in seiner Lage vorfand, gebrauchte, lag in der Natur der Sache. Moses mordete nicht, vergiftete keine Brunnen, schlachtete keine Christenkinder, wie christlicher Haß ehemals die Juden beschuldigte; aber er ward reich auf Unkosten jedes Christen, und empfand nach jeder Bereicherung viel mehr Triumph, sein Volk gerächt zu haben, als Freude über seinen Gewinnst. Er selbst war nie aus dem elenden Haushalt seines Ahnherrn gezogen; die Geldkiste schimmelte in der feuchten Kammer; die Zobelmütze, die er in der Synagoge trug, schien ins Wasser getaucht, — sogar nicht sein Sohn, der einzige, den ihm von vierzehn Kindern, in denen er Abrahams Segen oft frohlockend gepriesen hatte, die Wuth einer zweimaligen Blatternseuche übrig ließ, zog ihn aus der ärmlichen Wohnung. Dieser Sohn, Moses Levi, trat in einem Zeitalter, verschieden von dem, in welchem sein Vater begonnen, die Handelsgeschäfte an. Unter dem eisernen Manne zur Biegsamkeit gebildet, bog er sich dem seinen willig an.

Er war ein moderner Jude, benutzte das im Kleinen zusammengescharrte Geld zu größern Unternehmungen, gewann ungemein viel und versöhnte damit des Vaters Widerwillen gegen seine Untreue an der alten Sitte der Väter. Wie Levi geheirathet hatte und zahlreiche Enkel um den Alten herumkreisten, empfand er auf Augenblicke weniger Haß gegen die Treiber seines Volks, weil der äußere Glanz, der seine Enkel umgab, einen Theil der gewohnten Schmach von ihnen abhielt. Dennoch ließ er sich nie bereden, seines Sohnes schönes Haus in der Stadt zu beziehen, sondern hielt sich in dem Nebengebäude eines schönen Landhauses auf, das dieser eine Stunde davon besaß, und trieb, einen Waarensack auf dem Rücken, trotz seines hohen Alters viele Jahre seinen mühseligen Handel fort.

Von allen seinen Enkeln war ihm Labáo, einer der jüngsten, am liebsten. Ernst und folgsam, wie der Knabe in früher Kindheit war, glaubte er sich in ihm wiederaufleben zu sehen. Er stellte ihm zu Liebe nach und nach seine Handelswanderungen ein, blieb, um den Knaben um sich zu haben, zu Hause, lehrte ihn die Sprache seines Volks und las mit ihm seine Geschichten. Durch den schneidenden Gegensatz von Moses Judenärmlichkeit zu Moses Levi's Überfluß, von der Verachtung, die seinem Großvater überall begegnete, und der Sicherheit, mit der sein Vater auch vornehme Christenherren ansprach, lernte Labáo die Misverhältnisse seines Volks zu der Gesellschaft sehr früh empfinden. Beide verletzten sein weiches Herz, beide erweckten früh schmerzliches Nachdenken in ihm. Dreizehn Jahre war

er alt, als im Sommer von 1792 die Volksunruhen den unglücklichen Hebräern im Elsaß die Verfolgung zuzogen, an der kein rechtlicher Bürger Theil nahm, und die von den Volksmännern selbst mit Abscheu verworfen ward. Moses Levi hielt sich eben mit all den Seinen auf seinem Landgute auf; die Blattern, die ihn von vierzehn Kindern zum einzigen Sohn gemacht hatten, herrschten damals von neuem und nahmen ihm sein Weib und seine beiden ältesten Söhne. Schon im dritten Tage saß er im Staub und in der Asche; da trat sein alter Vater vor ihn und tröstete ihn mit Elihu's Worten: „Siehe, Gott wird Dich reißen aus dem Rachen der Angst, die keinen Boden hat, und Dein Haus wird Ruhe haben, voll alles Guten." — — Da brach das wüthende Gesindel in den Hof herein, ein Theil trieb das Vieh fort, ein andrer plünderte das Haus; endlich legte man Feuer an, und am folgenden Morgen war von Moses Familie keiner mehr zu sehen. Moses Levi ward, wie man später sagte, im Schutt erschlagen gefunden; seine älteste Tochter sah man in der Angst in den nahfließenden Rhein fallen oder springen; ein Paar der jüngern Kinder bettelten lange bis Worms und Oppenheim hinab und sollen, wie ihrem unglücklichen Volke wieder Ruhe zu Theil ward, von ihren Glaubensgenossen versorgt worden sein. Moses und Labáo wurden aber nie mehr gesehn.

Bei dem Einbruch der Unmenschen war der Alte, von der Furchtsamkeit, die auf dieses Volks gedrückter Seele lastet, getrieben, sogleich auf eine Hinterthür zugeeilt. Hier begegnete er Labáo, der bei des Vaters

Angstgeschrei, nur von seinem kindlichen Gefühl beseelt, sich hinzudrängte. Der Alte riß ihn heftig mit sich fort. Der tiefsten Ehrfurcht gewohnt, folgte ihm der Knabe, laut schreiend und emphatische Flüche auf die Mordbrenner herabrufend. Zwischen Hecken und in Gärten versteckt oder fortschleichend, erreichten sie den Gottesacker ihres Volks, wo die Nacht sie bald vollends verbarg. Sie sahen an dem Wiederscheine, der die hohen Gipfel des nah anstoßenden Waldes färbte, und an dem rothen Himmel ihnen gegenüber, daß ihr Landgut hinter dem Hügel brenne. Labáo weinte; der Alte zerriß seine Haare und rief mit den Worten des Psalms Verderben auf seine Feinde herab. Nach einiger Zeit ließ die erlöschende Feuerröthe am Himmel die Sterne wahrnehmen, und sie belehrten Moses, daß es Mitternacht sei. Er ward still und blickte furchtsam nach einem Punkte des Kirchhofs, wo die frischaufgeworfene Erde frische Gräber verrieth. Labáo kannte den Ort und weinte still um seine Mutter und Brüder. Moses zog ihn am Kleide und zeigte wieder hin; sein langer weißer Bart zitterte bei dem lauten Zusammenschlagen seiner Zähne, sein dünnes Haar sträubte sich. Der Knabe erblickte auf den flachen Gräbern weiße Wolkengebilde, die bald gerade emporsaßen, bald, vom leisen Nachthauch bewegt, an den Gräbern hinabgleiteten, bald sich gegeneinanderneigten und auf einige Momente ihre weißlichen Gestalten vereinigten. Labáo erschrak; aber nicht um zu fliehen. Sein Großvater hatte ihn gelehrt, daß die Geister der Verstorbenen, bis die Elemente ihre Grundstoffe zurücknehmen, um die Gräber schweben und

sich von ihrem vergangenen Leben unterreden. Gern hätte er der Mutter noch ein Lebewohl gesagt, aber wohl wissend, daß sie ihn nicht ferner vernehmen dürfe, beneidete er die Bruderseelen, wenn sich ihr Dunstgebild dem der Mutter zuneigte. Sobald der Morgen graute, gingen die beiden Unglücklichen in den Wald hinein und aßen ein Paar Tage Wurzeln und Beeren, bis sie in die Franche Comté kamen, die keinen Theil an der elsasser Unmenschlichkeit gegen ihr Volk genommen hatte. Dann zogen sie weiter durchs Land über den Jura in die französische Schweiz. Der Alte wollte nach Triest, wo sein Sohn mehrere Handelsverbindungen gehabt hatte; aber sein Unglück hatte seinen Kopf so zerrüttet, daß er in der Irre umherzog. Anstatt gefaßter zu werden, mischte sich je mehr und mehr wirklicher Wahnsinn zum Gefühle seines Elends. So kam er eines Tages auf ein Landgut am neuchateller See. Die weiblichen Bewohner waren, nach der ehrwürdigen Einfalt ihrer Sitten, selbst beschäftigt, das reingewaschne Weißzeug auf den Grasboden zu legen; Moses Erscheinung mit seinem Knaben zog sie von ihrem Geschäft ab. Der lange Greis war in einen dunkelrothen Schlafrock gehüllt, wie er ihn am Abend seiner Flucht getragen hatte; eine mitleidige Frau hatte ihm unterwegs ein Stück eines grünen Zeuches geschenkt, sein kahles Haupt damit vor dem Regen zu verwahren. Das hing schräg über seine Schultern; sein weißer Bart reichte bis zu seinem Gürtel herab; sein nackter Scheitel war von dünnen, ganz gebleichten Haaren begränzt. Mit einer Heftigkeit, die im Erzählen stieg, trug er sein

Unglück vor. Mit der einfachen kräftigen Action, die das Volk aus seinem Stammlande übrig behielt, stand er mitten unter seinen Zuhörern. Bald ward seine Erzählung eine fortgesetzte Verwünschung. Schon lange drückte er sich nicht mehr französisch aus, sondern stieß in den befremdlichen Tönen des jüdischen Hebräisch die üblichen Fluchesformeln aus. Ein starker Wind wehte seinen Bart in die Luft hinaus, zauste seine dünnen Locken; das weite Gewand, das grüne Tuch flatterten hinterwärts; seine entfleischten Arme streckte er, Rache rufend, gen Himmel. Daneben stand Labáo, von Hunger und Gram verzehrt, ein Bild der in Elend ersterbenden Kindheit. Unter seinen großen, schwarzen Wimpern sahen seine niedergeschlagnen Augen wie verschlossen aus, als könnt' er den Anblick des Lebens schon nicht länger ertragen. Jetzt stürzte der Alte ermattet an der Treppe nieder und schlug in dem Unsinn seines Zorns den Kopf mehrmals auf die steinernen Stufen. Labáo trat herzu, kniete, faßte das verletzte Haupt in seine Arme, und der körperliche Schmerz brachte den Alten zur Besinnung. Von milden Gaben überhäuft verließen beide den Landsitz. Moses war sehr ermattet; die Nacht überfiel sie auf einer Höhe, wo die Reuß im tiefsten Felsbette dem See zueilt. Da lagerten sie sich unter einem Baum. Der Mond schien hell. Moses schleppte sich auf einen Felsen dicht am Absturz und befahl seinem Enkel, mit ihm zu beten. Lange that er es stille, bis des Ahnherrn furchtbares Ächzen ihn bewog, sein Angesicht aufzurichten. Er sah ihn mit ausgestreckten Armen flehend gen Himmel se-

hen; der volle Mond erleuchtete sein blasses Gesicht; seine graue Wimper zitterte vor dem Glanze der Nachtleuchte, als könne sie keinem irdischen Lichte mehr stehen. Wie der Betende Labáo aufblicken sah, legte er heftig seine Hand auf sein Haupt, schien Segensworte zu sprechen, aber drückte es nieder. Der Knabe verhüllte sich schaudernd; die Hand entzog sich ihm, er hörte den Großvater nochmals seufzen, dann seine Lage verändern und langsam sich abwenden. Von unendlichem Grauen ergriffen, sprang er auf — da glitt der Körper des eben entseelten Alten, von seiner leblosen Schwere hingezogen, den Felshang hinab und stürzte in den angeschwollenen Fluß, der seine Wellen über ihm zusammenschlug.

Labáo heulte laut in hülflos wildem Schmerze; im ersten Moment wollte er ihm nachstürzen; der Anblick der gewaltigen Wogen, die mit weißem Schaum aus der finstern Tiefe heraufblickten, schreckten die Lebensliebe in der Brust der Jugend auf, daß er von dem Absturz zurücktaumelte. Die ganze Nacht irrte er in der unbekannten Gegend umher, um an das Bette des Flusses zu kommen und Menschen und die Leiche des Großvaters zu finden. Es ward Tag, ehe er sich aus den Felsklüften herausfand. Die Landleute hörten untheilnehmend auf seine jammervolle Geschichte; die ihm Aufmerksamkeit schenkten, sagten kaltblütig: wenn sein Großvater bei der Kluft des Frühlings hineingestürzt sei, wie es nach seiner Beschreibung der Fall wäre, so finde ihn jetzt kein Mensch wieder; erst mit der Herbsttagesgleiche höb' ihn die Flut aus den Klüften

empor. Es schien Labáo, als hätte die Natur selbst ihr Siegel auf dieses tiefe nasse Grab gedrückt; ohne die Gründe der Leute zu begreifen, verlor er den Muth ferner zu bitten; seine Kräfte waren erschöpft; seit ihn seines Großvaters Elend nicht mehr beschäftigte, fühlte er sich so hülflos und verlassen, daß er schüchtern den See hinabwärtsschlich, froh, mit stumm erbetteltem Brote sein Leben zu fristen. Eines Abends kam er in ein Dorf, wo Jahrmarkt gewesen war. Die Krämer saßen um den Weinkrug und erzählten sich die schrecklichen Schicksale, welche die Juden vor wenigen Wochen im Elsaß erlebt hatten. Mit roher Gehässigkeit schimpften sie auf das verachtete Volk, konnten kaum ihre Schadenfreude über das ihnen eben widerfahrne Unglück verbergen; sie behaupteten, kein Binnenhandel könnte gedeihen, bis diese ganze Nation vertilgt sei. Labáo saß abgemattet auf der Thürschwelle; wie er diese Reden hörte, wünschte er sich in die Fluten, die seinen Großvater begruben. Am folgenden Tage wanderte er durch ein andres Dorf, wo vor einem ansehnlichen Hause ein betagtes Frauenzimmer saß und freundlich mit einer Bäuerin sprach. Sie hatte einen Korb mit Obst neben sich stehen. Labáo hatte noch nichts genossen, seine Kräfte schwanden; sein Hunger und die Güte im Gesichte dieser Frau gaben ihm Muth, um ein Paar Birnen zu bitten. Die Dame gab sie ihm, hieß ihn sitzen und schickte die Bäuerin, Brot für ihn aus dem Hause zu holen. Dann fragte sie ihn, ob er auch einer der Unglücklichen sei, welche die Bauernwuth aus Frankreich vertrieben. Die Erinnerung der Härte, mit der

man gestern über sein Volk geurtheilt hatte, benahm ihm den Muth, sich ausdrücklich als Jude zu bekennen; er benutzte den doppelten Sinn dieser Frage, die alle Ausgewanderte meinen konnte, und beantwortete sie mit einem schüchternen Ja. Nun folgten mehrere Fragen, die den Knaben in Lügen verwickelten, aber ihm auch, wie es so leicht geht, die Lügen selbst vorspannen. Er war eines Pächters Sohn, sein Vater erschlagen, seine Heimath verbrannt — dieses wahre Märchen kam endlich heraus. Die alte Dame ward von des Armen schönen Zügen und sichtbarer Erschöpfung innig gerührt. Sie ließ ihn von einem Bedienten in das Wohnhaus führen; er erhielt reine Wäsche und schlief seit seiner Flucht zum ersten Mal wieder in einem Bett. Am andern Morgen war er augenscheinlich gestärkt; seine Wohlthäterin gab ihm eine leichte Gartenarbeit, die er zu ihrer Zufriedenheit vollbrachte, und nach wenigen Tagen Probezeit, während der sie ihn beobachtete, erlaubte sie ihm, als Gärtnerbursche im Hause zu bleiben. Man war in jener Zeit an so viele befremdliche Erscheinungen des Unglücks gewöhnt, daß die Sonderbarkeiten in Labáo's Betragen keinen Verdacht erweckten. Er hatte sich Leo genannt, wie seine Mutter ihn in feiner Gesellschaft zu nennen pflegte; seine Kenntniß des Hebräischen verschwieg er sorgfältig, und jedem andern Widerspruch in der Rede entging er leicht, da ihm sein Kummer das Schweigen lieb machte. Er ward seiner Wohlthäterin so werth, daß er bald, mit Kleidern und Wäsche wohl versehen, seine Lage für sehr tröstlich hätte halten können, hätte nicht der Betrug,

in den er sich verwickelt sah, all' seinen frohen Muth zerstört. Dieser Betrug ward dadurch noch unzerstörbarer und peinlicher, weil unter den heilsamen Lehren, die seine gute Herrschaft ihm unaufhörlich wiederholte, die Warnung gegen die Lüge obenanstand. Je fürchterlicher die Verachtung war, die man dem Lügner zuschwor, je unmöglicher ward es ihm, die langverhehlte Wahrheit zu gestehen. Je schuldiger der Knabe sich für die Vergangenheit fühlte, je ernster blickte er bei dem Versprechen, sich nie einer Unwahrheit schuldig zu machen, in das fromme Angesicht seiner Lehrerin. In diesem Kampf zwischen seinem Gewissen und seinem Willen hätte der Knabe sehr verkehrten Herzens werden können, wäre nicht das Schicksal durch eine Veränderung seiner Lage dazwischengetreten.

Der Spätherbst kam heran; die Weinlese war vorüber; die Gutsbesitzer zogen in die Stadt herein. Wie Labáo eines Tages einen Korb mit Gartengewächs in das Haus trug, sah er einen Wagen voll Gäste aussteigen, in denen er sogleich einen Theil der Familie erkannte, die ihm und seinem Großvater gleich nach ihrer Ankunft in diesem Lande so reichliches Almosen gegeben hatte. Da er bei Tische mit dem Bedienten aufwarten mußte, sah er den Augenblick unentweichbar vor sich, wo seine Lüge entdeckt und er als elsassischer Judenjunge erkannt werden mußte. Der arme Knabe verlor alle Besonnenheit; der nächste Augenblick däuchte ihm eine moralische Vernichtung. Er schlich in seine Kammer, legte seine zerrissenen elsasser Kleider wieder an, stand einige Momente zitternd und weinend in dem

Garten, wo sein Elend mit dem Himmelsthau der Menschenliebe war gelabt worden, und verließ dann diese Zuflucht ohne einen andern Plan, als der Entdeckung zu entgehen. Er lief den ganzen Nachmittag und nach kurzer Ruhe einen Theil der hellen Herbstnacht durch, den See hinab, bei Neuville vorbei, bis er endlich in einem Schoppen vor Müdigkeit niederfiel und schlief. Bei seinem Erwachen schauderte ihm vor seiner Hülflosigkeit. Seit die Wellen seines Großvaters Leichnam verschlangen, trat er mit der Schmach, Jude zu sein, unter die Menschen und fühlte diese Schmach wie ein finstres Räthsel, vor dem seine Vernunft erstarrte. Eine viel drückendere Schmach, die er ganz begriff, ganz verabscheute, lud er freiwillig auf sich: die, ein Lügner zu sein und ein Verleugner seines Volks. Schon lange däuchte ihm, diese Schuld mache ihm sein Volk lieber; durch seine Reue glaubte er es zu versöhnen, durch den festen Entschluß, lieber zum Märtyrer seines Glaubens zu werden, als ihn je wieder zu verleugnen, stärkte er sein junges Herz. Wehmüthig verglich er das Elend, das ihn jetzt drückte, mit den Wohlthaten, die seine Lüge ihm verschafft hatte, und versprach sich, sie nie wieder mit einer Lüge zu erkaufen. Ohne um sein Herkommen gefragt zu werden, bettelte er sich fort, bis er an einem Sabbath Mittag nach Münster in der westlichen Schweiz kam. Er wußte, der Weg führe nach Basel; von da wollte er nach Strasburg, wo, wie er Fremde an seiner Herrschaft Tische hatte erzählen hören, die jüdische Gemeine nicht mishandelt worden sei. In Münster trat er in einen Gasthof, wo

ein ganzer Tisch voll Landleute beim Speisen saß; der Aufwärter stieß ihn aus dem Zimmer zurück, und der Knabe blieb, durchfroren, hungrig und tief gekränkt, stehen, um von den Herausgehenden zu bitten. Neben der Thür in der Ecke des Zimmers saß ein ältlicher Mann ganz allein, mit Brot und Wein auf dem Tische. Er winkte Labáo zu sich, gab ihm ein Stück Brot und reichte ihm Wein. Der Arme war von der Güte überrascht; er trank, aber beim zweiten Schluck fielen große Thränen in sein Glas. Der Fremde sah ihn mitleidig an, that einige Fragen an ihn, denen bald die folgte: wer waren Deine Eltern? — Elsaßer Juden, antwortete Labáo mit einer Art von Feierlichkeit, denn zum ersten Mal legte er mit diesen Worten der Wahrheit ein Zeugniß ab. Der Fremde fragte dann weiter, dabei so theilnehmend, daß es den Knaben drängte, mehr zu thun als für die Wahrheit zu zeugen, er wollte auch für den Betrug büßen, in dem er gelebt hatte, und erzählte schamglühend, aber unverholen, was ihm am See begegnet sei. Der Fremde schien bewegt, sann nach und sagte dann: Wenn Du den Entschluß in Dir befestigst, immer wahr zu bleiben, so nehme ich Dich mit mir; ich gehe nach Wien. — Ich darf also einem Jeden sagen, daß ich ein Jude bin, ohne daß Sie mich verstoßen? fragte Labáo mit lebhafter Spannung. — So oft man Dich fragt. — Der Fremde trug nun dem Wirth auf, schleunig eine reinliche Kleidung zusammenzukaufen. Sobald Labáo diese angelegt hatte, reiste er mit seinem neuen Wohlthäter in einem sehr bequemen Wagen nach Basel ab. Während der Knabe

mit dem Fremden im Gasthofe gesprochen hatte, mußten einige der Gäste zugehört haben, denn er vernahm, daß sie untereinander sagten: „Er ist selber ein Jude." Diese Worte machten es ihm auffallend, daß er allein und nur bei Brot und Wein gesessen hatte. Der Gedanke, daß also Laban sein Volk auch verleugne, quälte ihn und vermehrte die Unruhe in seinem Blute, die, noch ehe er Basel erreichte, in ein heftiges Fieber ausbrach. Laban blieb seinetwegen einige Tage in Basel und pflegte ihn wie seinen Sohn. Wie er sogar des Nachts an seinem Bette sitzen blieb, überwältigte Dank und Sorge das Kindergemüth. Labáo ergriff Laban's Hände und fragte dringend: Nicht wahr, Sie sind ein Jude? — Ja wohl bin ich das, antwortete dieser sehr ruhig. Sobald man mich fragt, sag' ich's; allein ungefragt sowenig wie andre Glaubensgenossen. Du konntest es ja an meinem Speisen sehen. Denn wenn ich Niemand Ärgerniß gebe, erfülle ich gern die Satzung. Wenn Du gesund bist, will ich Dir das schon begreiflich machen. —

Das that er. In Wien erhielt Labáo die besten Lehrer in Allem, was einen Knaben zur hohen Schule vorbereiten kann; Laban selbst unterrichtete ihn aber in der Religion seines Volks. Die von jedem fremden Zusatz gereinigte Lehre mußte Labáo's unverdorbene, dem Guten so ernst anhängende Seele erheben. Die aufs graueste Alterthum gegründeten Satzungen waren ihm ehrwürdig; die späteren Zusätze lernte sein Verstand dulden, und seine frühe Gewohnheit machte sie seinem Herzen lieb. Laban rieth ihm, ein Arzt zu werden;

dann wollte er ihm in Siebenbürgen, wo er eigentlich zu Hause war, zu einer sichern Lage verhelfen. Labáo verlebte fünf glückliche Jahre; er war seinem Wohlthäter so innig ergeben, daß er oft wünschte, sich dem in jeder andern Rücksicht ihm verhaßten Handelsgeschäft ergeben zu können, um ihn nie zu verlassen. Da begleitete er ihn auf einer Reise an den Rhein. Bei ihrer Rückkehr, in einer protestantischen Reichsstadt, wo sie im Begriffe waren, sich einzuschiffen, fand er ihn am Morgen ihrer Abreise todt in seinem Bette. Ein Nervenschlag hatte ihn hinweggerafft. Labáo war unfähig seine verlaßne Lage zu fühlen; er empfand nur seinen Verlust und die Umstände, die dessen Bitterkeit noch vermehrten. In dem Orte wurden keine Juden geduldet; es war also kein jüdischer Gottesacker daselbst. Ein Paar zufällig anwesende Hebräer der ärmsten Classe schienen gar nicht empört, wie man Labáo erklärte, sein Pflegevater werde neben der Mauer des christlichen Kirchhofs auf einer Schaftrift beerdigt werden. Die herbeieilenden Gerichte, denen Labáo unverholen sagte, daß er nicht des Verstorbnen Sohn sei, versiegelten alle seine Habseligkeiten, zeichneten sich nach seiner Angabe die Namen seiner siebenbürgischen Verwandten auf (denn in Wien hatte deren Labáo keine gekannt) und überließen dann den Jüngling seinem Schicksal. Verlaßner war er wol nie gewesen! selbst nicht an dem Tage, wie die tobende Reuß seinen Großvater begrub. Damals kannte er die freundlose Welt noch nicht; nun aber hatte er Aussichten, Plane, Hoffnungen gehabt, und sie waren alle verloren. Von der Familie seines

Wohlthäters in Siebenbürgen hatte er nichts zu erwarten; Laban war in keinem vertrauten Verkehr mit ihr gewesen; sie kannte ihn vielleicht gar nicht, und die wenige Baarschaft, die ihm übrigblieb, reichte zu der gewagten Reise nicht hin. Voll Schmerz folgte er daher der gastfreien Einladung seiner armen Glaubensgenossen und ging mit ihnen nach Alfingen, wo eine große Judengemeine größtentheils in Armuth lebte. In diesem Zustande hatte er sein Volk noch nicht gekannt. In elenden Hütten fand er kränkliche Eltern und verkrüppelte Kinder eingezwängt. Unempfindlichkeit für Verachtung bei ihnen, Unempfindlichkeit ihrer eignen Unmenschlichkeit bei den Christen um sie her. Der Jude, der ihn bei seiner Ankunft aufnahm, hieß Oswald und war einer der wohlhabendsten in der Gegend. Von der intellectuellen Ausbildung der berliner Juden, von dem gesellschaftlichen Wohlbehagen der wiener hatten die Juden dieser Landschaft keinen Begriff. Oswald behandelte Labáo's Vorsatz, Arzneikunst zu studiren, wie eine Tollheit und malte ihm das Elend, das ihm als verachtetem Juden auf dieser Laufbahn bevorstehen würde, mit gräßlichen Farben. Gram und Unruhe griffen den Jüngling so an, daß ihn ein hitziges Fieber befiel. Das wenige Geld, das ihm nach seines Wohlthäters Tode geblieben war, reichte nicht weit; aber an Pflege fehlte es ihm nicht. Oswald wohnte nicht so ärmlich, wie der größte Theil seiner übrigen Glaubensgenossen; aber das Bedürfniß des Raums, der Reinlichkeit, der frischen Luft war in seinem Hause auch nur sehr beschränkt; was sie aber besaßen, was sie für eine Er-

quickung hielten, theilten sie mit dem Kranken und schafften es herbei. Er genas, und Bedürfniß und Dankbarkeit nöthigten ihn, an den Handelsgeschäften Oswald's Theil zu nehmen. Wenn der Arme, mit einem schweren Sacke beladen, die langen Wege zwischen Alfingen und den benachbarten Städtchen und Dörfern zurücklegte und seiner Vergangenheit, seiner Hoffnungen gedachte, glaubte er oft, sich selbst entrückt und in einen fremden Leib gebannt zu sein. Die Geringschätzung, mit der ihm überall begegnet ward, durch welche die Theilnahme selbst, die er hier und da einflößte, den Ton des neugierigen Mitleids oder der scheuen Befremdung annahm, die Mishandlung, die er hier und da erlitt, wirkten so heftig auf ihn, daß er oft mit abenteuerlichen Planen von Rache, oft mit noch abenteuerlichern von Rettung seines Volks umherging. Diese heftigen Bewegungen konnten aber in einem Gemüth, das selbst im Gewohnheitsdruck erzogen war und ringsum Alles dem Drucke sich unterwürfig fügen sah, nicht zu Entschlüssen kommen, sondern führten auf ein grübelndes Untersuchen der Möglichkeit, wie ein so zahlreicher, genau verbundner Haufen von Menschen sich allenthalben dem Elende hingäbe, ohne es durch völlige Unterwerfung oder allgemeine Widersetzlichkeit zu erleichtern. Diese Träumereien brachten ihn mit einem alten Rabbiner in nähere Verbindung, einem gelehrten, aber ganz beschränkten Juden. Hier lernte Labáo eine dritte Ansicht seines Glaubens kennen. Sein Großvater war ganz der hassende, über keinen Gegenstand als seinen Handel nachdenkende Schacherjude gewesen, der in den

Verhältnissen seiner Nation nur die Hindernisse, die ihrem Handel und Wandel in Weg gelegt werden, rügte, alles Übrige aber als todte Masse mit in die Wagschale des Hasses legte. Die Beeinträchtigung des Handels hatte den dreizehnjährigen Labáo wenig angefochten; der Haß war für sein junges Gemüth wenig gemacht und wurde bei seines Vaters gedeihlicher Lage wenig erregt; des Großvaters Denkart war also bei seinen Lebzeiten ganz unwirksam gewesen; erst jetzt begriff er sie, da er unter der unglücklichen Volksclasse, wo jener sie ausgebildet hatte, lebte. Bei Laban hatte er sie ganz aus den Augen verloren. Er hatte dort in einem idealischen Judenthume gelebt, in einer Kirche gleichsam außer der Gemeine, in der Kirche eines reinen Deismus bei höchst alterthümlichen, bedeutsamen Formen. Eleasar, der alfinger Rabbiner, zog ihn jetzt ins gemeine Judenthum hinab, das heißt: in die Religionsbegriffe eines haß- und furchterfüllten Gemüths. Das Räthsel, warum ihr Volk den Jahrtausende dauernden Druck ertrage, glaubte er sehr schnell durch die Versicherung zu lösen, daß dadurch Gottes Zorn gebüßt würde, und die Entschädigung für diese Jahrtausende der Schmach verhieß er untrüglich in der endlichen Wiederherstellung des Volkes Gottes. Der erste Satz nöthigte zur unbedingtesten Knechtschaft unter den Buchstaben des Gesetzes; der zweite erweckte eine sonderbare Spannung bei den Schicksalen der Völker nahe um sie her, weil die Hoffnung, daß der Retter ihres Volkes nun auftrete, bei jedem neuen Vorgange angeregt werden mußte. Bei den gewaltsamen Bewegungen, die seit einigen Jahren im

Westen von Europa ausgebrochen waren, glaubte Eleasar die Wiedergeburt der jüdischen Herrschaft sehr nahe. Labáo hatte in den fünf Jahren, die er mit Laban verlebte, zu viele Kenntnisse gesammelt, um diese Begriffe als Glaubensartikel anzunehmen; allein ihre Wirksamkeit konnte ihm nicht entgehen, und er ahnte, obschon in einem von Eleasar's ganz verschiednen Sinne, die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Mit der Ehrerbietung, die seine Lehre der Jugend gegen das Alter einprägt, hütete er sich vor Widerspruch; indem er aber seinem eifrigen Lehrer Zweifel entgegensetzte, spannen sich die Erörterungen aus und gewährten dem bedrückten Jüngling ein Mittel zur Entwickelung seines Verstandes. Nach einem Jahre, das er mühselig durchlebt hatte, ohne irgend eine Aussicht zur Fortsetzung seiner Studien zu entdecken, trug ihm Oswald, der seinen Handel immermehr ausbreitete, auf, seinen Waarenverkauf in **gen, einem lebhaften Städtchen an der Donau zu besorgen. Ein größeres Glück konnte Labáo in seiner Lage nicht widerfahren. Dort war eine hohe Schule; er konnte hoffen, daselbst Bücher, vielleicht Unterricht zu finden. Da sich in **gen keine Juden niederlassen durften, brachte er nur die drei, seinem Handel gesetzlich zugestandnen Tage der Woche daselbst zu, die vier übrigen in einem nahen Dorfe. Für diese drei Tage hatte er für sich und seine Waaren ein Zimmer bei einem wohlhabenden Sattler gemiethet, der billig genug war, nach kurzer Zeit Labáo von dem gemeinen Juden zu unterscheiden. Er bot ihm anfangs freundlich die Tageszeit, lud ihn dann Abends in sein Zimmer ein, und Labáo

fand bald in der Unterredung dieses derben, welterfahrnen Mannes Zerstreuung und Unterricht. Der Sattler las gern ein gutes Historienbuch, eine Reisebeschreibung, auch zuweilen eine Predigt. Diese letzte legte er, wenn Labáo seiner Einladung folgte, sogleich bei Seite; in den andern hörte er aber den jungen Juden gern vorlesen, aber noch lieber darüber reden und seine Fragen beantworten. Gesprächsweise entdeckte ihm Labáo seinen langgehegten Plan, Arzneiwissenschaft zu studiren, und seine Sehnsucht nach Unterricht. Der Sattlermeister hatte in seinem Städtchen nie davon gehört, daß Juden wirklich studiren und Doctoren werden könnten; er meinte also gewiß, Labáo wollte sich taufen lassen. Sein gesunder Verstand ließ sich von seiner Religiosität nicht bestechen, sondern stellte dem Juden sehr beweglich vor, daß er damit wenig Glück machen werde; wenn ihn sein Gewissen nicht mächtig dränge, solle er lieber ein Jude bleiben. Labáo ward sehr schmerzhaft von diesem Irrthum verletzt; er verabscheute den Gedanken, sein armes Volk zu verleugnen; aber es kam ihm grausam vor, das Herrschende auch durch dieses Opfer nicht einmal versöhnen zu können. Sehr ernstlich benahm er dem Manne seinen Wahn und erzählte ihm, wie es hier und da jüdische Ärzte gäbe, die durch ihre Geschicklichkeit alle Hindernisse ihrer Verhältnisse überstiegen hätten. Rechtliche Gesinnungen gefallen allen gesunden Gemüthern; der Sattlermeister gewann den Juden seiner Glaubensbeharrlichkeit wegen um so lieber, da er aus seinem Gespräche hier und da eine richtigere Ansicht dieses Glaubens aufgefaßt hatte. Er

schlug ihm nun vor, ihn dem Director der hohen Schule, einem wackern katholischen Geistlichen, vorzustellen, damit dieser ihm Rath, vorzüglich aber Bücher für sein Fach verschaffte. Der geistliche Herr nahm den Juden gütig auf, stellte ihm freundlich die ungeheuern Hindernisse, die er finden würde, dar; wie aber der stille, bescheidne Jüngling mit Beharrlichkeit sie zu überwinden betheuerte, versprach er, einen großmüthigen reichen Edelmann in der Gegend mit seiner Sehnsucht nach Wissenschaft bekanntzumachen, und verschaffte ihm indeß alle Bücher, die er zu seinen Selbststudien bedurfte. Nun lebte Hoffnung in Labáo auf. Die vier Tage, die er auf seinem Dorfe zubrachte, saß er ununterbrochen über seinen Büchern; in der Stadt benutzte er die wenige Zeit, die ihm sein Handel übrig ließ, zum Abschreiben, womit man ihm auf des geistlichen Herrn gütige Empfehlung ein kleines Verdienst verschaffte.

Seit er in des Sattlermeisters Hause lebte, war ein junges Mädchen darein aufgenommen worden, die ein hartes Schicksal zu einer neuen Lebensweise zwang. Ihre Mutter war des Sattlers Base, ihr Vater Beamter eines Reichsprälaten. Er hatte die Gelegenheit, sich zu bereichern, so unvorsichtig benutzt, dabei seinem Herrn so wenig zu gefallen gesucht, daß eine Untersuchung über ihn ausbrach, die ihn verarmte. Eine tödtliche Krankheit verkürzte seine Strafe; der Gram hatte seine Gattin schon hinweggerafft; seine zahlreichen Kinder mußten ihr Unterkommen ihrer Hände Arbeit oder der Barmherzigkeit Andrer verdanken. So nahm der wackre Satt-

lermeister **Sophien** in sein Haus, um seiner Frau zur Hand zu gehen und dafür alle Rechte eines Kindes zu genießen, da er selbst keines hatte. Sophie war eine schöngeborne Seele. Ihre Mutter hatte sie Frömmigkeit und Fleiß gelehrt, Abscheu vor allem Unreinen. Siegwart, das einzige weltliche Buch, das ein günstiges Geschick ihr in die Hände führte, eines der Bücher, die an der Donau ins wirkliche Leben eingreifen, indeß man sie in Norddeutschland nur als phantastische Romane liest — Siegwart hatte Ahnungen eines höhern Glücks, als ihre Umgebungen bieten konnten, in ihr erweckt. Daß sie arm und abhängig geworden sei, fühlte sie peinlich; aber bald fand sie den Aufenthalt in dem Hause des fleißigen Handwerkers ihrem Herzensbedürfniß angemessener als die lärmende, rohe, sich nur an der Tafel und beim Becher gefallende Gesellschaft der Prälatur. Nach einigen Wochen hätte ein schärferer Beobachter wohl wahrgenommen, daß die Abendstunden, wo Labáo mit ihrem Vetter in den schönen Historienbüchern las und ihm von seinen Reisen erzählte, oder gar aus der alten Geschichte, bald von dem Volke Gottes, bald von den Völkern, die ihre Ahnen Göttern gleichstellten, die täglichen Blüten ihres Lebens waren. Sie eilte, mit sorgsamem Eifer alle häuslichen Geschäfte zu vollenden, damit sie Abends nicht nöthig hatte das Zimmer zu verlassen. Dann saß sie unbeweglich an ihrer Kunkel und warf die Spindel so behende durch die Luft, daß sie kaum den Boden berührte, und spann so zart und schnell, daß die Base Sattlerin nur ungern die zehnte Stunde schlagen hörte,

über die hinaus der Hausherr kein Licht mehr gestattete. Die Natur lehrte die achtzehnjährige Sophie Dem Freude machen, der ihrer Seele so neue, erhabene Freuden zuführte. Ein verschämt freundlicher Gruß, eine bessere Milch zu seinem Kaffee, der einzigen warmen Speise, die der strenge Jude in dem christlichen Hause zu sich nahm, die Reinigung und Anordnung seines Zimmers waren die einzigen Mittel ihm wohlzuthun. Diese häuslichen Berührungspunkte verwischten nach und nach die Scheu, die Labáo's Nationalität in ihr vorgefunden hatte. Sie fand in seinem Zimmer keine Spur jüdischer Eigenheit. Ordnung, Reinlichkeit, Liebe zur Zierlichkeit sogar, die sich in dem armen Raum nur durch die Anordnung der Päcke und Kisten andeuten konnte, benahmen ihm in Sophiens Augen das Judenzeichen. Wie das Frühjahr Blumen schenkte, brachte er deren täglich, wo er bei seinen Handelsgängen botanisirte, von den Feldern nach Hause, und sein kleines besonntes Fenster war immer mit der schönsten Auswahl der Wiesen und Büsche geschmückt. Labáo war nicht ungerührt von der Nähe des liebenswürdigen Mädchens. Wenn er sie am Brunnen schöpfen sah, gedachte er Rebekka's; trug sie einen Arm voll frisches Gras zum Stalle, so glich sie der Ruth, und wenn sie Abends die leichte Spindel drehte, indeß er vorlas und der Sattler, aufmerksam die Hände gefaltet, im Lehnstuhl saß, mahnte ihn ihr stilles Beisammensein an den Frieden in den Hütten der Väter. Weder er noch sie konnte ahnen, daß Liebe in ihnen entglimme. Die Kluft, die sie trennte, kam jedem Gedanken an

Annäherung zuvor, und das eben schmiedete ihre Ketten. Von dem stummen Gruß zum freundlichen Wort, dann zum langen vergessenden Anblicken, dann zu einer gefundenen Gelegenheit kleiner Dienste, bis zu dem tödtlichen Schrecken, der Sophie befiel, wie der geistliche Herr Labáo meldete, daß er ihm Mittel geschafft habe, seine unentbehrlichsten Bedürfnisse auf einer norddeutschen Universität zu bestreiten, war ihnen keine Abstufung sichtbar. Sophie ging todtenbleich zum Zimmer hinaus. Labáo gerieth in eine Bewegung, deren Heftigkeit ihm nur allmälig erklärlich ward, aber je länger je mehr seine Seele mit Schrecknissen füllte. Plötzlich fand er in jeder Falte seines Herzens Sophiens Bild, wohin er den Blick wendete, die unbezweifelte Unmöglichkeit, ihr und sein Glück zu gründen, und über alles dieses eine erstarrende Scheu vor seiner Liebe und seinem Kummer, die in der früh angewöhnten Absonderung vor jedem fremden Religionsverwandten lag. Der geistliche Herr drang in ihn, unverzüglich nach Estfelden zu gehen, wo der großmüthige Mann seinen Sitz hatte, der ihn durch eine drei Jahre lang wiederholte Unterstützung von dreihundert Gulden in Stand setzen wollte, eine Universität zu besuchen. Er machte sich sogleich auf den Weg; und so sehr seine Schüchternheit dem ganzen Ausdruck seiner edeln Gestalt schadete, gewann er dennoch den Beifall dieses wahrhaft wohlthätigen Mannes so sehr, daß er ihn durch seine Behandlung ermuthigte und ihm noch ein ansehnliches Geschenk zu seinen Reisekosten machte. Er that noch mehr, er ging in seine Religionsverhältnisse ein und veranlaßte

dadurch in Labáo eine Erneuerung der bei seinem Pflegevater Laban aufgefaßten Begriffe, durch die seine Seele sich hob. Seit langem waren sie durch seine gedrückte Lage und Eleasar's starre Religiosität in den Hintergrund gedrängt worden. Der Baron war der erste Christ, der über diesen Gegenstand mit ihm sprach. Er war betroffen, in ihm eine, Laban's so ähnliche Ansicht des Judenthums und der Verbindlichkeit der bloßen Satzungen äußern zu hören; der Baron stellte ihm die Wichtigkeit seiner bevorstehenden Laufbahn als durchaus jede Observanz überwiegend vor; auch in der Rücksicht, daß sie ein Mittel für ihn sei, seine Kirche zu ehren und seinen Glaubensgenossen zu nutzen. Diese Sprache, diese Behandlung wirkten auf Laban's Gemüth wie eine warme Sonne auf die vom Reife erstarrte Pflanze. Er fühlte Muth, seine Lage mit seinem Gewissen zu einigen; daß ihm dieser Mann erschienen sei, däuchte ihm eine Zusage, daß sein Pfad fortan aus der Dunkelheit emporführe zum Licht. Sophie war dabei sein steter Gedanke. Den Siegwart hatte er nicht gelesen; aber Griechen und Römer, und aus ihnen hatte er sich die Ansicht gebildet, daß der Mann dem Gute entsagen müsse, das ihm die Pflicht verweigre; jedoch er hatte auch einen Ernst des Gefühls aus ihnen gelernt, der gegen alle Hindernisse, die ihm Armuth und Gewalt in den Weg legten, anzukämpfen im Stande war. Aber auch gegen Glauben und Gewissen? — Hier gab ihm keine Vorwelt einen Leitfaden; seine Vernunft befahl ihm, Die aufzugeben, die er liebte, und das beschloß er zu thun. Ohne den Wohnort des wackern Sattlermei=

sters zu berühren, ging er quer durchs Land nach Alsingen, um Oswald Rechnung abzulegen von dem Stand seines Handels und ihn mit seiner Abreise nach Jena bekanntzumachen. Der gutmüthige Jude hörte seinen Entschluß mit Besorgniß; aber der Gedanke, daß er wol ein so angesehener Mann werden könnte, wie zu den Zeiten der Väter mancher Hebräer bei den Fürsten fremder Völker geworden, entzündete seine Phantasie; er machte ihm ein Geschenk und ermahnte ihn, seines Volkes stets zu gedenken. Anders empfing ihn Eleasar. In dieses Eifrers Augen war der Entschluß, von christlichen Lehrern zu lernen und Christen zum Besten eine Wissenschaft zu treiben, eine Apostasie. Nachdem er vergeblich Das, was er für Beweggründe hielt, aufgezählt hatte, gerieth er in einen so heftigen Zorn, überschüttete den armen Jüngling mit so furchtbaren Verwünschungen, daß dieser verstummt vor ihm stand, noch mehr wegen der Erinnerung, die er ihm zurückrief, als wegen der Wichtigkeit, die er seinem Unwillen gab. Gerade so mit wild fliegendem Bart, mit glühendem Blick und aufgehobnen Händen sprach Moses, sein Großvater, den Fluch über die Treiber seines Volks aus am Tage seines Todes am Felsufer der Reuß.

Sehr gedrückt kehrte Labáo nach * * gen zurück. Er sah sich nun wieder an einem Abschnitt seines jungen Lebens und fühlte wieder, daß, wohin er sich wendete, er immer in eine fremde, feindliche Welt trat. Bis zu Michaelis, wo seine Abreise nach Jena festgesetzt war, mußte er noch Oswald's Handelsgeschäfte besorgen. Er nahm sich fest vor, durch keinen Wink, durch kein

Wort Sophien den Kampf seines Herzens zu verrathen. Er fand den Meister Sattler sehr ernst und seine Frau mit rothgeweinten Augen. Sophie kam nicht ins Wohnzimmer, er sah sie nicht im Hause, und hatte erst spät den Muth zu fragen, wo sie sei. Sie sei krank, war der Bescheid. Es lag etwas in dem Betragen der Leute, das ihn bestürzte; aber da Sophie hineinverflochten schien, fehlte es ihm an Unbefangenheit es zu erforschen. Sehr wehmüthig saß er noch spät in der Nacht auf und suchte vergeblich seine Aufmerksamkeit auf seine Bücher zu heften, als er einen leisen Schritt vor seiner Thür hörte, und gleich darauf trat Sophie in ihrem Nachtzeuge herein, ein großes schwarzes Cruzifix in einer Hand und ein geistliches Buch in der andern. Sie setzte das Gottesbild auf den Tisch, langte nach einer großen Schale mit reinem Wasser, die sie immer Sorge getragen hatte selbst in Labáo's Zimmer zu unterhalten; und nachdem sie solche vor das fromme Bild gestellt hatte, wendete sie sich mit schwärmerischer Feierlichkeit zu Labáo. Seine erste Bewegung bei ihrem Eintritt war zu entfliehen. Noch nie hatte er das Mädchen allein, noch nie in dieser Stunde, nie in diesem Anzuge gesehn. Vielleicht hatte er bei seiner Bemühung, zu studiren, in dieser Mitternachtsstunde seine Gedanken nicht streng genug bewacht — er fühlte sich in einer Gefahr, die keine Untersuchung erlaubte, und wollte der Thür zueilen; aber Sophiens Handlung, noch mehr die ernsten Worte, die sie sprach, belehrten ihn, daß hier nicht seine Tugend bedroht, aber wol sein Herz zerrissen werden sollte. Sophiens Verstand war

zerrüttet. Viele Monate lang hatte sie sich unbewußt die Glut im Herzen getragen; plötzlich war sie durch den Schrecken über Labáo's Abreise zur Flamme aufgeschlagen, und gegen sie kämpften nun vergebens Abschied, Selbstverdammung und Scham. Dieser Zustand zerrüttete, von zufälligen Einflüssen begünstigt, in wenigen Tagen das Gleichgewicht ihrer Seelenkräfte und nöthigte ihre Verwandten, sie in ihrem Zimmer eingeschlossen zu halten. Ihre quälenden Empfindungen waren von den früh eingesognen Grundsätzen ihrer Vernunft so beherrscht, daß diese sogar bei ihrer Verwilderung ihr Geheimniß verwahrte, sodaß ihre Verwandten nicht deutlich erfuhren, was ihren Zustand veranlaßte. Daß Liebe daran schuld sei, vermutheten sie wol, weil sie oft von solchen Beispielen gehört hatten. Das arme Mädchen hatte Labáo's Rückkehr nicht eher vernommen, als spät in der Nacht, wo sie, von Unruhe gequält, noch ihre Wärterin am Schlafen verhinderte, die ihr denn ohne alles Arge zu ihrer Zerstreuung des Juden Rückkunft erzählte und unterrichtet, wie in einfachen Bürgerfamilien gute Dienstboten es immer in den Angelegenheiten ihrer Brotherren sind, hinzusetzte, wie ihm ein vornehmer Baron vieles Geld gäbe, damit er ein gelehrter Doctor werden könnte, und wie sie überzeugt sei, er ließe sich doch endlich noch taufen. Der Hauptgrund von Sophiens Krankheit war durch Labáo's Rückkehr verloren; denn mit der Gegenwart des Geliebten, wenn er auch Tod und Verderben an der Hand führte, ist der Liebende dennoch dem größten Elende entrückt. Allein der Schluß von der Dienstmagd Erzählung öffnete

ihren Phantasien ein ganz neues Feld. Sie ward sehr ruhig, und die Wärterin schlief fest ein. Die Absicht, mit der die Arme in Labáo's Zimmer trat, verräth, was ihre Gedanken beschäftigt haben mochte. Mit frommer Unschuld war von dem ganzen Schicksal ihrer Liebe das Seelenheil des Geliebten der einzige Punkt, der sie fortwährend beschäftigte. Durch die Taufe mit ihm in den Bund der Christen zu treten, hielt sie für das Ziel ihrer Wünsche; da aber die ganze Wirklichkeit um sie her ihren Träumen widerstrebte, entrückte sie sich ihr; sie hielt sich nun nicht mehr für die arme Sophie, die unübersteigliche Schranken von Labáo trennten; sie war ein schon erlöster Todter, und nun bestimmt, des Geliebten Schutzgeist zu sein, sollte sie sich mit ihm durch die Taufe des Geistes vereinen. Nach dem ersten furchtbaren Eindruck, den die unerwartete, herzzerreißende Erscheinung auf ihn machte, übersah Labáo den ganzen Zusammenhang seines und ihres Elends. Seine Seele errang eine Fassung, die der schwache Mensch in solchen Augenblicken wol lieber Inspiration nennen möchte. Er antwortete ihr auf ihre feierliche Anrede mit der ernsten Versicherung, diese Taufe des Geistes habe er schon empfangen; das sei das heilige Band, was von Anbeginn alle Frommen der Erde verbinde. Die Erörterung, in die er über diese Versicherung mit ihr einging, verstand sie ebenso wenig, als er sie überdacht haben mochte; aber ihr Resultat konnte ihr in ihrem überspannten Zustande genügend vorkommen; es lehrte sie, daß Labáo Gottes Kind sei wie sie und somit ihr Bruder im Glauben. Sie hielt

sich nun nicht mehr von ihrem Geliebten getrennt; ihre Spannung legte sich, und sie ließ sich nach einer Weile ruhig in ihr Zimmer führen, wo die festschlafende Wärterin ihre Abwesenheit gar nicht wahrgenommen hatte.

Labáo's erster Blick bei der Rückkehr in seine Kammer fiel auf das Cruzifix, das Sophie an einige Blumentöpfe, die auf seinem Tische standen, gelehnt hatte. Von Blättern umschattet, blickte die weiße elfenbeinerne Gestalt wie eine Lilie unter dem Laube hervor. Dieser befremdliche Anblick in seinem Zimmer gesellte sich zu allen übrigen Umständen seiner Lage, um ihn außer sich selbst zu versetzen. Wie hätte die junge Erfahrung eines einundzwanzigjährigen Jünglings in diesem Labyrinth den Faden sollen finden? Mit zerstörter Heftigkeit durchstreifte sein Geist die verworrenen Pfade seines Schicksals; mit überwältigender Bitterkeit schien es ihm, als wenn diese weiße Lilie am Kreuz all sein und seines Volkes Elend gestiftet hätte — und er streckte seine Hand aus, um es zu zerstören. Bei dieser Bewegung stieß er an seine blühenden Rosen, daß alle ihre Kinderhäuptchen sich schüttelten und sie bittend ihn anzublicken schienen. — Ach, Menschen hatten ihn wenig angelächelt, die Blumen aber immer; jenen würde er vielleicht getrotzt haben, diese konnte er nicht verletzen; bis er behutsam sie zurückbog, um das Bild zu ergreifen, war sein Ideengang schon geändert; denn wie er seiner sich wieder bewußt ward, rief er laut: Und wenn Du nun auch mein Heiland würdest? Du Verderber am Kreuze! und fühlte das Bild in seinen Händen, das er heftig emporhielt. Erschrocken warf er es von

sich und suchte die Ideenreihe zu verfolgen, die ihn zu dieser Blasphemie gebracht hatte. — Kann er denn nur dann mein Heiland sein, indem ich mein Volk verleugne? — sprach er sinnend fort. Muß ich denn darum zu den Harten übertreten, die ihn bekennen? Ward er nicht schon mein Heiland trotz meines Abscheus gegen ihn, seit ich von den Lehren meiner Väter die am heiligsten übe, die auch er seinen Jüngern befahl? Ward er es nicht auch dadurch, weil sein Reich die Schmach über mein Volk herbeiführte, und ich darum frommer Jude ward, indem ich sie um meines Volkes willen ertrug und sie täglich zu tilgen suche durch Tugend und Rechtthun? — Dann wärest Du ja mein Heiland in einem ganz andern Sinne wie Deine Jünger mir aufdringen möchten, und in diesem mußt Du es bleiben — so sagte er leise.

Die Nacht war unter seinem Ringen nach Licht entflohn, und sobald es laut im Hause wurde, schritt Labáo zu dem schweren Wege, den er für seine Pflicht hielt. Er fand den Sattlermeister mit Gesinde und Gesellen vor eben dem Bilde, das seine Nacht so stürmisch beschäftigt hatte, im frommen Morgensegen knien. Schnell, aber ohne eine Spur von Bitterkeit, trat er zurück und wartete an der Stubenthür, bis der Meister herauskam. Nachdem nun ein Jeder an die Arbeit gegangen war, erzählte er dem Alten, was er diese Nacht mit Sophien erlebt, und was er zu ihrer Beruhigung gesagt habe. Dann setzte er hinzu, daß er nie vom Judenthum lassen würde, es ihm also gar nicht erlaubt sei, zu gestehen, wie unaussprechlich er Sophien

liebe, noch daß sie so gütevoll sei, an seinem Wohl so innigen Antheil zu nehmen; daß er aber glaube, ihr krankes Gemüth werde heilen, wenn er ihr mit Bewilligung ihres Oheims versichern dürfe, was er hoffe vor dem Gott seiner Väter zu verantworten: daß diese Liebe ihn auf immer jeder Frauenliebe entsagen mache, und er, so deutlich sein Gesetz das Gegentheil gebiete, unbeweibt sterben wolle. Je fester sein Entschluß und je heiliger seine Versicherung hierüber wären, je sicherer dürfe er dann mit Sophien über das Wohl seiner Seele sprechen und den Begriff, der sie schon in der vergangenen Nacht so sehr beruhigt habe: daß er mit ihr und allen guten Menschen, durch ihren gemeinschaftlichen Schöpfer schon allein in einen Bund der Tugend aufgenommen sei, in ihr begründen und befestigen. Der ehrliche Sattlermeister kämpfte mit sich selbst. Im ersten Antrieb seiner ungebildeten Sitten hätte er Labáo wol mit Verachtung und Härte zurückweisen mögen; aber die Gewalt besserer Seelen äußerte sich hier. Sein Zorn beugte sich vor dem Jüngling, dessen tadellosen Wandel er kannte, und dessen edler Schmerz ihm jetzt Mäßigung auflegte. Labáo's Rede beruhigte ihn auch über die Hauptsache, indem sie die Furcht, er möchte durch Ablegung des Judenthums endlich doch eine Heirath beabsichtigen, ganz aufhob. Um über Sophiens künftige Behandlung zu berathschlagen, hielt er die Meinung seiner Hausfrau für nothwendig, rief sie demnach ins Zimmer und erzählte ihr noch ziemlich verdrießlich, was eigentlich die Ursache zu ihrer Base Krankheit sei, wie Labáo der Meinung sei,

auf ihre Genesung zu wirken, und sie deshalb die wenige Zeit, welche bis zu seiner Abreise nach Jena verfließen müsse, das Mädchen wohl bewachen und auf des Hauses Ehre achten solle. Die Frau ließ ihn kaum zu Worte kommen, sondern unterbrach ihn ein Paar Mal mit der Versicherung, Sophie sei wieder ganz vernünftig, sie habe bis jetzt geschlafen und verlange nun, an ihre gewöhnliche Arbeit zu gehen. Diese Wirkung von Labáo's nächtlichem Gespräch mit ihr verschaffte ihm Vertrauen. Von dem Tage an schien das gute Kind, bis auf einen unverkennbaren Tiefsinn, wirklich geheilt. Sie verrichtete alle ihre Geschäfte und machte sich keiner verworrenen Äußerungen schuldig; nur im einsamen Gespräch mit ihren Verwandten spielte sie zuweilen darauf an, daß Labáo mit der Taufe des Geistes getauft sei. Das geheime Einverständniß, in welches der Oheim und seine Frau unwillkürlich mit Labáo getreten waren, veranlaßte nach und nach diesen, in jener Gegenwart mit Sophie über das, was sie Taufe des Geistes nannte, und seine Neigung zu ihr, zu sprechen. Sittenreinheit und einfache Begriffe räumen durch ihre Treue gegen die Natur eben Das ein, was, am andern Ende der sittlichen Bildung Überlegenheit der Ansichten und Befreiung von jedem Vorurtheil erlaubt. Die beiden zu ewiger Trennung bestimmten Liebenden sprachen in der alten Verwandten Gegenwart von ihrer Liebe und von ihrer ewigen Trennung, und wollte der alte Sattler zuweilen seine Weichheit unter dem strengen Befehl, die Pinselei sein zu lassen, verbergen, so sagte seine Hausfrau unter ausbrechendem Schluchzen: Ach

Gott! laß doch den Leuten ihr frommes Unglück! glücklich kannst Du sie ja doch nimmermehr machen.

Die Zeit, wo die harte Trennung wirklich vollzogen werden mußte, kam schnell heran. Labáo's Gönner, der Baron, befahl ihm über ** nach Jena zu gehen und sich dort in dem Hause des reichen Juden Itzig darzustellen, der seinen Sohn ebenfalls nach Jena schickte, und dem er Labáo, zur großen ökonomischen Erleichterung seiner Lage, als ältern Gefährten vorgeschlagen habe. Der Abschied der Liebenden war sehr ernst; allein Labáo litt mehr dabei als das Mädchen. Er sah ihn ohne Täuschung als die Entsagung aller Erdenfreuden an; sie schwärmte in einer übersinnlichen Welt; den Gedanken, ihrem Geliebten je irdisch anzugehören, hatte sie nie aufkommen lassen; sie stellte sich also diese Trennung auch nur als eine scheinbare Trennung dar. Weine nicht, Dein Schutzgeist umschwebt Dich, war daher auch ihr letztes Wort an den Jüngling.

Dieser fand in der Familie des reichen Juden Itzig mehr, als er erwartet hatte. Er fand Menschen, die, ohne ihre Kirche zu verlassen, keine ihrer Satzungen mehr beobachteten, als die freigebigste Mildthätigkeit gegen ihr Volk; die, ohne sich an eine andre Kirche anzuschließen, alle Geistesbildung erlangt hatten, zu der die christliche Kirche freien Spielraum gestattet. Der junge Mensch, den Labáo als Gesellschafter begleiten sollte, fiel den Tag nach seiner Ankunft in eine heftige Krankheit; aus natürlicher Theilnahme pflegte er ihn, anfangs mit pflichtmäßiger Sorgfalt, bald wie er ihn

näher kennen lernte, mit herzlicher Freundschaft. Seine medizinischen Kenntnisse lehrten ihn eine unerwartete, gefährliche Crisis des Kranken zu einem glücklichen Resultate bringen; die Familie glaubte ihm sehr verpflichtet zu sein, indem er einen bisher unbekannten Genuß erworben hatte, einen Jugendgefährten und Freund. Felix's, so hieß der reiche Judenjüngling, Genesung war langsam; in den vier Wochen, die sie Labáo nöthigte, auf seine Abreise zu warten, lernte er das Innere der Familie kennen. Die Mutter suchte eine Aufseherin für ihre jüngern Kinder; die Eigenschaften, die sie von ihr foderten, erweckten den lebhaften Gedanken in Labáo, Sophien zu diesem Platze zu verhelfen. Eine Christin sollte es sein; nach der Sitte reicher Juden in großen Städten bestanden alle Hausgenossen von Felix's Eltern aus Christen. Er gewann es über seine Schüchternheit, Sophien zu empfehlen. Die Achtung, die er sich bei Madame Itzig erworben hatte, gab seinem Vorschlag Gewicht. Sie war froh, ein Frauenzimmer zu finden, die noch in keiner großen Stadt gelebt hatte, die ihrer Kinder Dankbarkeit zu schätzen wissen würde; der wackere Sattler begriff seinerseits sehr leicht, daß eine Ortsveränderung, ein vielseitigeres Leben seiner Base Gemüthszustand heilsamer sein würde als die Einsamkeit seiner Werkstatt; wenige Wochen nach Labáo's Abreise nach Jena bezog also Sophie ein Haus, dem sie unbekannt schon wohlwollte, weil ihr Freund dort geschätzt und geliebt war.

Sophie fand noch mehr Heilmittel in ihrer neuen Lage, als Labáo berechnet hatte. Sie fand Kinder, die

sie lieben konnte, und mit jener einzig echten Liebe, die keine Schätzung ihres Grades, ihres Werthes in ihrer Berechnung begreift, sondern nur liebt, weil sie wohlthut, und wohlthut, weil sie liebt. Madame Itzig nahm bald wahr, daß in Sophiens Seele ein ungewöhnlicher Antrieb wirke; sie hätte vielleicht ihre Liebe für Labáo errathen; da aber das zärtliche Mädchen sie vor ihren eignen Augen ganz in das Gewand der Frömmigkeit gehüllt hatte, so hielt sie diesen Antrieb für reine religiöse Schwärmerei. Bei der Güte ihres Herzens und der Reinheit ihres Wandels war ihr diese nicht anstößig. In solcher günstigen Lage gewann Sophiens Geist schnell an Klarheit und Ruhe; freudig fühlte sie sich täglich tüchtiger, ihre Pflichten zu erfüllen. Ihrer Abrede gemäß war der Briefwechsel der getrennten Liebenden ein fortgesetzter Unterricht von Seiten des Freundes und ein wahres, mildes Ergießen jeder Empfindung von Seiten des Mädchens. So veränderte eine Zeit von mehreren Jahren gar nichts in dem Liebesbunde der beiden Menschen; er stand nur fester als Alles, was auf festem Grunde besteht, Berge und Eichen und ein dem Guten geweihtes Gemüth. Wollte Gott, der Beiden ganzes Leben hätte auf so festen Pfeilern geruht wie ihre Liebe! Die Liebe strebte aber nach einer Vereinigung im bürgerlichen Leben, und dieses hat Menschenwahn und Menschensatzung zur Basis und wankt nur zu oft.

Mit festem Entschluß, allen Hindernissen der Umstände zum Trotz einen Wirkungskreis zu gewinnen, fing Labáo seine Studien in Jena an. Vernunftreife

und mehrseitige Ausbildung des Geistes führten ihn zu allmäliger Modification seiner Denkart. Die norddeutschen Universitäten haben wol am längsten das deutlichste Bild anständiger Denkfreiheit gegeben. Der Jude ward von keinem seiner Mitbürger verletzt; aber diese Anerkennung seiner Menschenrechte genügte seinem grübelnden Sinne noch nicht. Er fühlte mit Kummer, daß seine Anhänglichkeit an sein Volk von dem Augenblick an ein Hirngespinnst geworden sei, wo er sich durch seine Bildung dem großen Haufen entzog; daß das Judenthum also ganz in genauer Gemeinschaft seiner Glieder, ganz in äußern Zeichen bestehe. Daraus folgte der Schluß, daß der aufgeklärte Jude überall kein Jude mehr sei; sein Volk selbst erkannte ihn nicht dafür, sondern diesem Volke selbst war der aufgeklärte Jude ein Greuel. Um dem Zweck seines Universitätsaufenthalts zu entsprechen, hielt er sich in Jena von allen Gebräuchen seiner Kirche entfernt; allein einst, wie er sich eben an einem Lauberhüttenfeste in einem nahen Städtchen, in dem Juden wohnten, befand, ergriff ihn Erinnerung und Sehnsucht, unter Brüdern, wären es auch die ärmsten, zu sein, und er trat in eine Lauberhütte ein. Ein alter Jude hielt eben das Tischgebet. Ein grüner Himmel von Tangeln und Buchs wölbte sich über den kleinen Raum, Goldflittern und gelbe Herbstblumen malten freundliche Farben auf das Grün; eine blanke Messinglampe erleuchtete eine ärmliche Mahlzeit von weißem Brot und dürrem Obste. Vor einem Christen hätte diese Judenfamilie ihr Gebet andächtig vollendet, ihn dann gastfreundlich eingeladen —

aber der Hausvater hatte Labáo in Jena gesehen, hatte erfahren, wie er ein Jude sei, der christlich unter Christen lebe und den Sabbath entheilige; er hielt daher in seinem Gebet inne und heftete schweigend den zornigen Blick auf den Glaubensschänder. Einer der Söhne, von jugendlicher Gutmüthigkeit getrieben, eilte, dem Fremden einen Becher Bier zu reichen, und stand erschrocken, als ihm der Vater diesen streng aus der Hand nahm. Ohne Zweifel hätte eine freundliche Rede von Labáo diese Überraschung des Religionseifers besänftigt; aber der Auftritt ergriff ihn so schmerzlich, daß er schnell hinwegeilte. Von den Juden war er also ausgestoßen, zu den Christen gehörte er nicht, ja die Taufe selbst gab ihm so wenig einen moralischen Rang unter ihnen als der Adelsbrief einen gesellschaftlichen unter dem Adel. Ein andres Mal ward er in ein reiches Haus eines Glaubensgenossen in **, wo er mit Felix die Ferien zubrachte, zur Osterfeier geladen — so glaubte er wenigstens, denn es war der Tag dieses Festes. Er fand eine ganz gemischte Gesellschaft, ein köstliches Mittagsmahl und unter vielen auserlesenen Schüsseln ein Osterlamm nach der Vorschrift des Gesetzes zugerichtet, das ohne anderes Gepränge mit den Leckerbissen dargereicht ward. Ein junger Geck, dem der Wein früh zu Kopf stieg, sagte rücksichtslos einige Worte zum fröhlichen Wirth, die an die Bedeutung dieser Speise erinnerten. Ohne Verlegenheit, aber abweisend, antwortete dieser: Man behält noch immer einige Obliegenheit gegen die Meinung. — Labáo fühlte sich im Innern betrübt. Er verglich diese Erschlaffung

der Begriffe mit der Härte des armen Hausvaters, der ihn vor sechs Monaten aus seiner Lauberhütte wies, und mußte diesen Verachteten ehren, indeß sein heutiger Wirth, ein wackerer, geachteter Mann, ihm Schamröthe verursachte. Er gedachte, wie er in Alfingen am Ostertage Judenfamilien gesehen, die, zu arm, die wenigen Groschen für ein ganzes Osterlamm zu bezahlen, es in Viertel vertheilten, nach alter Weise vor dem Tische standen und ihren kleinen Bissen mit den Worten und in dem Andenken speisten, wie ihre Väter mehrere Jahrtausende durch es gethan hatten. Warum, wenn man gar nicht mehr Jude war, wurde man nicht Christ? Hier mußte er die Bitterkeit seines Herzens bekämpfen; denn er hatte Juden gesehen, wackere, nützliche Männer, die aus ruhiger Überzeugung den Entschluß gefaßt hatten, die Kluft, die zwischen ihnen und den Bürgern des Landes, dem sie angehörten, stattfand, durch freiwilliges Anschließen an das Christenthum zu füllen, aber nie hörte er sie selbst von den Aufgeklärtern ihrer neuen Glaubensgenossen als Brüder behandeln; der schmähliche Beiname eines getauften Juden folgte ihnen bis auf ihre Kinder nach. Und auch hier, wie immer, schien ihm die Stimme des Volkes Gottes Stimme; denn, seit seine Begriffe an Freiheit gewannen, mußte er sich selbst eingestehen, daß der Übergang vom reinen Judenthume zur christlichen Kirche ihm unmöglich falle. Welcher Halt auf Erden blieb nun für sein bedürftiges Herz? Nicht Vaterland, nicht Familie, nicht Glaubensgenossen. — Er hatte nur ein Gut, und das durfte er nicht besitzen — er hatte nur seine Sophie.

Im letzten Jahre seines Universitätslebens kam ein Jude aus dem Elsaß nach Jena, ein reicher froher Jüngling, der, seit den wilden Auftritten im Anfange der Revolution aufgewachsen, die Vortheile der neuen Verfassung für seine Glaubensbrüder genossen hatte. Labáo kam in genauern Umgang mit ihm, und in ihren vielfältigen Gesprächen verband er die Erinnerung an sein Geburtsland nun zum ersten Mal mit dem Gedanken an seine Zukunft. Der Elsasser kannte seine Familie gar nicht; die seit ihrem Unglück verflossenen Jahre hatten jede Spur von ihr vertilgt; aber er zweifelte nicht, daß Labáo in der Judengemeine in Strasburg Nachrichten von ihr finden und seine Wiederaufnahme in ihren Schoos sehr leicht erhalten würde. Er hatte dort keine Freunde, er war sich bewußt, nicht einmal die Trümmer mehr seines väterlichen Herdes nachweisen zu können; aber die Schilderung, die der leichtsinnige franzósirte Hebräer von den bürgerlichen Verhältnissen seiner Glaubensgenossen machte, regte Gedanken in ihm auf, denen seit einiger Zeit nicht mehr sowol seine Grundsätze als die Umstände entgegengestrebt hatten. Wenn die Wege endlich ausgemittelt waren, die sein Volk zu Mitgliedern der Nation erhoben, so konnte er ja, sobald sein Gewissen über ihre Statthaftigkeit im Reinen war, diese Vortheile zum Besten seiner Liebe benutzen. Sein Gewissen war im Reinen; aber neben seinem Gewissen winkte eine Gewalt, die er nicht anerkannte, und die dennoch so mächtig war, daß nur äußere Einflüsse sie aufzuwägen vermochten.

Seine und Felixens Studien waren nun beschlossen.

Sein Wohlthäter, der Baron, war von den Zeugnissen, die ihm von allen Seiten zu Labáo's Gunsten zukamen, so erfreut, daß er seinen, nun drei Jahre genossenen Zuschuß noch um zwei Jahre fortzusetzen versprach, damit sein Schutzbefohlner eine Reise zu machen und ein Unterkommen abzuwarten im Stande sei. Felix sollte nach Paris gehn und bat Labáo dringend, ihm dort ebenso als älterer Freund zur Seite zu bleiben, wie er es in Jena gethan hatte. Nichts konnte diesem erwünschter sein; die Reise ward verabredet, aber bevor sie begonnen wurde, mußte Labáo einwilligen, einige Wochen mit Felix bei seinen Eltern zu verleben. Labáo war nicht mehr, der er war, als er dieses Haus und Sophiens Nähe verließ, nicht mehr der Märtyrer jugendlich erfaßter Begriffe. Seiner Verbindlichkeit, an seinem Volke zu hängen, war er noch mit Herz und Gewissen ergeben; aber die Bedingungen, unter denen er dieses könne, hatten sich in seiner Erfahrung vervielfältigt; er fühlte sich unsicher über den Charakter der Neigung, die er jetzt dürfte gegen Sophien an den Tag legen. Vernunft und Nothwendigkeit hatten sie bisher immer in die Schranken ernster, belehrender Freundschaft gefesselt. Sophie machte ihm dieses leicht. Ihre Leidenschaft war von ihrer Entstehung an in ihr Innerstes zurückgedrängt worden und durch ihren Gemüthszustand selbst eine Art von Geheimniß für sie geblieben. Ganz anders bewegte sich aber ihr Herzensverhältniß in dem freien Familienkreise der gesellschaftlichen Madame Itzig als in des Sattlermeisters einsamem bürgerlichen Haushalt. Sophie hatte sich ihre

Lage durch ihre Verdienste gebildet. Sie war als Aufseherin über die jüngern Kinder in dieses Haus gekommen, aber bald zur Freundin von deren Mutter geworden. Ihre Fähigkeiten hatten sie aus dem Unterrichte der älteren Töchter und eigner Lecture soviel Nutzen schöpfen lassen, daß sie jetzt ihre kleinen Zöglinge selbst unterrichtete. Ein so weiches, heftiges und doch auch schüchternes Geschöpf mußte durch den langen Aufenthalt in diesem Hause, durch ihre Verbindung mit Labáo, sich selbst unbewußt vielleicht, die unübersteigliche Kluft zwischen den beiden Glaubensgenossen aus den Augen verlieren — so schien es wenigstens; denn nach einigen Wochen, die Labáo mit Felix in ** verlebte, nach einigen Wochen, in denen freilich manche trübe Stunde, mancher harte Kampf von der Liebe überwunden werden mußte, willigte Sophie in einen Plan, vor dessen Gelingen ein innerer Schauder sie zurückschreckte... Labáo sollte auf seiner Reise nach Paris in Strasburg die Rechte, welche die französische Constitution ihm als Elsasser gab, zurückfodern und dann nach seinem wissenschaftlich benutzten Aufenthalt in Paris als praktischer Arzt in einer elsassischen Stadt aufgenommen zu werden suchen. So weit war der Plan klar ausgedacht und festen Schrittes zu verfolgen; — Sophiens eheliche Verbindung, als sein letztes Ziel, ward ersehnt, erbeten, versprochen, beschworen — — — aber beide Liebende fühlten, daß sie durch dieses Bündniß, ohne das doch für ihre Zukunft kein Glück möglich war, in einen ewigen Kampf mit den Umständen eintraten. Kühn hoffte Labáo, in ihm zu überwinden;

bang betete Sophie um Kraft, ihn zu bestehn; aber in Beider Seele blieb ein scheuer Schmerz. Nicht sowol die Zeit als die Sehnsucht stumpfte ihn ab. Eines von dem Andern getrennt, schien ihnen kein Zustand so mühselig, als der der Getrennten, kein Unglück so niederdrückend, als das, sich einander nicht anzugehören; daher hielt auch Sophie jedes Ereigniß, welches Labáo's Verhältnisse in seinem Geburtslande festsetzte, für eine Vorbereitung zu ihrem Glück. Die Hindernisse waren endlich alle überstiegen. Labáo war als französischer Bürger eingeschrieben, von der strasburger medicinischen Facultät examinirt und unter sehr günstigen Aussichten in einer Provinzialstadt des Oberrheins als Arzt aufgetreten. Der Augenblick, das Glück seines Herzens zu gründen, war gekommen, und mit ihm empfand er den ersten Schmerz, an dem nun fortan sein und Sophiens Leben erkranken sollte. Sein Verhältniß mit seinem Wohlthäter, dem Baron, war bisher immer vertraulicher geworden; einige Besuche und ein fortgesetzter Briefwechsel hatten ihm die Achtung dieses braven Mannes ganz gewonnen. Ihm mußte er seine eheliche Verbindung melden, und wie befremdlich kurz er dieses auch that, mußte es doch mit einem Gewebe von Lügen geschehen. Mit den Vorwürfen eines bösen Gewissens empfing er seinen Segen; mit bittrer Scham warf er ein väterliches Geschenk für seine Hochzeit in einen Winkel seines Schrankes. Er hatte betrogen, er mußte verbergen, und fortan stockte seine Feder auf dem Papier, wenn er dem alten Manne dankte, wenn er ihm schreiben wollte, er sei seiner Achtung noch werth.

Madame Itzig und Felix waren allein in Sophiens Schicksal eingeweiht; alle ihre Verwandte und den ganzen Kreis ihrer Bekanntschaft ließ sie bei ihrer Abreise glauben, daß eine reiche Judenfamilie in Warschau ihr unter sehr annehmlichen Bedingungen die Erziehung einer Tochter übergäbe. Bei dem Antritt einer so weiten Reise fand man den tiefen Schmerz, mit dem sie ** verließ, sehr natürlich; hätte man gewußt, sie eile in die Arme eines lange und innig Geliebten, so würde man erstaunt sein. Aber nicht der Abschied aus ihren bisherigen Verhältnissen schmerzte sie; die Dunkelheit, welche sich um ihre Zukunft hüllte, machte sie erbeben. Wahrheit war fortan aus der Geschichte ihres Lebens geschieden; denn um der Rüge der Gesetze in ihrem Vaterlande, um dem Urtheil der allgemeinen Meinung zu entgehen, mußte ihre Spur an der Donau verloren gehen, und im Elsaß ihr Ursprung an den Fluten des Rheins beginnen. Sie übergab sich Labáo, wie ein Geisterbeschwörer sich den unsichtbaren Mächten dahingibt; sie entäußerte sich ihrer selbst, und der einzige Bürge ihres Wohls war der Betrug. Auf dem Wege nach **ich, den sie größtentheils allein zurücklegte, ward das Gefühl der Entäußerung ihrer Persönlichkeit endlich so gewaltig in ihrer leicht aufzuregenden Phantasie, daß es kaum mehr ein Gegengewicht in der Aussicht auf die nahe Vereinigung mit ihrem Freunde fand. Labáo's Anblick, der ihr einige Stunden vor **ich entgegenkam, rief sie zu einem natürlichen Zustande zurück. Er hatte alle Mittel angewendet, um mit so wenig Unwahrheit wie möglich seine Verhältnisse zu

Sophien zu einer gültigen Ehe zu machen. Die Gesetzlichkeit der Landesconstitution konnte er ihr ohne alle Schwierigkeit geben, und somit war des Mannes Ehre gesichert. Dem Segen seiner Kirche wich er aus, indem sich in **ich keine Synagoge befand, und er den nächsten Rabbiner schon gewöhnt hatte, ihn für einen Mann zu halten, der Gewissensfragen zurückwiese. Seine ärmern Glaubensbrüder, die ihre Geschäfte in sein Haus führten, maßen seine Rechtgläubigkeit nach seiner Wohlthätigkeit ab, und die Reichern hatten, da er ihren Handel nicht zu theilen suchte, kein Interesse, dem Herkommen seiner schönen, guten, schwermüthigen Frau nachzuspüren. Sophie hätte können, Labáo hätte sollen glücklich sein. Beide hatten in reifen Jahren, mit vollkommner Kenntniß der Umstände ihr Schicksal freiwillig bestimmt. Sie liebten sich innig; ihre häusliche Lage war, Dank der Vorsorge ihrer Freunde in Deutschland und Labáo's anerkanntem ärztlichen Verdienste, bequem und gesichert, ihre Umgebungen schätzten die Tugenden ihres stillen Wandels; aber das Alles reichte nicht hin, ihnen freien Lebensmuth zu geben. Das Bewußtsein ihres Geheimnisses lag wie eine schwere Gewitterwolke auf ihrem Herzen und nahm in seiner Wirkung die Gestalt einer Schuld an. Demuth und stilles Dulden ward der Charakter ihres Lebens. Sie thaten unendlich viel Gutes; aber sie selbst fühlten es als eine Versöhnung gegen die Gesellschaft, die sie hintergingen. Jede kleine Fehlschlagung, jede Unannehmlichkeit des täglichen Lebens ertrugen sie als das Geringste, was sie zu erwarten hätten, da auch viel Grö-

ßeres verschuldet sein könnte. Sophie ward schwanger. Die innige Freude liebender Gatten ward von dem Gedanken, daß sie ihr Geheimniß auf ihr Kind fortpflanzen müßten, gestört; und als Sophie einen Sohn zur Welt brachte, legte sie ihn zitternd in ihres Gatten Arm, denn unausrottbare Begriffe sagten ihr, er sei kein eheliches Kind, sie übergäb' ihn einer verachteten Kirche. Labáo, in dem der Grundsatz und das Bedürfniß, seinem Volke anzuhangen, durch die Opfer, die er ihm brachte, immer lebhaft blieb, erfüllte mit Freude die Satzung seines Gesetzes. Er unterwarf seinen Knaben den jüdischen Ceremonien. Sophie nahm wahr, daß eine befremdliche, wahre, innige Rührung und Freude während der Feierlichkeit aus ihres Gatten Augen strahlte — er sah aus, wie Einer, der nach langer Trennung das Vaterhaus begrüßt — ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, und wie der Rabbiner ihr den Sohn auf den Schoos legte, war es ihr, als habe man ihn mit einem fremden vertauscht. Die Heftigkeit dieses Eindrucks ging vorüber; aber ihre Gesundheit litt von ihrem stillen Gram. Der Knabe kränkelte, welkte und starb am Schluß seines ersten Jahres. Labáo ertrug den Schmerz wie ein Mann; allein Sophie beweinte den ungetauften Sohn und durfte ihrem Gatten nicht sagen, daß sein Tod sie vor dem Gram rettete, ihn lebend zu betrauern. Ein zweites Kindbett gab ihr eine Tochter; diese schien ihr weniger entrissen zu werden, da das jüdische Gesetz sie seiner Kirche nicht so unverkennbar aneignete. Zwei Jahre gingen glücklich vorüber. Labáo hatte sich einen bestimmten Wirkungskreis gebildet, den

er zweckmäßig ausfüllte. Vor ihm traten die religiösen Grübeleien, sowie die Herzensbedürftigkeit nach Volks- und Kirchengemeinschaft zurück. Die Freude, welche Sophie an ihrem Kinde hatte, die Achtung, welche ihr das Publicum bewies, gab ihr eine Art von Zuversicht, die ihr ängstliches Bewußtsein beschwichtigte. Vielleicht hätte eine längere Gewohnheit des Glückes sie des Glücks fähiger gemacht, aber ein geringfügiger Zufall unterbrach es. Ein **scher Officier, der sich eine Zeit lang in ** aufgehalten hatte, wo er Madame Itzig's Haus mit manchen andern Fremden besuchte, war nachmals in preußische Dienste getreten und befand sich nun auf einer Reise nach Paris. Der Zufall wollte, daß er den ungewöhnlichen Weg über **ich nahm und nahe an der Stadt durch einen Fall mit dem Wagen einen sehr gefährlichen Beinbruch erlitt. Der Fremde ward in ein nahes Wirthshaus gebracht, Labáo herbeigerufen, und des Leidenden Zustand sowol als die männliche, einnehmende Art, mit der er seine Schmerzen ertrug, vermochten den sorgfältigen Arzt, seine dringende Bitte, ihn doch nicht während der langsamen Heilung in einen elenden Gasthof zu bannen, stattfinden zu lassen. Er willigte ein, ihn bis zu seiner Genesung als Kostgänger zu verpflegen. Sophie war mit herzlichem Eifer bemüht, das Zimmer ihres Gastes zu bereiten, und wie er durch einige Stunden Ruhe sich gestärkt hatte, begleitete sie ihren Gatten zu ihm, um fortan einen Theil seiner Pflege persönlich zu übernehmen. Auf den ersten Blick begrüßte sie der Oberste sehr unbefangen als alte Bekannte aus dem

Itzig'schen Hause, und eben so schnell erinnerte sich Sophie, ihn dort als ** schen Major gesehen zu haben. Das war nun das erste Mal, daß ein lebendiger Zeuge sie an ihr vergangenes Dasein erinnerte. Die Verhehlung ihres Christenthums, die sie immer für eine Apostasie hielt, der Betrug, den sie allen ihren Mitbürgern gespielt, die Gefahr, ihres Mannes bürgerliches Wohl durch eine Entdeckung zerstört zu sehen, stellten sich ihr so lebhaft vor Augen, daß sie nicht fähig war, ein Wort zu erwiedern, sondern nach wenig Augenblicken, von einem krampfhaften Zittern befallen, das Zimmer verließ. Dieser Vorfall schien die lose Hülle, welche die letzte ruhige Zeit um ihr zernagtes Herz gesponnen hatte, zu zerreißen, und zum ersten Mal sah ihr Gatte ohne alle Täuschung, wie hoffnungslos es von Zweifeln und Selbstquälen zerstört sei. Da er ihre Anlage zur Schwermuth seit dem Ursprung ihrer Liebe kannte, war ihm ihre Gewissensscheu nicht fremd, und sein Bemühen war immer dahin gegangen, ihr entgegenzuwirken; ja, dieses stete Bemühen hatte seinen Geist, dem frühere Schicksale eine gleiche, zerstörende Neigung mitgetheilt hatten, gestärkt; allein seiner Menschenkunde, die bei ihm wie bei allen Menschen so leicht durch die tägliche Gewohnheit in Anwendung auf unsere nächsten Umgebungen eingeschläfert wird, war die Märtyrerkraft schwacher Seelen, den Wurm, der am Leben nagt, zu verbergen, entgangen; er schauderte vor dem Todtenbilde des Grams, das sein Weib ihn erblicken ließ; er schauderte vor der Sicherheit, mit der er bisher neben dieser langsam Sterbenden im Geiste gelebt hatte.

Der Oberste war schnell zurechtgewiesen, indem ihn Labáo sehr gleichgültig beschied, daß er sich geirrt habe, ehemals Sophien für eine Christin zu halten. Neben dem Zustande seiner Frau schien ihm diese Lüge ein rechtmäßiges Opfer seines Gewissens. Wäre der Fremde sogleich fortgereist, so hätte die Zeit den gefährlichen Eindruck, den er in Sophien hervorgebracht hatte, vielleicht verwischt, und die volle Kenntniß ihres Seelenzustandes, zu der Labáo nun gelangt war, hätte ihn vielleicht Mittel finden lassen, auf sie zu wirken; aber die Gegenwart dieses Mannes, die ebenso wie seine gleichgültigsten Gespräche immer die wehe Seite ihres Gemüthes berührte, hielten ihr Übel wach. Endlich reiste er ab, voll Dankbarkeit für seine vortrefflich gelungene Heilung, voll Achtung für seinen Arzt, voll Theilnahme an „seiner schönen schwermüthigen Wirthin" wie er in unbedachtem Scherze sie nannte. Jetzt hoffte Labáo, daß seine Gattin ruhiger werden würde, als eine neue Störung die traurige Last des Übels vermehrte. Eine neue Schwangerschaft erregte in Sophien die Furcht, wieder einen Sohn zu gebären und durch seine Aufnahme ins Judenthum eine neue Schuld auf ihre Seele zu laden; ihre Tochter, die Freudenbringerin ihrer letzten Jahre, entwickelte eine unheilbare Kopfkrankheit, von der die kleine Unglückliche nach mehrern leidenvoll verlebten Monaten ihres Verstandes beraubt ins Grab sank. Von da an war Labáo's Einfluß nicht mehr stark genug, Sophiens kranken Geist zu stärken; der schreckliche Gedanke, ihr Unglück als Strafe der rächenden Gottheit anzusehen, ward immer herrschender

in ihr und verkehrte die heiligsten Beweggründe zum Trost in neue Nahrung des Jammers. Labáo suchte ihr die neue Mutterhoffnung als den Beweis darzustellen, daß es Gott ihr nicht an Kindersegen wolle fehlen lassen — sie sah nur eine neue Zuchtruthe darin, und mit furchtbarer Gewalt zog sie das Böseste herbei, vor dem ihr graute; denn wahrscheinlich mochte ihr finstrer Gemüthszustand die Hauptursache sein, daß sie zur rechten Zeit, aber von einem todten Knaben genas. „Siehe, du Gefährte meiner Schuld! rief sie mit sterbender Stimme; mein Schoos gebiert nur dem Jammer, oder dem Tode;“ und seitdem war ihr Geist selten mehr klar. Ein ganzes Jahr kämpfte die irdische Hülle, ihren himmlischen Gast auch unter so drückenden Bedingungen zu behalten; Labáo wendete mit blutendem Herzen seine Kunst an; wie aber die arme, bleiche Hülle aus seinen unterstützenden Armen niedersank, blickte er beseligt und dennoch in Schmerz versunken empor, als säh' er den fröhlichen Flügelschlag der Befreiten in den himmlischen Räumen.

Labáo hatte viel ertragen; für das Maß der Seelenkraft, die in ihm sich entwickelte, zu viel. Seine Fassung nahm daher von dieser Zeit an äußere Stärkungsmittel zu Hülfe. Das gesellschaftliche Leben war ihm in den letzten beiden Jahren sehr beschwerlich geworden; Leiden zu mindern war noch seine einzige Labung, aber Freuden zu theilen ward ihm schwer, gleichgültigen Verkehr zu pflegen, unmöglich. Nach Sophiens Tod schienen ihm seine bürgerlichen Bande zerrissen; er zog sich daher nahe an der Stadt in ein einsames

Häuschen zurück, dessen dunkle Umgebungen er noch mit einem Walde von Bäumen und blühenden Stauden vermehrte. Hier lebte er ganz seiner Wissenschaft und der Pflege der Armen. Erst während Sophiens letzten Lebensjahren, vielleicht erst seit des Obersten Anwesenheit, war die Sage in Umlauf gekommen, sie sei eine Christin; doch so lange ihr Gatte in seiner gewohnten Lage, bei seinem hergebrachten Geschäftsgange blieb, hatte sie keine Aufmerksamkeit erregt. Sein häusliches Unglück wirkte aber auf die Menge wie auf Sophiens schwaches Gemüth, sie sah Gottes Strafe in ihm, und wie der Gezüchtigte sich freiwillig der Vortheile begab, die er über die Ärmern seiner Mitbürger besessen hatte, ward diese Menge vom Richter zum Schergen; sie arbeitete mit kleinlicher Beeinträchtigung, mit nachbarlichen Neckereien, mit boshaften Reden der strafenden Gottheit in die Hand. Labáo fand jedes Frühjahr seine jungen Bäume geknickt, seine Blumen geraubt, seine Bienenstöcke umgestoßen, seine Brunnen verunsäubert. Jetzt wiederholte er sich die Gründe, die er Sophien angab, um von ihrem kranken Gemüthe den Begriff, als läge Gottes rächende Hand auf ihr, abzuwehren. Es gelang ihm, und die Menschen um ihn wurden müde, ihn zu quälen. Oft beschäftigte ihn in seiner tiefen Einsamkeit der Weg durch sein mühseliges Leben; er hatte das Rechte gewollt, er hatte nicht Unrecht gethan, und das schreckliche Warum, das so oft das Forschen unsers Verstandes abschneidet, endigte jedesmal seine schmerzlichen Betrachtungen. Manche Nacht blieb er mit diesem Warum vor der Thür sei=

nes Hauses, bis die Morgenröthe strahlend hinter den hohen Ulmen emporstieg; dann war es, als gäbe sie ihm eine Antwort, und er ging beruhigt an die Arbeit seines Tages. In dem ersten Monate dieses Jahres drangen die befreienden Heere der Deutschen in jenen Gegenden vor. Vielleicht ward der böse Willen seiner Feinde wieder wach und reizte die Vorurtheile der Sieger gegen den abgeschiednen Klausner; vielleicht benutzten sie auch nur ihre Gegenwart, um ihre Schuld zu bemänteln; genug, daß Labáo's Hütte jetzt in Asche liegt und, da jede Spur seines Daseins verschwunden ist, wahrscheinlich seinen Leichnam deckt.

# IV.

# Der Ehewagen.

## Der Ehewagen *).

In welches Menschenalter sollen wir uns versetzen, um den Sinn dieser Darstellung nach des Künstlers Absicht zu fassen? Wundersam hat er antike Gestalten zu Sinnbildern neuerer Begriffe gewählt; kühn hat er veraltete Ansichten dem mitlebenden Geschlechte versinnbildet. Wir erklären uns, keines Andern Auslegung widersprechend, ohne Scheu über unsre Ansicht derselben. Der schöngebildete Wagen, der einfache Leibrock, das reichgefaltete Peplum gehört der classischen Vorzeit; das Sinnbild des Hundes, zur Bezeichnung der Treue, des Jochs, als Symbol des ehelichen Bundes, setzt eine Ansicht

*) Diese kleine Erzählung ward durch Kupfer des Damenalmanachs von 1818 veranlaßt, deren Beschreibung die Erzählung selbst enthält, soweit sie zu deren Verständniß nöthig ist. Ich hoffe, daß die Leser in der von den Bildern unabhängigen psychologischen Bedeutung der Erzählung den Grund finden werden, der mich bewog, sie hier aufzunehmen; auch schien es nicht uninteressant, zu zeigen, wie dieser Geist auch eine so triviale Veranlassung zu benutzen verstand. Man vergleiche andre Kupfererklärungen!

Anmerkung des Herausgebers.

voraus, bei welcher unsere jungen Herren gar nicht mehr wissen werden, wovon die Rede ist, und ein großer Theil unsrer Schönen höhnisch den Kopf schütteln. Unsere Altvordern, der Natur näher vertraut, die Wahrheit schlichter ertragend, gingen gegen den treuen Wächter ihrer Herden, den Gefährten ihrer Reisen und Jagd nicht als mit einem Spielzeug müßiger Laune von Liebkosung zu Beungnadigung über; seine Anhänglichkeit, von knechtischer Furcht und niedrigem Ertragen frei, ward deshalb von ihnen mit Recht zum Sinnbild der Treue erwählt; mit Liebe an den Mitgenossen ihrer Mühen hangend, mit dem kräftigen Stier, welcher ihr Feld pflügte, redlich die Frucht ihrer Arbeit theilend, ward von ihnen das Joch nicht als ein Zeichen der Knechtschaft, aber der Verbindung zu gleichem Zwecke betrachtet, und an keine Herabsetzung des Ehebündnisses denkend, verglichen sie ein Ehepaar mit dem Gespann eines Wagens. In diesem wackern altväterlichen Sinne benutzte der Künstler diese Symbole, und wir wollen suchen sie in einem historischen Zusammenhange zu betrachten.

Ida war in der Blüte der Schönheit und Jugend, als Hugo, aus den Feldzügen für das Vaterland zurückkehrend, sie bei einem Besuch in der Hauptstadt kennen lernte und liebte. Hugo legte gegen Ida's Reize eine ehrenvolle Narbe in die Wagschale der Ansprüche, gegen ihre sorglose Jugend einen geprüften heitern Sinn, gegen ihr reiches Heirathsgut ein Amt, von dem aus seine Verdienste ihm den Weg der ersten Ehren eröffneten. Die Verbindung der beiden Liebenden ward zur

Freude der Eltern beschlossen, und die zufällige Gegenwart eines hochverehrten Oheims beschleunigte deren Feier. Ehrenfried, so hieß dieser, fand seine Freude an der Kunst, und als theilnehmender, aber schweigsamer Gesellschafter pflegte er oft seinen Antheil an den Vorgängen des Augenblicks in schnell skizzirten, auf den Gegenstand des Gesprächs Bezug habenden Bildern an den Tag zu legen. Oft wurden diese Stoff zu neuen Gesprächen, oft Denkmale geistvoller Unterhaltung. Ida's Verbindung, die gleich nach seiner Ankunft in des Bruders Hause sich anspann, machte ihm viel Freude; der biedre Bräutigam nahm ihn täglich mehr ein; nur wie er in den Tagen der Hochzeitfeier seine grenzenlose Unterwerfung in seine Liebesbande gewahrte, sagte er lächelnd zu dem, bei dem Glücke seines Lieblings überseligen Vater: „so läßt sich doch Jeder von uns einmal in seinem Leben den Spinnrocken aufschwatzen.“ Ida hörte es und blickte triumphirend zu ihrem Oheim herüber. Hugo hörte es und verbarg sein Errothen auf der dargebotnen Hand der reizenden Braut.

Während nach der Trauung die jüngere Gesellschaft in geistreichen Spielen sich abmühte, in denen, dem Tage zu Ehren, die Macht der Schönheit und das Glück ihrer Bewunderer in den witzigsten Sinnsprüchen, Charaden und Calembourgs gefeiert ward, saß der Oheim in einem Fensterbogen und zeichnete, das Gesellschaftsgewirre still lächelnd mit den Blicken verfolgend, von Zeit zu Zeit seine Gedankenspiele auf. Wie die Tafel angesagt ward, und das Brautpaar, den geehrten Verwandten fortzuführen, schmeichelnd herantrat, sagte Ehrenfried:

„Nichte, ich hörte, wie Dein Hugo im witzigen Spiel Dir sein Herz schenkte, und wie der Zufall wollte, daß Du es in Deinem Ridikül logirtest; ein andres Mal wie ihr im Rosenthale zusammentraft und Schmetterlinge daselbst fingt: das brachte mich auf den Gedanken, Euch bildlich zu zeigen, was Euch fortan obliegt, Einer mit dem Andern zu bezwecken, da Ihr den Ort, Euch zusammenzufinden, freiwillig gewählt habt." Mit diesen Worten reichte er ihnen die Skizze des Bildchens, das wir hier mit der Zahl Eins bezeichnen, die er während des Spieles entworfen. Lebhaft beeilte sich Hugo, es zu betrachten; etwas mistrauisch faßte es Ida, die ihres Oheims strengen Sinn kannte, ins Auge. Die Treue auf Rosen gebettet! meine Ida, rief der Bräutigam und drückte die Hand seiner Huldin an das Herz. — Also einem Joch vergleichen Sie den Ehestand, mein gnädiger Oheim? fragte Ida ein bischen schnippisch und verlegen. — Ja, Fräulein Braut, erwiederte der neben ihr sitzende Alte, seine klaren, blauen Augen auf sie heftend — und sie glänzten unter den gebleichten Wimpern hervor wie eine blaue Flut, vom Schneeufer umgeben, wenn die reine Himmelssonne daraus zurückstrahlt. — Ja, Fräulein Nichte, ich stelle den Ehestand als einen Wagen vor, der mehr führt als Cäsarn und sein Glück, der Lebenswerth und Seelenheil führt, dessen Grundpfeiler die Treue ist. Ihr zum Sinnbild nahm ich das Thier, das um der Liebe willen liebt. Diese Beiden hier haben sich verbunden, dieses heilige Sinnbild auf dem Lebenswege fortzuführen, bis zum Ufer der Ewigkeit hin, einträchtig und keusch, wie einst unsre

Voreltern das Bild der Mutter Erde führten, zum See der Verwandlung — so sollt Ihr fortschreiten, der Stärkere die Stütze des Schwächern, bis die heilige Flut Euch aufnimmt zum beseligenden Erneuen. — O meine Ida! rief Hugo, möge ich immer würdig sein, Dir zur Stütze zu dienen; und er drückte die Braut mit der einen Hand an sein Herz, indeß er die andre ausstreckte, verheißend des Oheims Rechte zu fassen. Ida's rosige Lippen, welche sich beim Anblick des Bildes zum Spotte gewölbt hatten, zitterten von Rührung überrascht bei des Oheims ernster Erklärung, und indem dieser seine Hand aus der Hugo's zurückzog, ergriff sie das Mädchen und benetzte sie mit ein Paar innigen Thränen. Dieser bedeutungsvolle Auftritt steigerte nur durch seinen vorübergehenden Ernst die Heiterkeit der Gesellschaft zu geistigerm Scherze, sowie nach einem frischern Ostwind der Sommerhimmel, mit glänzenderm Blau umflossen, die Fluren erhellt.

Der Kreis der Verwandten und Freunde wetteiferte, auf den Hochzeitstag fröhliche Feste folgen zu lassen; von ihnen Allen war Ida die Königin, und wie der Oheim bemerkte, entwickelte sich je mehr und mehr in ihr das Bestreben Autokratin zu sein. Hugo berauschte sich in dem Glück, einer so reizenden Despotin zu gehorchen, und wenn er wahrnahm, daß der strenge Oheim hie und da andeutete, daß er Rosenketten auch für Fesseln hielt, verdoppelte er seine Huldigung gegen die Königin der Herzen, weil willkürlich übernommene Knechtschaft die Freiheit nicht zwängt.

Eines Abends hatte man sich verabredet auf einem

benachbarten Landhause auf dem Rasen zu tanzen. Ida freute sich grenzenlos auf das ländliche Fest. Glänzend von Jugend und Frohsinn, gleitete ihr Fuß über den Teppich des Rasens, und der hüpfende Sonnenstrahl, der durch die beschattenden Wipfel der Linden ihre schlanke Gestalt bald hie bald da mit einem Lichtblitz erhellte, zeigte sie in so bezauberndem Liebreiz, daß der strenge Oheim selbst, in ihren Anblick verloren, seinen Bleistift vergaß. Unerwartet erschien die Familie des Ministers **, des Departementschefs von Ida's Vater, die heute zufällig das nämliche Landhaus zum Ziel ihrer Spazierfahrt gewählt hatte. Der alte Minister beglückwünschte treuherzig die Eltern und das junge Ehepaar, und seinen Antheil an ihrem Fest zu bezeigen, führte er seine Tochter Hugo'n zum Tanz zu. Die Verhältnisse waren von der Art, dieses Anerbieten mit Dank zu erkennen; Laura war so schön, daß jede Artigkeit gegen sie nur eine Huldigung sein konnte; aber sie war auch so geistreich, daß der Tanz eine lebhafte Unterhaltung nach sich zog, bei welcher in Hugo der Wunsch sich ausbildete, seine Ida daran Theil nehmen zu machen. Geschickt wußte er Laura in ihre Nähe zu bringen; mit stolzer Erwartung, seine angebetete Ida mit Laura an Liebreiz und an Geist wetteifern zu sehen, zog er sie ins Gespräch; aber einsylbig und kalt ließ es die junge Gattin bald wieder zur Zwiesprache verkehren, die um so lebhafter ward, da Hugo seine Fehlschlagung nur durch Geistesspannung zu verbergen vermochte.

Der Abend ward peinlich; denn wie die schöne Laura schon längst den Schauplatz verlassen hatte, blieb Ida

in das Dunkel ihres Mismuths gehüllt, und Hugo suchte vergeblich nach Geistesfreiheit zu ringen. Der Oheim richtete oft seine klaren Augen auf sie, und wie sie ihm zur guten Nacht die Hand küßte, sagte er bedeutend: „glaube mir, Nichtchen, schlaf Du's hübsch aus.“ — Aber dem Schlaf entquoll kein Lethe! Ida erschien am andern Tage mit trübem Blick, und Hugo summte engbrüstig ein Liedchen, so oft seine junge Frau seine freundliche Rede mit halb lauten klagenden Tönen beantwortete. Unglücklicherweise mußte an diesem Tage Ein und das Andre, die Reise des neuen Ehepaars in seine künftige Heimath betreffend, verabredet werden. Ida sollte wählen, bestimmen; sie hüllte sich aber in theilnahmlose Schwermuth. Es war der erste Abend, den die Familie allein zubrachte. In allen Thüren knarrte ein Mißton; jeder Stuhl rutschte ärgerlich über den Boden, Keiner hörte des Andern Rede ohne Einwendung an. Die Mutter rief Mann und Schwiegersohn zum Kartenspiel auf; Hugo ordnete mit sichtbarer Anstrengung, Milde in seinem Betragen zu erhalten, den Spieltisch; Ida saß abwärts vor einem Kästchen und räumte mit trostlosem Gesicht eine Menge nichtsbedeutende Andenken gleichgültiger Salonsbekannten zu einem Quodlibet ein. Ehrenfried schien neben einer Studirlampe zu lesen, plötzlich aber näherte er sich Ida und legte ein Blatt vor sie hin (das zweite in der Reihe), in welchem sie alle Gestalten auf dem am Hochzeitstage wiedersah, nur verschieden gruppirt. Ida erröthete und schob die Zeichnung mit der Hand zurück, in der sie eben ein zierliches Winkelmaß von Bernstein, das Andenken eines jungen Vetter

Lieutenants emporhielt, um es neben eine eben solche Freimaurerkelle zu legen. Die Treue ist ja bissig geworden, lieber Oheim, sagte sie spöttisch, und das Blatt flog, ohne ihren Willen, von dem Raritätenkästchen herab bis vor Hugo's Füße. Dieser nahm es auf, es ward besehen, commentirt, der Vater nahm's leichtherzig und meinte: die Schöne stünde wie eine Artemisia ohne Aschenkrug da; die Mutter sagte aus Verlegenheit das Unpassende, nämlich: es wäre recht gut, daß Fidel den armen Ziehenden aufhielt, denn er stelle sich so gewaltsam, als wolle er mit dem Wagen davonlaufen. Unerwartet unterbrach Ida's lautes Schluchzen den peinlichen Scherz, und wie sich die Sprechenden nach ihr umsahen, eilte sie, das Gesicht in ihr Tuch verhüllend, aus dem Zimmer. Mein Oheim, rief Hugo mit Vorwurf, Sie verletzen durch Ihre zu ernste Ansicht ihr zartes Gemüth! — Fasse die Leitseile, ordne das Gespann und theile die Last, erwiederte bedächtig der Oheim; aber Hugo war längst schon der weinenden Gattin gefolgt. Der Oheim zog sich zu seiner Studirlampe zurück; der Vater mischte leise pfeifend ohne Ende die Karten; die Mutter, nachdem sie eine Weile in großer Unentschlossenheit gestanden und endlich zur Thür hinausgeschlichen war, kam nun auf den Zehen, aber fröhlich zurück — er liegt vor ihr auf den Knien und küßt in Eins fort ihr die Hände, flüsterte sie triumphirend und stellte sich vor den Oheim. O Klaudia, thörichte Mutter *)! rief dieser und las in seinem Buche fort. Aber die thörichte Mutter meinte

*) Aus Lessing's Emilia Galotti.

weise gewesen zu sein, denn noch am selben Abend und alle folgende Tage war Hugo die Demuth und Liebesergebenheit selbst, um Gunst werbend, als habe er noch kein Jawort erhalten, und die Blicke des Oheims meidend, wie das Kind den Anblick der Ruthe. Dem Ansehen nach keine dieser Erscheinungen bemerkend, beharrte Ehrenfried in seinem sinnigen Schweigen, oder in seinem friedsamen Gespräch, gab Rath zur fernern Laufbahn des neuen Neffen und schien sein verändertes Benehmen gar nicht auf sich zu beziehen. Nach und nach ging Ida's schmachtende Niedergeschlagenheit in launige Lebendigkeit über. Sie konnte nun ohne Hugo's Gesellschaft nicht mehr leben, nahm Theil an Allem, was er trieb, beschäftigte ihn mit Allem, was sie vornahm; sie beherrschte ihn, bald mit dem Muthwillen eines glücklichen, bald mit dem Eigensinn eines kränklichen Kindes. Eines Tages traf Hugo ein Paar seiner Kriegsgefährten unerwartet auf einem öffentlichen Spaziergange an. Gute, treue Jungen, die Freude und Leid mit ihm getheilt, die er durch seinen gebildeten Sinn vor mancher Rohheit bewahrt und an mancher Ausschweifung gehindert hatte. Jetzt kamen sie nach der Hauptstadt, die verhießne Beförderung zu suchen, unwissend, daß ihr Waffenbruder sich daselbst vorfinde zum Abholen einer Braut. Die Freude des Wiedersehens war laut und herzlich, und ganz unfehlbar meinten die gutmüthigen Gesellen, der Freund müsse sie in ihren Gasthof begleiten, um ungezwungen mit ihnen einen fröhlichen Abend zu feiern. Hugo ward bei dem Vorschlage verlegen, und auf ein Paar Worte, welche Ida ihm ins Ohr flüsterte, sagte er ihnen mit

verdoppelter Herzlichkeit: heute Abend sei er in ein Familienkränzchen versagt, von morgen früh an wolle er aber nur für sie leben. Die armen Jungen schienen das nicht zu begreifen, sie wagten ein Paar, ihrer Absicht nach, sehr galante Scherze gegen die schöne junge Frau, welche durch eine vornehm höfliche Antwort ihre Fehlschlagung dergestalt vermehrte, daß sie des Oheims Einladung, den morgenden Abend bei ihm in einem Gasthofe zu speisen, sehr mistrauisch annahmen.

Hugo war an diesem Abend zerstreut und verlegen; Ida hatte den folgenden Morgen, wie ihr Gatte sich, seine Freunde aufzusuchen, entfernte, heftiges Kopfweh. Schweigend ging Ehrenfried den ganzen Tag seinen Gewohnheiten nach und wunderte sich nicht, wie er am Abend seine jungen Gäste allein in dem bezeichneten Wirthshause erscheinen sah. Wo haben Sie meinen Neffen? fragte er mit treuherzigem Handschütteln; er will erst zusehen, wie's zu Hause steht, sagte der eine Kriegskamerad mit komisch wichtigem Tone. Gut! erwiederte der Oheim, so erwarten wir ihn bei einem Glas Wein. — Lange dauerte das Warten; endlich ward Ehrenfried ein Billet überbracht, in dem Hugo ihm meldete, wie eine Geschäftsfrage von einem seiner Collegen, die ihm die heutige Post überbracht, eine weitläufige Antwort erfodere. Pereant die Geschäftsfragen, rief lustig der Oheim und hob das Glas, und die jungen Gesellen wurden so froh am Wein und des Alten treuherzigem Wesen, daß sie Hugo's Anwesenheit nicht weiter entbehrten.

Wie Ida am folgenden Morgen an ihren Nachttisch trat, lag ein schöner Blumenstrauß darauf, von einem

Blatt, zur Düte gebogen, umwickelt, auf dem Ida beim ersten Blick die bekannten Gestalten entdeckte. (Das dritte Blatt.) Allein dieses Mal erschien Ida als siegende Königin auf den Wagen erhoben, den Zepter in der Hand, von ihrem Gefährten mühselig gezogen, und der bedeutsame Fidel, der auf dem ersten Bilde auf Rosen ruhte, auf dem zweiten den zornigen Führer zurückhielt, schien hier demüthigen Schrittes dem Siegeswagen zu folgen. Ida faßte es nur flüchtig ins Auge, warf es dann geringschätzend zur Seite und sagte, ohne den, es jetzt auffassenden Hugo anzusehen: „Wahrhaftig! der Oheim misbraucht sein Vorrecht eines gutmüthigen Murrkopfs." Hugo hatte das Bild mit gerunzelter Stirne betrachtet und blieb nun hocherröthend, in Gedanken versunken damit stehen. Ida fuhr fort, singend, doch nicht ohne heimliche Verlegenheit, die Blumen in eine Vase zu ordnen, bis nach einer Weile Hugo, heftig auf- und abschreitend, dem Bedienten nach seinem Hut rief. Du gehst doch nicht aus? fragte Ida nachlässig, ohne ihre Beschäftigung zu unterbrechen. — Doch! ich gehe mit meinem Kameraden zum Frühstück. — Wie? doch nicht wieder im Gasthof? — Vielleicht. Vielleicht auch ins Freie. — O Hugo! nur kein Gelag! — Nein Ida; aber einen freien Moment... Die junge Frau wendete sich mit den Blumen in der Hand befremdet und beleidigt um. Wie? rief sie, unser häusliches Beisammensein.... Es schien, als hätte sich schnell ein Gährungsstoff in Hugo's Herzen entwickelt; denn ohne sie aussprechen zu lassen, legte er mit zitternder Hand das gezeichnete Blatt vor sie hin und eilte aus dem Hause.

Abgestreift war nun der Blütenstaub von dem Kranze der Liebe; einzelne Windstöße von Mismuth, schnell schwellende Bäche von Thränen rissen die entfärbten Blumen mit sich fort. Vater und Mutter, vom Oheim dringend gebeten, enthielten sich nur mit mühseliger Selbstüberwindung, Bitten und Klagen zu versuchen; Ehrenfried selbst, ohne sich je in die wechselnden Launen des Ehepaars zu mischen, wußte sein Gespräch, sein ganzes Benehmen also einzurichten, daß es aller Verblendung der Leidenschaft bedurfte, um nicht in seinem Umgang Weisheit, in seinem Beispiel Milde zu lernen. Herzlich mit der Nichte, voll männlicher Theilnahme gegen den Neffen, wußte er oft die gespannten Gemüther bis zum freundlichen Beisammensein zu beschwichtigen. Das Ende von Hugo's Urlaub kam herbei; er hatte zuweilen der Nothwendigkeit, an die Abreise zu denken, erwähnt, aber ängstliche Blicke der Mutter, helle Thränen der Gattin waren die einzige Antwort. Endlich ersuchte er im engern Familienkreise Ida, den Tag zu bestimmen, an welchem er sie in ihre künftige Heimath dürfe einführen. Sie brach in einen Thränenstrom aus und bat ihn mit Schluchzen, allein abzureisen und ihr noch einige Wochen zu erlauben, in denen es ihr vielleicht gelingen würde, sich in ihre neue Lage zu finden. Vater und Mutter verstummten; Hugo ward blaß, machte eine Verbeugung und verließ wankend das Zimmer. Nun blieben die Eltern ihres dem Oheim gethanen Versprechens nicht länger eingedenk, sie begannen mit Fragen und endigten mit Vorwürfen, wobei die peinlich gequälte Ida die Fragen mit Thränen, die Vorwürfe mit zunehmendem Stolze

beantwortete. Nichte, rief endlich der Oheim, der bis dahin im Stillschweigen verharrt hatte, da hast Du das Bild Deiner Ehe, wenn Du so fortfährst, aber in dem Falle male daneben Deiner Eltern und mein Grab. — Heftig warf er ihr ein Blatt hin, das ihn seit einigen Minuten beschäftigt hatte, und trat in sichtbarer Gemüthsbewegung auf den offenen Balkon. Ida heftete einen kalten, trotzigen Blick auf die Zeichnung — doch plötzlich, wie von Geisterhand berührt, mit beiden Händen das Angesicht verbergend, blieb sie eine Weile lang stehen, sah dann wieder scheu, als fürchte sie ein Gespenst zu erblicken, auf das Blatt hin, schien weder die Worte der Eltern noch ihr Verstummen zu bemerken und ging endlich, das Blatt zurücklassend, langsam aus dem Zimmer. Die Mutter stand auf, ihr zu folgen. Laßt die beiden Leute allein, sagte der Oheim und hielt sie zurück, jetzt muß sich ihre Zukunft entscheiden. Klagend widerstrebte die Mutter: Sie haben Kleinigkeiten einen ernsten Namen gegeben; ohne Sie hätte man der jungen Eheleute Schwachheiten verhehlt oder nicht bemerkt. — Schwester, rief Ehrenfried entrüstet, ich habe in die unverständigen Herzen geleuchtet, damit es darin Tag wurde, indeß sie auf dem Wege waren, ein Pharisäergrab drein zu bauen, das voll gewesen wäre von Moder und Graus. Bruder, Du bleibst immer ein Phantast, kam der Vater ziemlich schüchtern hinterdrein, und hast die jungen Leute auch zu Phantasten gemacht. — Eine lange Stunde schlich ängstlich vorbei; Ehrenfried hätte selbst gern der dringend bittenden Mutter erlaubt, nach dem Ehepaar zu sehen, denn sein Herz war

viel weicher wie sein Kopf; da öffnete sich unerwartet die Thür, und Arm in Arm traten sie herein und nahten sich den verehrten Verwandten. Oheim, sprach Ida mit noch perlenden Thränen, Sie haben mich hart, doch rettend gemahnt. Der Wagen soll nicht zertrümmern, die Treue nicht zerschmettern . . und dabei schlang sie schluchzend ihre Arme um den feststehenden, ernst blikkenden Gatten. — Oheim, Sie haben als ein kühner Arzt das Übel behandelt, sagte halb vorwerfend dieser. So thut man nur einer festen Natur, erwiederte Ehrenfried und reichte dem jungen Manne herzlich die Hand. Und die Natur hat gesiegt, lispelte liebkosend das erröthende Weibchen, morgen führt mich mein Hugo in sein Haus.

Nach länger als einem Jahre besuchte Ehrenfried das junge Ehepaar an seinem Wohnort. Liebe und gegenseitiges Vertrauen glänzte ihm aus ihren Blicken entgegen. Freudeselig führte Hugo den verehrten Verwandten an die Wiege seines Sohns, und mit glänzenden Augen zeigte Ida auf ein schönes darüberhängendes Gemälde, das eine ausgearbeitete Kopie des kleinen Bildes vorstellte, welches den schicksalsvollen Bilderkreis ihrer ersten Ehestandswochen an ihrem Hochzeitstage eröffnet hatte. Lieber Oheim, sprach sie und küßte kindlich seine Hand, dieses Bild ward das Bild unsers Lebens, die andern drei hebe ich auf, und schenkt mir der Himmel ein Mädchen, so werden sie einst, wenn sie Braut wird, der Text meiner mütterlichen Lehren.

# V.

# Die ungleiche Heirath.

St. Amand, ein Schweizerofficier in französischen Diensten, der mit Auszeichnung gedient hatte, kam sehr spät in sein Vaterland zurück. Es war in den letzten Jahren vor der Revolution; der Grad eines Marechal de Camp, ein Ludwigskreuz, ein durch unerwartete Erbschaften sehr vergrößertes Vermögen verschafften ihm allgemeine Achtung und auch die Hand eines sehr jungen, schönen, reichen Mädchens aus der Hauptstadt des kleinen Ländchens, dessen Bürger er war. Melanie war in einem herrnhuter Institut erzogen; Reinheit der Sitten, Herzlichkeit, heitre Frömmigkeit, weibliche Thätigkeit sind die Vorzüge dieser Anstalt; allein der Verstand wird dort nur soweit ausgebildet, wie das Herz ihn führt; die Wissenschaft wird nach der Form des Katechismus behandelt und muß sich unter die mosaische Schöpfungsgeschichte beugen. Ein Mädchen, das dieses fromme, wohlthätige Haus verlassend bei einem fest umschränkten Lebenswege beharrt, wird glücklich und beglückend sein; doch dringen außerordentliche Schicksale sich ihr auf, so ist zu besorgen, daß ihr Verstand dem Irrthum erliege. Melanie nahm St. Amand's Hand ohne Widerstreben an; diese Ehe hatte alle Vortheile

einer glänzenden Lage, ihr Gemahl ersparte ihr alle Mühen, verschaffte ihr alle Freuden, sie bewegte sich viele Jahre bei stiller Pflichterfüllung in dem angewiesenen, von allen Übeln fernen Lebenskreis fort, den nicht einmal der Sturm der Zeit in ihrem glücklichen Lande unterbrechen konnte. Ein solches Schicksal wirkt sonderbar auf den intellectuellen Menschen — er überspringt die ganze Zeit der Lebensfülle — die Jugend knüpft sich an das Alter, die Entwickelung, die Reife wird übergangen, wie Pflanzen in der reichsten Knospenfülle stille stehen, die Blätter wachsen fort, die Blüte vertrocknet und im Herbst stirbt die Pflanze ab, ohne Blumen und Samen entwickelt zu haben. Melanie hatte ihre Gespielinnen geliebt, ihre Eltern, Verwandte, sie liebte ihren Mann, der sie, dreimal älter wie sie, mit Recht wie ein liebenswürdiges Kind behandelte; die einfache Landessitte, der gewohnte Familienkreis, welche Schlechtigkeit, ja bloße Leichtfertigkeit von ihr abhielten, ersparten ihr jede Gefahr, jeden Kampf. — Sie lernte nie Leidenschaft kennen, und was ihr einige nüchterne Romane von ihr sagten, ward mit tausend und eine Nacht in eine Klasse der Lecture gesetzt. Die Heloise war ihr schon von ihrem Religionslehrer verboten worden, und Frau von Stael's Delphine, die ihr später in die Hände fiel, hörte sie so streng beurtheilen, daß sie das Herzklopfen, was ihr Leon's Leidenschaft erregte, für eine Wirkung der Verwerflichkeit dieses Buchs hielt und sich recht eifrig bemühte, es für gefährlich anzuerkennen. So blieb nun die Blüte ihres Herzens unentfaltet, und mit freundlichen Gefühlen, in einem Kreise

leichter, gernerfüllter Pflichten, einförmigen Wohllebens und genußloser Ruhe, hatte sie ihr dreißigstes Jahr erreicht. Sie hatte nie daran gezweifelt, daß der Zorn, welchen der Marechal de Camp täglich oder mehrmals die Woche aus der Lesegesellschaft in der Stadt auf ihr herrliches Landgut am Bergabhange des Seeufers zurückbrachte, von den „abscheulichen Franzosen" reichlich verdient sei; sie fürchtete sich vor den Republikanern; sie verehrte die Preußen; sie gab endlich dem französischen Helden ein Fest, wie er die Herrschaft über ihr Vaterland erhielt, und St. Amand selbst beruhigte sich über diesen Schicksalswechsel; denn das Verdienst, Fürst seines Ländchens zu sein, schien ihm und allen seinen Landsleuten so groß, daß sie Dem ihren Beifall nicht versagen konnten, den die Gottheit so ausgezeichnet begünstigt hatte.

In dieser Zeit erhielt der Marechal einen Brief von einem alten Kriegskameraden aus dem südlichen Frankreich, der, viel älter als er, auch früher die militairische Laufbahn verlassen hatte und nun einen neunzehnjährigen Sohn durch keine List weiter der Conscription zu entziehen vermochte. Bei der schlanken Gestalt des zarten Jünglings gelang es dem Vater, falsche Zeugnisse der Ärzte über den gefährlichen Zustand seiner Lunge zu erhalten, und auf diese gestützt, nahm er St. Amand's Vorschlag, ihn eine Zeit lang außer Landes und in sein Haus zu senden, mit Vergnügen an; denn Camille hatte mehrere Geschwister, er mußte auf sein Fortkommen denken und durfte wegen seiner vorgeblichen Lungenschwäche jetzt in seiner Provinz nicht kräftig

um anderweitige Anstellung eindringen. Der junge Biscayer ward von dem Waffengefährten seines Vaters mit aller Gastlichkeit und Treue aufgenommen, er behandelte ihn wie einen Sohn, er entwarf Pläne für seine Zukunft, sah sie schon im Geiste gelungen, als den wackern Alten eine Erkältung wenige Wochen nach Camille's Ankunft in Vauveron, St. Amand's Landgut, ins Grab legte. Er empfahl seinen jungen Gast seinen Freunden, bestellte, daß er in seinem Hause bleiben sollte, bis er eine Versorgung in einem Handelshause gefunden, zu welcher er die besten Einleitungen gemacht hatte, und bat ihn, „seine schöne Mama," wie er, auch im Tode noch galant, Melanie nannte, als ein freundlicher Sohn zu trösten und zu unterstützen.

Melanie war nun dreißig Jahr alt, Besitzerin eines sehr großen Vermögens und brachte ihre Trauerzeit in der Gesellschaft einer alten Schwägerin, die sie seit ihrer Heirath nie verlassen hatte, und Camille's zu. Camille, am Ufer des Adour geboren, hatte lauter gesunde, innige Gefühle, zu einer glühenden Phantasie gesellt, welche am Meeresufer, in den romantischen Thälern des Bigorre durch Landleben und unbestimmten Zeitgebrauch erhöht ward. Er hatte fast gar keine Kenntnisse, aber heiße Wißbegierde, Bewunderung des Großen, Streben nach Thun und Wirken, ohne eine klare Ansicht seiner Kräfte und des Ziels, zu dessen Erreichung sie ihm nutzen konnten. Er sehnte sich nach Krieg und Schlachtgewühl, deshalb hatte er sich zu seines Vaters Verzweiflung Napoleon zu seinem Helden gewählt und verwünschte die Kunstgriffe seiner El-

tern, ihn dem Kriegsdienste zu entziehen; allein bis jetzt war alle Lebhaftigkeit seiner Gefühle in der Liebe zu seinen Eltern vereinigt gewesen, daher war er des kindlichen Gehorsams viel zu gewohnt, als daß er hätte auf Widerspenstigkeit denken sollen. Ein so neuer, die Entfaltung aller Kräfte noch erwartender Jüngling fand sich nun täglich neben einer sehr liebenswürdigen, weit unter ihren Jahren jugendlich erhaltnen trauernden Frau. Der Winter brach ein, ihr Trauerjahr sollte auf dem Lande verlebt werden, und es war um so leichter, da mehrere Familien von Gutsbesitzern Vauveron auch in der rauhsten Jahreszeit nicht verließen. Melanie's Lebensweise war durch des Marechals Tod wenig geändert; der Morgen versammelte die Familie zum Frühstück, wo Camille „der schönen Mama" den Theetopf aufgoß, Fräulein Rosette, die alte Schwägerin, von ihren Träumen erzählen ließ, den Vögeln Futter gab und Guitarre spielte. Oft kam ein Nachbar, der in die Stadt zum Mittagsessen ging, vorbei und bat um Aufträge; zuweilen wollte wol Camille mitgehen, dann rief Melanie so besorgt: „Sie kennen unsere Schneeluft nicht! ein so langer Fußweg bei einer schwachen Brust" — der Nachbar stimmte bei, wenn es seiner Denkart nach ein unendliches Glück war, daß diese schwache Brust von Napoleons Heerdienste befreit hatte, oder er neckte galant die schöne Frau, die einen Damoiseau aus dem jungen Menschen machen wollte. Im ersten Falle machte Camille sich ein Verdienst daraus, der schönen Mama zu gehorchen; im zweiten sprang er, seinen Hut zu holen, und der Sohn des Südens

ging leichtfüßig neben dem Jurabewohner her und kam Abends dann so erfroren zurück, daß Melanie's freundliches Schmählen bei seinem Anblick der sorgsamsten Pflege, der herzlichsten Bemühung Platz machte. Wenn dann der junge Mensch am Kamin saß, der Theekessel rauchte, seine Lippen endlich wieder Bewegung, seine Hände Wärme fanden, dann hielt er freilich Melaniens Hand länger zwischen den seinen, als es nöthig war, um sie von ihrer rückkehrenden Biegsamkeit zu überzeugen, dann legte er wol seine Wange darauf, die, von dem Nordwinde gepeitscht, nun ihre ausbrechende Glut auf den sanften Händen kühlte. Blieb man bei stürmischem Wetter zu Hause, so schrieb Camille Verse ab oder trug Rechnungen ein; man machte ein bischen Musik, Camille erzählte von seinem milden Lande und den Tänzen der Mädchen und Kampfübungen der Jünglinge und ahmte die Stellungen nach, mit glänzendem Blick und anmuthiger Geberde durch das Zimmer springend und mit der weichen, in halben Tönen gehaltenen Stimme seiner Jugend und seines Landes dies frohe Leben beschreibend.

„An Herrn von Anillac ist ein Schauspieler verloren," schmunzelte Fräulein von St. Amand, indem sie nach langer Pause ihre seidne Fleckchenschachtel wieder an sich zog, die sie, die Tabaksdose in der Hand, über Camille's Action vergessen hatte. „Ein Schauspieler ist an ihm verloren!" wiederholte sie und zog eins bei eins die Fäden aus dem Fleckchen, die zu einem warmen Gespinnst für den nächsten Winter bestimmt waren. Melanie sah mit ihr bisher ganz frem-

den und jetzt noch unverständlichen Empfindungen dem anmuthigen Jünglinge zu. Unbewußt des ahnungsvollen Zwischensatzes im Innern ihrer Seele, fügte sie mit Herzklopfen Racine's unpassende Worte in ihrem Gedächtnisse zusammen:

Wann wird mein Aug' auf der bestaubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen — — —

die ihr der Marechal unter den andern Classikern seiner Nation oft schlecht genug vorgelesen hatte. An andern Abenden war Camille ein klangreicher Troubadour. Die Guitarre am Halse hängend, schenkte er das Theewasser ein; mit der Guitarre begleitend, beantwortete er alle Fragen; mit einem Marsch auf der Guitarre begab er sich auf sein Zimmer. Machte er Fräulein von St. Amand ungeduldig, so bot ihr Melanie eine Partie Piket an, und dann setzte sich Camille schmollend in einen Winkel, spielte die rührendsten Weisen, sang die sehnsuchtsvollsten biscayischen Liedchen, und wenn es Schlafenszeit war, sagte er Melanie in seiner Landessprache einen Abschied — „wie ich meiner Mutter sagen würde, wenn sie schön wäre und blühend wie meine schöne Mama!" — und während er diese Schmeichelei aussprach, ging sein schmerzvoller Blick durch die innigste Zärtlichkeit zu einem halb muthwilligen Feuer über, mit dem er nicht Melanien, sondern die alte Schwägerin um einen Versöhnungskuß bat.

Doch nicht diese einsamen Abende, nicht die heitern Reihentänze mit den einfachen Nachbarn des Gutes nach der Guitarre oder dem Klavier hätten vielleicht

je eine Veränderung in dem Verhältniß dieser beiden Menschen hervorgebracht. Ein Ungefähr stellte sie in schärfern Gegensatz gegeneinander. Eines Abends bei starker Kälte und hellem Mondschein ging die Familie St. Amand nach einem ganz nahen Dorfe, wo man bei dem Geistlichen ein sehr ländliches, freundschaftliches Fest feierte. Die Nüsse zum Ölpressen wurden aufgebrochen, die Nachbarn kamen Einer zu dem Andern der Reihe nach, um die Arbeit schneller zu beenden. An einem großen Tische saßen oben die Herrschaften, unten die Mägde; ein Paar Knechte schlugen die Nüsse auf einem Holzklotze auf, und die Übrigen reinigten sie von den Schalen. Ein Paar große Äpfelkuchen wurden zwischen Herren und Dienern vertheilt, und Kräuterwein brauste in den Gläsern. Der Hammer der Knechte schlug den Takt zu manchem Gesange, man erzählte manche Geschichte; der freundliche Geistliche, besorgt, daß die Gespräche der Herrschaften dem Gesinde verkehrte Begriffe möchten beibringen, erklärte den Hochaufhorchenden das Gesagte und fügte eine Nutzanwendung hinzu, welche auch die Herrschaften nicht ohne Frommen vernehmen konnten.

So war der Abend fröhlich vergangen; allein wie es zum Fortgehen kam, fand der Pfarrer, daß die Luft für Fräulein von St. Amand zu kalt sei; er bot ihr ein Bett an und band dem Schulmeister von Vauveron, welcher auch Nüsse aufgeklopft hatte, fest ein, Frau von St. Amand bis an ihr Haus zu begleiten. Camille bot Melanien seinen Arm; sie bemerkte, daß er vor Kälte zitterte und sprach besorgt: Camille, wie kann

man aber seiner Freunde Sorge so trotzen? So ein Röckchen mag bei ihrer wärmlichen Seeluft ausreichen, nicht hier. — Was könnte mir denn die wärmlichen Lüfte meiner Heimath ersetzen als solche Vorwürfe? da brächte ich mich ja um mein Glück, wenn ich sie nicht verdiente, antwortete er scherzend, und man machte sich auf den Weg. So kamen sie bis zum Eingange des Dorfes, dessen erstes Haus des Schulmeisters war; hier beredete Melanie den guten Alten zu bleiben, indem sie nur durchs Dorf zu gehen brauchten, um zu Hause zu sein. Während der kurzen Verhandlung fiel es Melanien auf, daß Camille sehr schweigend war; sie fragte ihn, wie es ihm ginge, und er antwortete lachend: „die Kälte betäubt mich." Darüber besorgt, schlug sie ihm vor, einen kürzern Weg rechts vom Dorfe durch die Weinberge zu nehmen, und zog ihn schnell, um ihn von seiner Betäubung zu befreien, schäkernd mit sich fort. Camille bemühte sich, die Wirkung der Kälte abzuschütteln, er zwang sich zur Eile; Beide, durch ihre Empfindung zerstreut, verfehlten den rechten Weg unter den vielen Terrassen, und plötzlich befanden sie sich auf schmalen Mauerwegen, vor welchen die Abhänge, vom zusammengewehten Schnee unkenntlich, das Niedersteigen unmöglich machten. Melanie blieb stehen, um sich zu orientiren; nach ängstlichem Umherschauen sah sie sich nach Camille um und fand ihn am Abhange sitzend, das Gesicht in die Hände gelegt. — Mitleid mit dem armen Unvorsichtigen, der dem Tode entgegenschlummerte, Angst um seine Gefahr, Angst um das Auffallende ihrer Lage, so spät, so nahe ihrem Wohnhause, mit

einem jungen Mann allein, verirrt, Hülfe rufend um sich zu finden, bestürmten sie, indeß sie Camille's Hände von seinem Gesichte fortzog, um ihn zu erwecken. Er sah sie einen Augenblick schlaftrunken an, stammelte den Namen Melanie! bei dem er sie nie genannt hatte, in dem süßesten Tone und sank schlummernd auf die Seite in den Schnee. Frau von St. Amand's Angst stieg aufs Höchste — sie faßte den Jüngling in ihre Arme, sie rief ihn, sie rieb seine Schläfe, sie zog ihren Mantel ab und bedeckte ihn damit und fühlte mit Todesschrekken, daß die weiche Seide sich um steife Glieder legte; sie fühlte mit Schauder, daß ihre Thränen auf seiner Wange als Eistropfen hafteten. — Wahrscheinlich hatte sie während dieser Bemühung um Hülfe gerufen, denn plötzlich traf ein Ton aus der Tiefe, wo die Terrasse nur durch einen schmalen Weg von dem Schlosse geschieden war, ihr Ohr. Jetzt rief sie mit Bewußtsein aus allen Kräften ihrer von Angst gelähmten Brust, und bald sah sie auf der Schneefläche der Nebenabhänge ein Paar dunkle Punkte, die jetzt verschwanden, dann ihr zuriefen, dann wieder zum Vorschein kamen und endlich unter ihr auf der von Schneeflug verschütteten Terrasse erschienen. Sie erkannte des Schulmeisters Stimme und die des Pfarrers von Vauveron. Kaum war Ersterer in sein Haus getreten, so rief ihn eine Botschaft vom Pfarrer auf, ihn zu einem Kranken zu begleiten, der den Trost der Kirche verlange; ihr Weg führte sie hart an den Fuß der Weinberge zu den letzten Häusern des Dorfs, und hier trug glücklicherweise die Luft die Klagetöne Melaniens an ihr Ohr. Mit

Entsetzen erkannte der Schulmeister Frau von St. Amand, die ihn vor einer halben Stunde vor seiner Hausthüre verlassen, und hörte die Gefahr des allgemein geliebten Biscayers. Eilig suchte er den Schneeabhang hinaufzuklettern, aber mit jedem Schritte sank er bis an den Gürtel hinein, und der gelockerte Schnee fiel, ihn zu bedecken drohend, auf ihn zurück. Melanie lag mit ihrer zarten Brust über Camille's erstarrter Gestalt, und so oft das Krachen der Schneekruste und der Zuruf des Pfarrers sie von den Hindernissen der Herbeieilenden belehrte, stand ihr das Herz still. Doch so gänzlich sie mit Camille's Gefahr beschäftigt war, so wenig war doch ihr Geist befangen. Plötzlich rief sie: „dort, dort wo der Helleborus steht, ist die Staffel! — man sieht es an dem wellenförmigen Abhange, an der Vertiefung im Schnee, wo das Geländer kaum sichtbar hervorragt." — Und wirklich hatte sie den Platz entdeckt; hier fanden die Männer festen Boden und stiegen heran. Bald hatten sie den Unglücklichen ergriffen und ließen ihn sanft den Schneeabhang hinabgleiten, bis sie auf die sichtbaren Stege des Rebengeländers kamen, von wo sie schnell in Frau von St. Amand's Wohnung hinabgelangten. Bis dahin war Melanie mit Vogelleichtigkeit gekommen. Ihre Seele war sich des Körpers nicht bewußt, der Kälte nicht, des vielfältigen Ausrutschens auf den glatten Terrassen nicht — sie sah nur Camille's unbewegliches Gesicht und die fürchterliche Stellung, in welcher er beharrte, weil alle seine Glieder erstarrt waren. Allein wie er jetzt in ihrem Zimmer niedergelegt war und sie die Anstalten erblickte, ihn zum Leben

zurückzubringen, verlor sie ihr Bewußtsein und konnte sich, was darauf folgte, nie wieder besinnen, obgleich sie, dem Anscheine nach ihrer Sinne mächtig, sich unter den hülfeleistenden Menschen bewegte. Die Bemühungen des wackern Geistlichen, der sich in der seinem Stande so nöthigen Krankenpflege sehr nützliche Kenntnisse erworben hatte, riefen Camille ins Leben zurück; aber er entwickelte zugleich eine Brustentzündung, die dieses ebenso todesgefährlich bedrohte wie sein Schlaf auf dem Schneehügel. Es ward ihm schon nach vierundzwanzig Stunden ein Aderlaß verordnet. Bei dem Anblick seines Blutes — ein Schauspiel, das Melanie immer die Schwäche hatte zu scheuen — that diese einen Schrei und ward ohnmächtig. Erst bei ihrem Erwachen war ihr seit Camille's Gefahr aufgehobnes Bewußtsein zurückgekehrt, und sie fragte voll Entsetzen nach seinem Schicksal. Der Arzt, welcher das Haus nicht verlassen hatte, merkte an ihren Fragen zu seinem Erstaunen, daß diese Frau, die er zwar nicht viel hatte sprechen hören, die aber Hülfreichungen that, die jede Bewegung um sie her mit Zartgefühl verstand und beobachtete, eigentlich geistesabwesend gewesen war; er berichtete, wie Camille, vom Scheintode gerettet, nun aber an einer Brustentzündung leide, die viel Gefahr drohe; und noch sprach der Arzt, als eine wiederholte Botschaft ihn abrief. Melanie erhob sich von ihrem Ruhebett, als des Arztes Bitte, sich zu pflegen, durch den Zusatz entkräftet ward: ich will den Kranken beruhigen. — Nun erfuhr Frau von St. Amand, daß ihre Abwesenheit von Camille mit Ungeduld ertragen würde. Nichts konnte sie

weiter vermögen, des Arztes Foderung: für sich selbst zu sorgen, zu entsprechen; sie eilte an das Lager des Kranken, der in ängstlicher Unruhe die Hände nach ihr ausstreckte und sie bat, seine letzte Stunde zu segnen und seiner Mutter zu schreiben, wie glücklich er gewesen sei, wie er bei ihr die schönste Zeit seines Daseins genossen habe. Tief erschüttert beschwor ihn Melanie um Ruhe; was Worte nicht erhielten, mußten die zärtlichsten Liebkosungen bewirken; denn nur so lange der Kranke ihre Hand, die sie, ihm Stillschweigen aufzudringen, auf seinen Mund gelegt hatte, mit brennenden Händen an seine fieberheißen Lippen drückte, nur so lange schwieg er; nur wenn sie vor ihm stand und in seine erhitzten Augen sah, lag er ruhig. Die Gefahr ward dringender, und gegen den Morgen foderte der Arzt einen neuen Aderlaß, als das letzte Mittel, der Zerstörung zu wehren. Melanie kündigte ihn dem Kranken an. Eigensinnig verweigerte er ihn; er wolle nicht erschöpft, er wolle so glühend sterben, „so mit dieser geliebten Hand an dem Flammenabgrund meiner brennenden Stirn,“ sagte er und legte Melanie's Hand an seinen Kopf. — Camille, ich möchte mein Leben für Sie geben, und Sie schlagen mir einige Tropfen Ihres Blutes ab! bat die Geängstigte. — Wild richtete sich der Jüngling auf. — O Du wagtest ja Dein Leben! Du hast mich ja mit Deinen Flügeln gedeckt, Du hast mich ja mit Deinem warmen Athem belebt, wie der Gletscher Sturz mich bedeckte! rief Camille außer sich und schloß die über ihn gebeugte Frau in seine Arme. — Da nimm mein Blut, mein Leben! fuhr er fort und

riß den Verband von seiner Ader. — Das rettete ihn; die Entzündung ließ nach, und bald lag der Kranke todtschwach, aber außer Gefahr, auf seinem freundlich umgebenen Lager.

Das ganze Dorf, alle Nachbarn theilten die Freude seiner Genesung; Fräulein von St. Amand schickte allen Armen am nächsten Sonntage Mittel zu einem kräftigen Mahle; das Gesinde wurde ebenso bedacht; der Pfarrer dankte dem Arzt für seine Cur, als sei die Hauptperson im Dorfe gerettet; der Schulmeister erzählte seiner Schuljugend, daß Herr Camille wieder leben bliebe, und beschrieb die Freude seiner Eltern an dem wiedergeschenkten Sohne. Anmuth, Jugend, Liebenswürdigkeit haben eine unwiderstehliche Kraft allenthalben, am meisten auf einfache Menschen. Der Biscayer war der Liebling der Gegend, die Alten verzogen ihn, die Jüngern gaben ihm nach, die Kinder wetteiferten, ihm Freude zu machen. Niemand berechnete, ob er Verdienste hatte, Niemand fragte, was er wüßte, was er könnte. Man sah ihn, er that den Augen wohl. Der Eine erzählte, wie er auf der Trift sich auf ein unberitten Füllen geschwungen und, die Mähnen ergreifend, es auf dem Platze getummelt; der Andre hatte ihn bei der Weinlese eine Bütte auf den Rücken nehmen sehen und beschrieb, wie er sie in das Traubenfaß geschüttet; ein Dritter sah ihn, wie er, neben einem Waldfeuer liegend, eine Krähe von dem Tannenwipfel schoß — und eine junge Mutter versicherte, am lieblichsten sähe er aus, wenn er ihren Marcel auf die Schultern setze und auf dem Grasplatze umherlaufe.

Bei Allen sprach sich die magische Gewalt der natürlichen Schönheit auf natürliche Menschen aus. Ach! dieser Gewalt war Melanie auch unterlegen, und der noch gewaltigern einer kindischen Leidenschaft, die, schon lange in Camille's Busen glimmend, jetzt mit kranker Heftigkeit und aller noch ungeregelten Kraft seines Charakters ausbrach. Die Umstände thaten diesem unnatürlichen Verhältniß allen Vorschub. Die einfachen Menschen, welche sich um Frau von St. Amand und ihren Genesenden versammelten, beschäftigten sich anfangs unbefangen mit der rührenden Geschichte. Sie ließen sich wiederholt von dem Schulmeister erzählen, wie sie bei dem Nußklopfen so vergnügt gewesen, wie Camille ihm, dem Schulmeister, beim Weggehen noch die Hand gedrückt, und er wohl gefühlt hätte, daß die seine von Kälte erstarrt sei, und dann Melaniens Angst, und wie sie ihren Mantel um den Erstarrten gehüllt, und wie sie, mit ihrer Brust ihn bedeckend, den letzten Lebensfunken aufzuhalten bemüht gewesen war, und wie sie gebetet hätte: „O mein Gott, schenke ihm mein armes Leben, das doch wie die Blume im Felsenthale verblühen muß!" Und das erregte ein so lebendiges Mitglied und bildete ein so liebenswürdiges Gemälde, daß es der Gegenstand aller Gesellschaftsgespräche in allen Landhäusern längs des Sees ward. Fräulein von St. Amand's Almosenspenden bei Camille's Genesung, Melaniens heimliche Wohlthaten machten Camille's Namen zu dem Feierabendsgeschwätz der arbeitenden Klasse in dem Umkreise von Vauveron sowie zu den stillen Gebeten seiner getrösteten Armen. In alles dieses mischte sich die

Verleumdung und Klatscherei auf keine Weise. Es war eine Art Vergaffung; und so ist's schwer zu sagen, wer den Gedanken zuerst gehabt hat, wer ihn zuerst aussprach, daß der zwanzigjährige Camille der zweite Gatte der dreißigjährigen Witwe des Marechal de Camp, Honoré von St. Amand, sein werde. In einem andern Lande, unter verdorbenen Menschen hätte man gesagt, daß ein Liebesverständniß zwischen ihnen bestünde, aber dazu war man in Vauveron zu sittlich, das dachte man nicht, weil man Melanie und ihren jungen Freund ehrte und liebte. So setzte sich der Begriff ihrer ehelichen Verbindung fest, und so wob sich ohne Absicht und Verabredung das Schicksal dieses ungleichen Paars.

Melanie pflegte ihren Kranken in der Einfachheit ihres Herzens — der Winter schloß ihn lange ins Zimmer ein, nachdem seine Genesung schon vollendet war; denn der Arzt hielt die Schneeluft für höchst gefährlich für die verletzt gewesene Lunge. Das Bedürfniß der Beschäftigung bewog Camille, in alle Details von Frau von St. Amand's Landhaushalt einzugehen; er ließ sich den grobangelegten Riß des Gutes geben, maß, rechnete, verfertigte einen neuen, höchst sauber gezeichneten Plan des ganzen Besitzthums, sah die Einkommen- und Ausgabetabellen durch und entwickelte ein Rechnungs- und Anschlagstalent, das Melaniens Geschäftsmann bewunderte. Eine Arbeit der Männer, die in ein weibliches Interesse einschlägt, das, von ihrer Theilnahme unterstützt, in ihrer Gegenwart getrieben werden kann, ist ein so sicheres Mittel, auch gleichgültige Gemüther zu verbinden, daß es als Cäment erkalteter Ehen, ja

als Annäherungsprozeß zwischen beabsichtigten Verbindungen benutzt werden sollte. Zwischen Camille und Melanie spann es Faden um Faden zu einem Gewebe, in dem sie sich am Ende des Winters gefesselt fanden, ohne daß der Jüngling dessen Geltung bedachte, ohne daß die liebenswürdige Witwe sie denken durfte. Camille hatte seinen Einfluß über das ganze Haus erstreckt; die alte Schwägerin hielt er mit spielender Liebkosung unter der strengsten Herrschaft. Eins ums Andre, wie der ehrerbietigste Sohn und der übermüthigste Knabe brachte er sie oft um alle Geduld; dann beschuldigte sie Melanie, ihn zu verziehen; und ein anderes Mal klagte sie bitter ihre Schwägerin der Sprödigkeit und Pedanterei an, mit der sie dem armen Knaben seine frohe Laune verkümmerte. Gegen Melanie zeigte er noch verschiedenere Gestalten, jede unwillkürlich ihn befallend, durch die zartesten Anregungen herbeigeführt; aber weil seine Vernunft ganz ungeübt war zu unterscheiden und zu forschen, so behandelte er jede solche Laune wie eine Leidenschaft, empfand sie also, und sie wirkte also auf Andre. Einem älteren Manne, ja einem Manne gleichen Alters würde Melanie, würde kein gebildetes Weib dergleichen Übermuth erlaubt haben; allein war dieser Jüngling schmollend, heftig, anspruchsvoll, so entschuldigte ihn das bestochne Herz mit der südlichen Kindlichkeit seiner Natur, die von keiner Zucht wisse, und verbarg vor Andern, was sie von ihm Schmerzliches erlitt; war er finster, schwermüthig, fühlte er sich fremd, kränkelnd, stützelos, so tröstete man ihn, zeigte ihm, wie er hie und da Aussichten habe, oder

ließ sich auch wol hinreißen zu bemerken, daß er nie verlassen sei, so lange Melanie noch lebe. Ein Blick von Camille, und beide gute Frauen verstummten, beide durften nicht mehr sprechen.

Endlich kam das Frühjahr und mit ihm die Nachricht von dem Tode von Camille's Vater und die Ankündigung einer neuen Ziehung zum Kriegsdienst, der sich zu entziehen dem jungen Menschen nun des Vaters Thätigkeit und Einfluß nicht länger behülflich sein konnte. Ein allgemeiner Jammer erhob sich in der kleinen Welt von Vauveron. Napoleon war ein Tyrann — das war bekannt, aber er ward ein Wüthrich, weil Camille mit Millionen Ein Schicksal theilen sollte. Der Jüngling behauptete mit kalter Heftigkeit, daß er seinem Vater zu Liebe der Conscription entwichen sei, daß ihn nach Krieg gelüste, daß sein Leben keinen Werth habe. Die guten Landjunker von Vauveron bewunderten seinen Heldenmuth und wünschten nur, daß er für eine bessere Sache fechten möchte; die Damen schauderten über das Schicksal des „liebenswürdigen Menschen." Der Pfarrer, der ihn in jener Schreckensnacht über den Schnee trug, sagte mit Salbung: „junger Mann, da Gott sich bemühte, Euch aus dem Rachen des Todes zu reißen, mußte er Euer Leben doch für etwas werth halten; und diese edle Dame ebenso, wie sie auf Gefahr des ihrigen es zu fristen suchte." Camille's Blick suchte Melanie, er fand ihr Auge von Thränen strömend, er sank einen Augenblick vor ihr auf die Knie und eilte dann aus dem Salon in den Wald, in die Berge, aus denen er erst im Abenddunkel zurückkam.

Eine ahnungsvolle Schüchternheit, ihr Ansehen bei Camille zu versuchen, hielt Melanie zurück, ihm Vorwürfe über seinen Mismuth und über sein unvorsichtiges Nachtschwärmen zu machen; ungern versprach sie ihrer guten Schwägerin, die für seine Gesundheit zitterte, Ernst gegen ihn zu gebrauchen. Der Tollkopf kam zurück, war weich wie ein Kind, heiter wie die Jugend, und man vermied den Gegenstand, der ihn strafbar gemacht hatte, um den Augenblick zu genießen. Am folgenden Tage begann der Unmuth, die Unart, die Schwäche von Neuem.

In dieser Zeit kaufte ein Neubereicherter ein benachbartes Gut und fand in den zum Kauf gehörigen und ihm ausgehändigten Papieren ein Document, dem zu Folge er einen höchst nachtheiligen Anspruch auf eine Quelle zur Bewässerung von Frau von St. Amand's Wiesen und einen Schaftrieb auf ihren Bergweiden machte. Der Geschäftsmann der schönen Witwe kam ganz verstört, ihr einen Prozeß zu verkündigen, der, wenn ihn ihr Gegner gewänne, ihre Wiesen zerstörte und einen großen Theil ihrer Baumplätze blosstellte. Es war spät am Abend, Melanie saß, Unruhe im Herzen, am Fenster, den Zug eines Frühlingswetters beobachtend, das Camille im Gebirge zu übereilen bedrohte. — Die Ankündigung einer Rechtssache, eines bedeutenden Verlustes war ihr gleichgültiger denn je; aber ihr wehes Herz bedurfte eines Gegenstandes des offenkundigen Schmerzes; sie ergriff den vorkommenden, sie weinte und klagte über die verlassene Lage der Witwe und weinte bitterer bei den sich kreuzenden Blitzen und strö-

menden Regen — als Camille singend ins Zimmer trat. Fräulein von St. Amand war's diesmal mehr um die Wiesenwässerung als um Camille's durchnäßten Rock zu thun; sie trat ihm mit der Erzählung der Sache entgegen, wobei der Geschäftsmann jedoch bald das Wort nahm und sie dem jungen Manne vortrug, wie einem Geschäftsverständigen, jedoch Anfänger, mit pedantischer Länge und Breite. Sonderbar ernsthaft hörte Camille zu, dann nahte er sich Melanie, welche in banger Erwartung ob der Laune des Übermüthigen schweigend im Dunkel des Fenstergewölbes saß. — Meine Freundin, sprach er mit seinem melodischen Tone, vielleicht hat meine Krankenbeschäftigung mir etwas genutzt — ich müßte mich sehr irren, oder ich hatte diesen Winter ein Papier in Händen, das des neuen Käufers Ansprüche entkräftet. Geben Sie mir den Schlüssel zum Archiv; lassen Sie mich suchen. — Der alte Zauber ergriff die vier Menschen — der launische Knabe war ein reifer Mann geworden, Melanie eine vernünftige Freundin. Er folgte ihrem ersten Wink sich trokken zu kleiden, ließ sich Wein und Brot ins Archiv bringen und fing, indeß der Geschäftsmann bei breitem Geschwätz weitläufig zu Abend aß, seine Durchsuchung an. Nach Tische wollte er ihm helfen, allein Camille schickte ihn freundlich zu Bett. Melanie ging in das gewölbte, abgelegne Zimmer, wo die Schriften aufbewahrt wurden, das in einem epheubewachsenen Thurme, der letzten Trümmer des ehemaligen Schlosses, lag, der in das regellose gegenwärtige Wohngebäude aufgenommen war. Sie stand neben ihm, er las eifrig fort.

„Sie wollen die Nacht fortarbeiten?“ — O wie gern! Melanie, wenn ich Ihnen nützlich würde! — Hier legte er einen Arm um ihre Hüften und drückte sie, wie sie vor ihm stand, an sich! — Melanie war unfähig zu sprechen, sie war regungslos. — Das war Liebe! Liebe hatte noch nie zu ihr gesprochen. Aber sie durfte sie nicht verstehen, sie mußte dieses Unziemende als in der Ordnung bestehend ansehen, um es anhören zu dürfen. Mit ersterbender Stimme sagte sie: Wem verdankte ich den Dienst lieber als Ihnen? — Camille hatte sie losgelassen, er war ans Fenster getreten und blickte nachdenkend hinaus. „Gute Nacht Camille!“ lispelte Melanie nach einer langen Stille in ängstlich-süßer Verwirrung. — O Melanie — sagte Camille, ohne sie anzusehen, träumend auf die Papiere und dann auf den nahen Bergabhang blickend — möchten diese Papiere hier alle vertilgt sein! Möchtest Du eine der Hütten bewohnen, wo dort im Gebirge noch spät die Armuth arbeitet. — — „Gute Nacht, Camille!“ rief Melanie von Schrecken ergriffen und eilte hinweg.

Am folgenden Morgen legte Camille dem Geschäftsmanne die deutlichsten Beweise dar, daß die Ansprüche des neuen Gutsnachbarn nicht nur ungegründet seien, sondern vielmehr eine spätere Erwerbung der Familie St. Amand ihm bewies, wie die Schuld für den Ankauf einer Durchfuhrberechtigung über ein St. Amand'sches Grundstück von den bisherigen Besitzern des neuangekauften Gutes nie bezahlt worden sei. Es kam darauf an, ein Paar Actenstücke in dem Gemeindearchiv zu finden, welche den von Camille aufgefundenen Pa-

pieren zur Bestätigung dienten, um alle Schwierigkeiten zu heben. Der Geschäftsmann rief Zeichen und Wunder über die Fähigkeit des jungen Herrn, schmunzelte und spann Phrasen, bei denen Melaniens Wangen glühten, Fräulein von St. Amand die Handmüffchen auf- und abzupfte, und Camille einen Blick siegenden Jugendstolzes auf seine schöne Freundin fallen ließ. Nach kurzem Nachsuchen kam der Geschäftsmann zurück, Frau von St. Amand's Sache war gesichert. Nach wackerer, bei freundlicher Abschließung von Geschäftszwisten üblicher Sitte trat nun der Pfarrer dazwischen; er lud beide Parteien zu sich en soirée, und dort ward dem neuen Gutsankäufer der Beweis dargelegt, daß ein Prozeß ihm die größte Ungelegenheit zuziehen müsse. Der neue Nachbar war kein böser Mann, höchstens nur eigennützig; er beschied sich also, sobald er die Klarheit des Rechts erkannte; wie ihm aber der Sachwalter breit und pedantisch die Geschichte vom Wegerecht vorlegte, vermöge dessen auf seinem Gute eine namhafte Schuld hafte, die er, wollte er es aufrecht erhalten, abzahlen oder seine Heuwagen eine Viertelstunde bergab und wieder auf fahren lassen müßte, ward er erboßt und sprach von der Auslegung der vierten Bitte. Da hatte ihn Camille erwartet, und auf Verabredung mit Melanie trat er nun als Vermittler auf, zeigte dem neuen Nachbar, wie er durch eine bestimmte Gefälligkeit Frau von St. Amand zu Ähnlichem bewegen könne, und nach wenig Wechselreden erhielt Herr Cartier, der neue Nachbar, einen zerrissenen Schuldschein für den Abkauf des Wegerechts und unterschrieb die Verpflichtung dagegen,

eine gewisse Hecke jedes Frühjahr herstellen zu lassen, durch die sein Gut an Frau von St. Amand ihres grenzte, die aber durch seine, nicht ihre Arbeiter verdorben werden konnte. Nun war Herr Cartier zufrieden! Er schüttelte Camille die Hand, und von Melaniens schönen Augen und des Pfarrers Wein belebt, rief er: einen geschicktern, vermittelndern, angenehmern Nachbar hätte uns die gnädige Frau nicht geben können! sacre dieu meine schöne Dame! Unter der Aufsicht des Herrn von Anillac wird Ihr Gut ganz anders gedeihen — und dabei hob er sein Glas auf und sang mit gutmüthiger Jovialität ein altes Verschen, welches das Glück stets im Bündniß mit der Jugend darstellte. Camille's Blicke verzehrten Melanie; diese wagte nicht aufzusehen; der Pfarrer schien etwas verlegen, sagte aber bald mit Amtswürde: Frau von St. Amand's erste Ehe ist ein so erbauliches Beispiel für unsre Gemeine gewesen, daß ich nicht zweifle, ihre zweite Wahl werde uns ein neues Vorbild häuslicher Tugenden geben. Hier sank Camille zu Melaniens Füßen; sie sprang auf und verbarg ihr Gesicht in ihrer guten Schwägerin Busen; allein diese, in dem Zauberbann von Camille's Einfluß bis zum Schluchzen gerührt, sagte vielerlei, das Niemand verstand, nach dem Allen aber alle Anwesende überzeugt waren, daß Melanie und Anillac ein Paar würden. Melaniens Seele war gelähmt, Camille war trunken von jugendlicher Überspannung, von Liebestaumel ganz neuer, glühender Sinne, von Keckheit, eine Welt zu bewegen, im Gefühl seines Willens, sein Glück zu verdienen, durch seinen Fleiß für den Vortheil der Gelieb-

ten Wunder zu thun und selbst nie einen Vortheil zu benutzen, spartanisch zu leben, wo er nicht ihre Genüsse theilte, und dabei einen eignen Zweck zu verfolgen, der ihn bereichern, ihn unabhängig machen sollte. Melanie empfand, was ihre Jugendblüte nie vergoldet hatte, was der Rose der Schönheit doch allein den göttlichsten Zauber verleiht — sie sah sich geliebt, angebetet, und indem der Jüngling zum Manne zu werden schien, weil er das Weib seiner Liebe als Beute davontrug, entblühte in ihr eine neue Jugend des Herzens, der Reize. — Doch ach! Ihr war Liebe Herbstsonne, die verspätete Knospen entfaltete; für Camille war sie ein Frühlingsgewitter, das plötzlich des Baumes kräftige Zweige mit Laubschmuck umkleidet.

Herr Cartier sprach den folgenden Tag in dem Lesecabinet der kleinen Stadt von Frau von St. Amand's Heirath; Jedermann von ihrer Coterie glaubte gar nichts Neues zu erfahren, oder stellte sich so an, um nicht unwissender als ein Andrer zu scheinen. Die vornehmen Bekannten stimmten mit einer Art von Ordensgeist überein, die Verbindung ganz vortrefflich zu finden; ein alter Oheim rechnete nach, daß Melanie bei ihrer Heirath nur dreizehn Jahr alt gewesen sei, und ein alter Oberster versicherte: Herr von Anillac sehe viel jünger aus als er sei. O gewiß, bestätigte Herr Cartier, man braucht ihn nur handeln zu sehen! Das ist ein Teufel an Geschäftskenntniß! Er spricht wie ein Parlamentsrath und schreibt wie ein Academicien! Der Mann hat seine achtundzwanzig Jahre, und die Heirath ist sehr gut gewählt. — Wohin nun Melanie mit

ihrem jungen Freund trat, kamen ihr Glückwünsche entgegen. — Frau von St. Amand hatte keine Verwandte als ein Geschwisterkind, das durch Assignatenhandel ein Krösus geworden war. Diese Bereicherungsart war den vornehmen Familien verhaßt, man freute sich, daß St. Amand's Vermögen nicht in solche Hände fallen sollte; der alte Marschall selbst war der Letzte seines Stammes gewesen, und die protestantischen * fürchteten, seine Seitenverwandte, katholische Franchecomtéer, ins Land ziehen zu sehen. Anillac war Protestant und als Mitglied der im südlichen Frankreich verfolgten Kirche, als Enkel einer der wenigen großen Familien, die bei den Verfolgungen unter Ludwig dem XIV. ihrem Glauben treu blieben, auch von dieser Seite günstig angesehen. — Nie kamen wol so viele Umstände zusammen, einen Irrthum zu bestärken, wie hier. Selbst die wenigen Unbefangenen konnten bei dem Anblick des Brautpaars sich des anmuthigen Eindrucks nicht erwehren, den Schönheit und seelenvoller Ausdruck hervorbringt. Scham und Liebe in Melanien, Liebe und Stolz in Camille betrogen das Auge um das Gepräge der Jahre; und wenn man auch Alles für Melaniens Ruhe fürchtete, so konnte man dem jungen Mann seine Achtung nicht versagen, der sich einen Ehecontract abzuschließen ausbat, in dem er sich ganz in die Verhältnisse von Frau von St. Amand's Pachter versetzte, sich als solchen einen sehr mäßigen Gehalt ausbat und dabei sich zum Schuldner einer Summe bekannte, die ihm Frau von St. Amand zu einem Handelsunternehmen vorstreckte, in welchem der Gewinnst zu gleichen Theilen ging. Der junge Wage-

hals traut sich mehr zu als er halten kann, sagte der Eine; — so männlich wagen, beweist auch Kraft, sagte der Andre, und Beide wünschten, daß es ihm gelänge.

Die Mildgesinnten, die Guteshoffenden schienen Recht gehabt zu haben. Die ungleiche Ehe war glücklich. Melanie kam jedem Wunsch ihres Mannes zuvor; er führte die Geschäfte der Güter mit einer Thätigkeit, die wol zuweilen Unerfahrenheit bewies, aber immer Eifer und Talent. Er war ein wohlthätiger aber wachsamer Hausherr, und so sehr Herr, daß in diesem Punkt seine Jugend nie auffiel. Die Freunde des Hauses wünschten der Ehe Kinder; andre kluge Leute meinten, daß durch diese das Misverhältniß des Alters hervortreten würde. Wie nach vier Jahren, während deren Fräulein von St. Amand starb und ihr kleines Vermögen mit Melaniens freudiger Einwilligung ihrem Liebling Camille vermacht hatte, und Frau von Anillac ihrem Gatten eine Tochter gebar, freuten sich die Ersten; die Andern sahen besorgt aus. Leider hatten nun sie recht. Melanie hatte eine beschwerliche Schwangerschaft, sie litt sehr bei der Geburt ihres Kindes, und nun war es, als wenn die bisher so wunderbar erhaltne Jugend der schönen Frau plötzlich verschwunden war. Die Blume hatte Samen getragen, und ihre Schöne sank dahin. Camille schien mehr die Würde als die Freude der Vaterschaft zu genießen. Er hatte, während er diesem Zeitpunkt entgegensah, Rousseau durchstudirt, er wollte sein Kind vom ersten Augenblick an nach seinen Vorschriften behandelt wissen und bestand gegen die Meinung der Ärzte darauf, daß Frau von Anillac es selbst

stillen müsse. Es gelang nicht; das Kind hungerte, und die Mutter bekam eine kranke Brust; die unsäglichen Schmerzen, die sie litt, trugen das Meiste zu ihrem Verblühen bei. Die Mutter liebt ihr Kind in dem Maße, wie es ihr Mühe kostet, also immer unendlich; denn es kostet Mühe, Schmerzen, ein gewagtes Leben. — Desirée hatte ihrer Mutter noch mehr gekostet, das konnte ihr ein Blick in den Spiegel nicht verbergen; ach in Camille's Auge spiegelte sich ihr Bild auch ab, und oft sank ihr Blick schmerzlich auf ihr Kind nieder, wenn es, matt auf ihren Schoos gestreckt, seines Vaters Unmuth erregte; denn, obgleich natürliches Gefühl ihm die lebendigste Sorge für sein Wohl einflößte, so äußerte sich doch sein Kummer, weil es auch seine Eitelkeit kränkte, Vater eines schwächlichen Kindes zu sein, in Unmuth gegen das Schicksal, als dessen Werkzeug ihm die arme Mutter erschien. Was blieb nun Melanien, als dieses Kind, dem sie, nicht der blühende Vater, diese hinfällige Hülle gegeben hatte? das durch sie leidend, so wehmüthig, so liebend zu ihr aufblickte? Doch auch mit dieser Freude mußte sie haushälterisch sein. Da durch des Kindes Kränklichkeit die sorglos häusliche Einsamkeit am Kamin, bei Spaziergängen, bei Fischerpartien gestört war, schien Camille mehr Gesellschaft versammeln zu wollen, und Melanie mußte manchmal die Augenblicke stehlen, um sich vom Theetische zu der leidenden Kleinen zu schleichen. An so einem Gesellschaftsabende war es, wo man Melanie zu dem Kinde herrief. Wie sie das Zimmer verließ, sagte ihr Camille, mismuthig sich vom Kamin, wo er im Schach=

spiel begriffen war, zu ihr wendend: „Vergessen Sie nicht, daß Ihre Gäste Rechte auf Sie haben.“ Eilig, um schnell wiederzukehren, trat Melanie zu ihrem Kinde und fand es in Todeszuckungen liegen. Unkundig, ängstlich, war sie zwischen Furcht für das Kind, Furcht vor ihres Mannes Gebot getheilt. Sie schickte nach dem Arzt, sie versuchte einige Mittel — Desirée schlug noch einmal die Augen zu ihr auf, ihr Blick wollte noch einmal Liebe sprechen, da drängte sich ein Schmerzensschrei aus der kleinen Brust, und „der böse Krampf des Lebens war hinweggespült.“ In diesem Augenblick trat Camille ungeduldig ins Zimmer. — Sie vergessen über Ihrem Kinde Ihre Gäste, redete er sie an. — O nein! nein! rief Melanie mit fürchterlichem Ausdruck, ich vergaß über dem Tode das Leben! und sie stürzte sinnlos zu Boden. Camille trat hinzu — ach, Camille hatte noch nicht sterben sehen! Er glaubte, das wäre Schlaf; er glaubte, das wäre Schwäche, was er an seinem Kinde sah. Wie er zitternd den kleinen Körper emporhob, und er so schwer herabhing, und kein Ton, keine Regung Widerstand ausdrückte, rief er den eintretenden Freunden, welche das Gerücht des Vorganges aus dem Salon herbeizog, mit schreckhafter Ungeduld entgegen: Ist das der Tod? — Ist auch sie todt? schrie er endlich wahnsinnig und stürzte, die kleine Leiche noch im Arm, auf die leblose Mutter zu, welche die Umstehenden auf ein Bette getragen hatten und vergeblich zu erwecken versuchten; Arme, Arme! da nimm Dein Kind mit Dir; ich habe Euch Beide gemordet! rief er wieder, legte der Ohnmächtigen den Leichnam an die Brust

und stürzte zur Thüre hinaus. Melanie erblickte ihre kleine Todte nicht wieder; die gegenwärtigen Freunde trugen sie aus dem Zimmer und übernahmen die traurigen Geschäfte, welche die letzte Spur eines lieben Todten unsern Augen entführen.

Die Männer vermißten, sobald die erste Unruhe vorbei war, den Herrn vom Hause; sie gingen auf sein Zimmer, um Abschied von ihm zu nehmen; allein er war nicht dort. Der gute Pfarrer und ein Nachbar, über Camille's Abwesenheit bei seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung besorgt, vertheilten sich in die Gärten, die nächste Gegend, um ihn in der feuchten Herbstnacht zu suchen. Wie er an keiner der zu vermuthenden Stellen zu finden war, trieb eine innere Stimme den guten Geistlichen auf die Terrassen, wo vor fast sechs Jahren sein Leben so augenscheinlich bedroht war. Er hatte ihn in diesem Herbste oft dorthinwandern sehen. Auf der Höhe jener Treppe, welche der Schnee damals bedeckte, lag Camille auf dem moosigen Felsen unbeweglich; auch bei dem Lichte von des Pfarrers kleiner Laterne suchte er nur sein todtenbleiches Gesicht noch tiefer ins Moos zu verbergen. Lange bat und sprach der fromme Freund vergeblich. Mit der unüberwindlichen Kraft der eigensinnigsten Unbeweglichkeit beharrte der leidenschaftliche Mensch im Schweigen und in seiner Stellung. „Gut, sagte endlich der Geistliche, von Ihnen hoffe ich also nichts mehr, ich gehe jetzt zu Ihrer Frau und will sie trösten über einen Gemahl, dem seine Pflichten zu schwer sind.“ Hier richtete Camille sich auf und sagte mit erloschenem Auge: Mein Herr, lassen

Sie meine Schultern erstarken, um so fürchterliche Last tragen zu können. Es steht dem alten Krieger übel an, den jüngern zu schmähen, weil seine Kraft zu schwach, nicht sein Muth zu gering ist. Kommen Sie zu Frau von Anillac. — Er war langsam aufgestanden und wankte neben dem Geistlichen die Terrasse herab. Dieser suchte ihn nach besten Kräften zu trösten; allein sein Gefährte schien ganz unzugänglich für den Trost. Er sagte nur ein Paar Mal: Geben Sie meinem Kinde Leben, geben Sie meiner Gattin Gesundheit zurück. — So kam er zu Melanie, die nicht gewagt hatte, nach ihm zu fragen, weil sie seine Abwesenheit für Härte gegen sich hielt, in der sich der Schmerz um sein Kind ausdrücken wollte. Für sie war der stürmische, unendliche Jammer, in welchem er an ihrem Bette niederstürzte, eine Wohlthat, er löste die verschüchterte Angst ihres Gemüths; sie fühlte sich in ihre frühern Rechte wiedereingesetzt, und mit unendlicher Geduld trug sie die Ebbe und Flut von leidenschaftlichem Schmerz und ungestümem Hinwegwerfen des Lebens, welche in dieser Epoche Camille's Stimmung erzeugten. Der Tod ihres Kindes war für sie ein so unermeßlicher Verlust, daß kein Schmerz ihr zu groß schien, keine Äußerung, die ihn beklagte, übertrieben. Sie nahm nicht wahr, daß Camille's Überdruß seiner Lage sich nur dieser neuen Form bediente, um in seinen eignen Augen erträglich zu sein. Nach einigen Wochen hatte seine Heftigkeit ihn so ermüdet, daß er körperlich zu erliegen begann, und der Arzt eine Zerstreuung, eine Luftveränderung vorschlug. Der Zusammenfluß von Fremden rieth ihm,

Genf auf einige Wochen zu besuchen. Melanie bat ihn, ihr die in der Winterzeit geringen Geschäfte des Gutes zu übergeben, und er that es mit der Freude, sie ihr verbessert, geregelt, ganz im Verhältniß eines treuen Verwalters überantworten zu können. Ihr Abschied war zwangvoll; Camille verbarg seine Ungeduld, unangenehmen Eindrücken zu entgehen; Melanie ihren tiefen Schmerz über diese Ungeduld und seine Entfernung.

Der Aufenthalt in einer Stadt war Camille nicht ganz fremd; er hatte in den ersten Paar Jahren seiner Ehe mit Melanie kleine Reisen in die umliegenden Cantonshauptstädte gemacht; seine persönliche Liebenswürdigkeit verblendete über seinen Mangel an Kenntnissen, und wenn er seine Phantasie auf einen Gegenstand heftete, so faßte sie sein lebhafter Verstand, weil sie von keinem geregelten Punkte ausging, um so origineller. Seine Heftigkeit, mit der Grazie seines Wesens verbunden, gab Dem, was er sagte, ein Interesse, mit dem zu vergleichen, das ganz fremde, unbekannte Völkerschaften uns einflößen, deren verkehrtes Sprechen und Thun unter uns wir oft genialisch finden, da es meistens rein ungeschickt ist. In Genf hieß Camille bald „der Ingenu," bald „der schöne Araber," das Erste wegen seiner launigen Unbefangenheit, das Andre wegen seiner südlichen Farbe und Züge. Diese letzte Ähnlichkeit ward besonders von einer sehr gebildeten jungen deutschen Dame bewundert, deren Vater seiner Gesundheit wegen an dem schönen Seeufer wohnte. Sie war in gewisser Rücksicht nie jung gewesen, insofern

die sorgfältigste Erziehung sie der Kindheit so früh entführt hatte, daß schon ihre Jugend ein vollendetes Kunstwerk darstellte. Wirklich war Ida von Altberg erst zwanzig Jahr alt, doch schon Witwe eines *schen Officiers, der fast vom Traualtar zum Heere abgereist und in einer der ersten Schlachten geblieben war. Sie hatte sich über das Leben so kühne Ansichten abstrahirt, daß sie bald der Abgestorbenheit eines Greises, bald dem kecken Muthwillen eines Jünglings anzugehören schienen. Dem Gefühl räumte sie, ihren Grundsätzen nach, gar keinen Platz in dem Götterrath ein; die Vernunft hatte die Herrschaft und benutzte, duldete und verzieh das Gefühl, wie andre Seelenkräfte, zum Besten höherer Zwecke. In der von Anstand und Sitte umstellten Lage eines Mädchens von Stande, in dem sehr engen Wirkungskreise eines solchen hatte diese Eigenthümlichkeit noch keine auffallende Folge gehabt. Die Frauen liebten die schöne, gelehrte Frau nicht; allein da sie jede Form der feinen Höflichkeit beobachtete, konnten sie dieselbe auch nicht hintansetzen; die Männer waren von ihr angezogen, denn in Genf scheucht ein geistvolles, ja an wissenschaftliche Gegenstände geknüpftes Gespräch der Frauen die Männer nicht zurück. Wäre Ida weniger jung und weniger schön gewesen, so hätte sie Gefahr gelaufen, sich einem Vergleiche mit Frau von Stael auszusetzen, bei dem sie, trotz ihrer nordischen Bildung, vielleicht in Schatten gerathen wäre; allein diese Vorzüge und der Umstand, eine Deutsche zu sein, räumten ihr einen günstigen Platz ein. Die genfer Männer sahen die Fremde ohne Beziehung, weil man in Genf

keine Fremde heirathet und Deutschland für so einen Abgrund von Gelehrsamkeit hält, daß die Voraussetzung sich darbietet, auch das schöne Geschlecht müsse dort gelehrt sein.

Ida, welche Mythe und Urvölker, Pantheismus und Sabäismus natürlich mit den Arabern vertraut gemacht hatten, ward von Camille's feurigem doch feuchtem Blick, von seiner dunkeln Farbe und seinen blendend weißen, bei auflodernder Lebendigkeit sichtbar werdenden Zähnen angezogen. Sie bewies, daß diese Züge den Beduinen angehören und verzehrende Wildheit der Leidenschaften bedeuten. Ein solcher Vorwurf beleidigt keinen Mann; und so undeutlich Camille's Begriffe von Beduinen waren, so genau war seine Bekanntschaft mit Tausend und eine Nacht, aus denen er sie dem Namen nach kannte; diese thaten ihm herrliche Dienste, denn er mischte soviel Abenteuerliches in Ida's halb disserirendes Gespräch, daß er ihre völkerkundliche Bemerkung sogar durch die Äußerungen seiner Phantasie zu rechtfertigen schien und alle Theile gekurzweilt und zufrieden waren. Bald ward Camille Ida's beständiger Gesellschafter. Sie lehrte ihn Deutsch; er mußte mit ihr lesen, er bestritt ihre Vernunftansichten mit mancher Erfahrung des praktischen Lebens, und Ida fand einen ganz neuen Genuß darin, sich mit einem solchen Naturkinde zu beschäftigen, so eines launigen und gewaltthätigen Neulings Lehrerin und Herrin zu sein. Camille aber hatte ein viel zu leidenschaftliches Gemüth, um sich durch diese Geistesbeschäftigung von seiner Persönlichkeit abziehen zu lassen. Seit er von dem Grabe

seines Kindes, von dem Anblick seiner stillleidenden Gattin entfernt war, hatte er sich den angenehmen neuen Eindrücken, die ihn umgaben, ebenso widerstandslos hingegeben wie vorher seinem Unmuth. Dieses unbestimmte Wohlbehagen ward nach und nach durch seine keimende Neigung für Ida gestört. Aus Unkunde seiner selbst und zum Theil aus Selbstbetrug suchte er die Ursache der Wolken, die sich vor seinem Sinn zusammenzogen, in seiner Vergangenheit und beschäftigte sich in einsamen Stunden oder in der Öde, welche den Zwischenräumen eines müßig-geräuschvollen Lebens eigen ist, mit seinem Kinde und seinen Verhältnissen zu seiner Frau. Bald ward ihm Mittheilung nothwendig, und durch solch eine natürliche Täuschung, von Redlichkeit und Schwäche gesponnen, machte er Ida zu seiner Vertrauten. Indem er seine Verhältnisse vor ihr enthüllte, wachte sein Gewissen erst wieder auf; er ward noch empfindlicher durch die neue, es aufregende Lage, in der er sich Ida gegenüber befand; er empfand die peinigendste Unruhe über das Licht, in dem er erscheinen müßte und glaubte, Ida nur gefallen zu können, indem er all' sein Unrecht eingestand, aber auch das ganze Schicksal seiner Ehe mit so grellen Farben schilderte, wie es, dem Zeugniß dieser Erzählung nach, nicht stattgehabt hatte. Für Ida war das Wohl und Weh dieser Menschen nichts wie ein Roman, und ein sehr schlecht angelegter, aus den schlechtesten Bestandtheilen zusammengeflickter Roman; allein ihr Tadel fiel auf die Heldin, der Held schien ihr beeinträchtigt und unselig; und die Art selbst, wie sie ihre Fragen stellte, um die

zarte Scheu, mit welcher der junge Mann Manches, das sein Unglück betraf, verschleierte, zu beseitigen, vermehrte die Vertraulichkeit ihres Verhältnisses, aber auch den Abscheu, mit dem Camille sein Betragen gegen seine Frau betrachtete. Mit ruhiger Demonstration bekämpfte Ida seine Selbstvorwürfe. Sie behandelte seine Liebe als das Aufbrausen eines spätreifen Jünglings, dessen Kraft, durch einfaches, einsames Leben zusammengehalten, in Melanie das Geschlecht, nicht die Einzelne geliebt hatte. Sie legte stets Nachdruck auf die Anerkennung von Melanie's Verdienst, setzte aber täglich klarer ihre Ansicht auseinander: daß ein Weib, was in solch einem Altersverhältniß die Hand eines Mannes annähme, vielleicht unwissend, aber doch in der That ein Verbrechen an der Natur begehe, ihr Wohl muthwillig in Gefahr setze und des Mannes Tugend zum Märtyrerthum verdamme. Eine solche Lehre aus einem blühenden Munde zu hören, eine solche Lehre von einem Gewissen aufgenommen, dem es vielmehr darum zu thun war, Beruhigung zu finden, als Besserung zu erlangen, machte auf Camille den gefährlichsten Eindruck. Er sah nach und nach Melanie gegen sich über als seine Feindin, als habe sie seine Jugend widerrechtlich an sich gerissen, als habe sie ihn um sein Glück betrogen. Zugleich erschien er sich als ein unmännlicher Geck, der einem Weibe erlegen war. Oft strafte ihn die Erinnerung Lügen; denn nie war er sich bewußt, so froh, so mit sich und der Welt im Frieden, so zum Guten gestimmt gewesen zu sein als in den Tagen seiner Liebe. Doch Ida's Gesichtspunkt schmeichelte ihm

zu sehr, er berechtigte ihn, sein von Melanie gegen das Recht gefesseltes Herz als sein Eigenthum anzusehen, und ließ Ida's Bild ohne Widerstand davon Besitz nehmen. Ida ward bei der ganzen Sache nicht von einer bösen Absicht — sie ward von gar keiner getrieben, als bewundert zu werden, Einfluß zu üben und ihre Grundsätze anzuwenden. An Mélanie's Unglück dachte sie ganz ohne Mitleid, denn das kalte Urtheil: sie hat es sich durch diese unnatürliche Heirath zugezogen, entkräftete dieses. Allein mit Staatskünstlersklugheit berechnete sie die Möglichkeiten und die Verhältnisse ihres Schülers und Schützlings und fand, daß die Vernunft und sein Vortheil durchaus foderten, diese Ehe so erträglich wie möglich zu machen, welches auch, wenn sich Camille wie ein Mann betrüge, gar nicht schwer sein würde. Kalte Menschen glauben, daß man dem Herzen seine Portion Glück vorschreiben kann wie dem Magen die Nahrung; daher verwickelte sie Camille in ein scharfes Sondern von Dem, was er seiner Frau schuldig sei oder nicht schuldig. Sie hatte das Leben für ihn gewagt an jenem Abend, an dem ihre Verbindung sich knüpfte, mehr durch seine kindische Liebe hingerissen, als es ihrer reifen Vernunft geziemte. Sie hatte ihn zum angesehenen Manne gemacht; dagegen hatte er ihr seine Jugend geopfert — das hob sich auf; sie hatte mit liebender Großmuth nur für seine Freude, nur für sein Glück gelebt; dafür war er treu in ihren Geschäften gewesen, hatte ihr Hauswesen gehoben. Was ihm also zur Last fiel, war die Leidenschaftlichkeit seines Betragens, mit welcher er gefodert hatte, was nicht

in Frau von Anillac's Vermögen stand: Jugend und Gesundheit, und sie bestraft hatte für den unverrückbaren Weg der Natur, welche die Liebe so wenig wie die Blüte ewig erhält. Camille hörte diese Pflichtzerlegung mit empörtem Herzen an; aber seine Eitelkeit, seine Sinne bedurften es, seine Vergangenheit wie einen aufbewahrten Leichnam zu betrachten, und die Lehre vom Herzerstarren kam aus einem Rosenmunde, war mit allem Zauber nachlässiger Vertraulichkeit, herrischem Ernste, unbefangener Neckerei verbunden. Seinem ungebildeten Verstande ward das Bedürfniß seiner Schwäche in einem schimmernden Gewande von Menschenkenntniß und kräftiger Ansicht vorgetragen, und er zog das Herz nach. Was war er also Melanien nach Ida's haarscharfer Pflichtberechnung noch schuldig? Ein achtungsvolles Benehmen, Vermeidung aller leidenschaftlichen Stürme, sorgfältige Pflege seines Hauswesens, aber weiter auch nichts. Daß er Ida liebe, sprach diese gefährliche Frau zuerst aus und stellte damit ihr Verhältniß mit einem Worte an seinen Platz. Melanie konnte nichts daran verhindern als seine Gesetzlichkeit; aus Klugheit mußte ihm Ida jede verwegene Gunst versagen; aber die Liebe ist so reich, daß sie auch ohne sie schon beglückt. Zu so einem System, das auf der einen Seite die Gesetze, auf der andern die Natur höhnt, mußte sich Camille emporschrauben, und einmal zur Heftigkeit getrieben, sah ihn die kalte Ida, mit vielem Interesse an dem Spiel, alle die Stürme der Leidenschaft durchtoben, welche ehedem Melanie's Vernunft übermannten, weil sie mit warmem, schüchternem Herzen dabeistand.

Für Melanie war seit ihres Gemahls Abreise auch eine Lehrzeit begonnen. Von den täglichen schmerzlichen Verletzungen seiner Gegenwart verschont, hatte sie ganz allein, vermöge ihres reinen Herzens und ihres frommen Sinnes alle die Wahrheiten auch entdeckt, die Ida, vermöge ihrer Philosophie, ausgegrübelt hatte. Wenn uns Frieden und Stille umgibt, können Krankentage unserm Geist zu einer Klarheit verhelfen, die mit unsern übrigen Fortschritten nicht im Verhältniß steht. Die Störung von außen ist uns fern, und der näherstehende Tod gibt uns ein richtigeres Maß für das Leben und seine Angelegenheiten. So ging es Melanie; sie gestand sich jetzt ohne Jammer, was sie sich schon lange nicht mehr hatte verbergen können: daß Camille's Liebe, die Frucht heftiger Leidenschaft bei strengen Sitten, durch den Zufall für sie entzündet, durch die Umstände begünstigt, durch ihr schwaches Herz verleitet worden wäre. Mit unsäglichem Schmerz sagte sie sich von der Hoffnung los, ihn durch Liebe zu beglücken, aber ihr Verhältniß konnte durch Achtung, Vertrauen und Dankbarkeit sanft und wohlthätig werden; er mußte ihr freilich das Glück einer angemessenern Verbindung opfern, mußte ihr Vaterfreude opfern — da flossen der Kinderlosen Thränen in unendlichem Schmerz; — allein sie konnte ihm viele Entschädigung bieten, in Glücksgütern, Ansehn und — ihm würde noch Mannesjugend bleiben, um Vauveron einst eine blühende Gattin zur Herrin zu geben. —

Mit der Überzeugung, das Beste zu wollen, und der Möglichkeit, es erreichen zu können, kehrte ihre Ge-

müthsruhe und ihre Gesundheit zurück. Sie setzte sich wieder in Besitz eines Theils des Landhaushalts, den bisher Camille ausschließend besorgt hatte, besuchte wieder ihre Nachbarn und ertrug es ohne Murren, wenn Camille's Briefe lange ausblieben, oder wenn er mit schneidender Abwechslung bald Gräfin Ida's Schönheit pries, bald sich mit stoischem Gleichmuth über das einschläfernde Einerlei der Lebensweise in Vauveron als Gegensatz der Lebendigkeit ausließ, in der man in Genf seine Tage hinbringe. Sie baute auf die Güte seines Herzens, welche von der wohlthätigen Wirksamkeit jedes seiner Tage befriedigt, in seinen Gärten, unter seinen Nachbarn, den unlohnenden Müßiggang des Stadtlebens bald vergessen würde. Die Arme glaubte, Camille würde unerfahren und unverdorben zurückkehren wie er von ihr ging, und bei ihr allen den Frieden finden, den sie in ihrem festen Entschluß, ihren Ansprüchen als Weib ganz zu entsagen, um als Freundin einen Platz in seinem Herzen zu behaupten, gefunden hatte. Dieses versprachen ihr sogar seine spätern Briefe, die jetzt anfingen in mancher umwundenen Wendung einen Theil der neuerworbenen Aufklärung mitzutheilen. Melanie verstand sie nicht recht, ihre fromme Einfalt fand aber darin den Sinn ihrer eignen Hoffnungen und Vorsätze, und sie blickte vertrauensvoll auf ihre Zukunft hinaus, etwa wie ein armer Blinder, der sich mit dem unabänderlichen Ausspruch des Arztes bekanntgemacht hat — er wird nie das Licht wiedersehen und die herrliche Schöpfung; aber er wird die Wärme der Sonne fühlen, den Duft der Blumen athmen, die Stimme

seiner Lieben hören — er berechnet den Reichthum seiner Verarmung und dankt Gott!

So fand sie Herr von Anillac, wie er nach einer sechsmonatlichen Abwesenheit zurückkam. Auf beide Ehegatten hatten diese Monate wunderbar gewirkt. Er war wol jetzt der schönste Mann, wie er vor fünf Jahren der anziehendste Jüngling gewesen; Melanie, die damals in blühender Fülle noch ganz der Jugend anzugehören schien, würde man jetzt über ihre Jahre gealtert gehalten haben, ohne die kranke Zartheit der Farbe, die das Verblühen sichtbarer ausspricht als die Zahl der Jahre. Aber sie war so rührend in der anspruchslosen Kleidung, die zwischen Kranken- und Witwentracht die Mitte hielt! Sie war so Achtung gewinnend in dem liebevollen Ernst ihres Wesens! — Camille war auf Ida's Befehl nach langem Sträuben mit dem überdachten Plan, Melanie an eine neue Art von Eheverhältniß zu gewöhnen, endlich nach Vauveron abgereist. Er hatte sich zu vielen Auseinandersetzungen, zu der Übung seiner ganzen neuerlangten Überlegenheit gerüstet — nun kam er an und fand Alles gethan. Die Wohnzimmer waren geändert; ihm war ein artiges Appartement an seiner Lieblingsseite des Schlößchens hergestellt, Melanie hatte sich den Haushalt näher, abgesondert eingerichtet; sie hatte eine alte Verwandte zu sich genommen, die Fräulein von St. Amand's Zimmer und Platz im Hause einnahm; ein wackerer Pachter hatte die Güter übernommen, die bisher von der Herrschaft selbst angebaut wurden, und seine eignen Geschäfte in Weinen und Wolle hatte Frau von Anillac mit einer Pünkt-

lichkeit fortgesetzt, die ihn keine Arbeit vorfinden ließ. Camille hatte in jeder dieser häuslichen Angelegenheiten eine Veranlassung zu Tugendübungen erwartet; er hatte sich vorgenommen, sich als Ida's würdiger Schüler zu zeigen, seine Weichheit zu unterdrücken, seine Leidenschaft zu beherrschen, Melanie, die er durch seine Liebe nicht mehr beglücken konnte, großmüthig eine abgeschlossene Glückseligkeit zuzutheilen, die ihr genüge und ihm volle Freiheit lasse, die seine zu verfolgen. Jetzt war seine ganze Lage verrückt; Alles, was er verständig angelegt erstreiten wollte, war schon gewährt; der Feind, gegen den er sich überlegt geharnischt hatte, war gar nicht vorhanden. Er sah Melanie's heimliche Thränen nicht, er begegnete nur klaren Blicken, sah nur stille Thätigkeit, hörte sanfte, häusliche Gespräche, vernahm beharrlicher Freundschaft aufopfernde Treue. Ehemals in seinen sorglosen Tagen hatte er sich an alles dieses theilnehmend angeschlossen, dann kam eine Zeit, wo er es voll Leidenschaftlichkeit feindselig gestört hatte, jetzt kam es ihm kalt und flach vor; seine Langeweile schien aber gar nicht bemerkt zu werden. Ida's sprühende Geistesfunken hatten ihn verwöhnt; gegen den Taumel zwischen Heftigkeit des Gefühls und Sinnendurst, in dem er neben ihr gelebt hatte, schien dieses Ebenmaß im Leben schal, diese Mäßigkeit im Empfinden leer. Ida's Bild trat in Flammenzügen vor seine Phantasie, er hatte redliche Entschlüsse, für seine Pflicht zu kämpfen, gefaßt; aber die nüchterne Ruhe seines jetzigen Verhältnisses ward ihm unerträglich. Er begann seine ehemaligen Wanderungen durch die Hochgebirge, seine

zwecklosen Fahrten auf dem stürmischen See; er blieb halbe Nächte aus und beharrte mehrere Tage in finsterm Stillschweigen bei bewegungsloser Ruhe. Allein Melanie hatte die Würde ihrer Stellung aufgefaßt, sie rang mit Thränen und Gebet in der Einsamkeit ihrer Nächte um Kraft, diesen ewiggeliebten Mann zu behandeln, und sie erkämpfte sie; denn weit entfernt, wie ehemals seinem Fortgehen vorzubeugen, es mit Bitten und Thränen verhindern zu wollen, bei seiner Rückkehr lebhafte Freude, überstandne Angst zu zeigen; weit entfernt, seine finstre Apathie wegbitten, scherzen, vernünfteln zu wollen, ließ sie ihn gehen, kommen, schweigen, ohne seiner Laune etwas Andres als die einfache Ermahnung ebenbürtiger Vernunft, den freundlichen Gruß heitern Willkommens, die ruhige Nachfrage vertraulicher Theilnahme zu gönnen. Camille's gesunde Vernunft betrog ihn nicht über die Klugheit dieses Betragens; aber er, der fortan sich einzig durch Verstand leiten zu lassen geschworen hatte, tobte in seinem Innern über eine Consequenz, die ihn zur Nichtsbedeutenheit verurtheilte. Die freundlichen Menschen, unter denen Melanie lebte, kannten, ohne daß je eine Mittheilung von ihrer Seite sie unterrichtet hätte, die schmerzlichen Verhältnisse des Hauses, sie beurtheilten sie nach dem Umfange ihres Gemüths, und ein Jeder suchte Melanie's Lage zu erleichtern. Das erste Zeichen entflohenen innern Friedens in der Seele und im Hause ist stets, wenn uns die Einsamkeit zur Last wird. Melanie vermied es, ihrem Manne allein gegenüber zu sein, da behutsames Reden ihren offnen Charakter drückte, und die Furcht,

durch Offenheit Stürme zu erregen, ihr weiches Herz erzittern machte. Gern sah sie daher den Besuch von freundlichen Nachbarn und erhielt, mochte Camille zugegen sein oder nicht, mochte er an der Gesellschaft Theil nehmen oder nicht, die Außenseite der abgemessenen Heiterkeit, welche in jenen Zirkeln einen so ruhigen Genuß darbietet. Oft klopfte ihr Herz bang, indeß ihre Stirn Ruhe log, wenn Camille in diesen Stunden zwecklos umherirrte und der ferne Knall seiner Jagdflinte die Schluchten vom Berge herabrollte, wo kein Gewild zu erwarten war; oder wenn er finster und in sich gekehrt am Kamin saß, die höflichen Fragen seiner Gäste nach Neuigkeiten aus Genf — in ihren Augen der Sitz aller Neuerungen — gar nicht beantwortete, oder ihren wichtigen Nachrichten von ungeheuern Niederlagen aller Napoleon'schen Heere mit Persiflage begegnete. O wehe, wenn der freundliche Anblick des häuslichen Lebens nur ein Pharisäergrab ist, und nach durchlächeltem Abend der Modergeruch sich um das Nachtlager herzieht! Melanie's Gemüth schwamm in einer Lebensluft, welche nach kurzem Kampf diese Todesdünste immer wieder überwältigte. Sie legte sich strenge Rechnung von dem verflossenen Tage ab, und wenn sie für Camille's Unrecht mehr Mitleiden wie Unwillen in sich fühlte, bewegte der Friedensengel mit seinen leichten Flügeln die drückenden Dünste, und sie entschlummerte mit dem Glauben, morgen wieder leiden und überwinden zu können.

An einem solchen Abende hatte man sich zahlreicher wie gewöhnlich bei Frau von Anillac versammelt; ein

herrlicher Herbsttag führte die Gesellschaft auf das zum letzten Mal gemähte Gras eines Baumgartens; die jüngern Mitglieder tanzten nach den landesüblichen Liedern den Rundtanz, und die ältern, auf den Heuhaufen sitzend, sahen zu. Melanie erinnerte sich an eine Zeit, wo Camille's Jünglingsgestalt Aller Blicke in diesem Rundtanz entzückt hatte; jetzt saß er, farbe- und freudenlos, von der Gesellschaft abwärts auf aufgeschichteten Bretern und heftete unbestimmte Blicke in die zum Frohsinn auffodernde glänzend blaue Luft. Bald verlor er sich aus der Gesellschaft, diese trennte sich spät. Melanie fragte den Diener, ob sein Herr schon zu Hause sei, und hörte, daß er sich gar nicht entfernt habe, sondern, seit er die Gesellschaft verlassen, mit Briefen, welche der Bote aus der Stadt ihm gebracht habe, in seinem Zimmer eingeschlossen sei. In diesem Augenblick glaubte Frau von Anillac, ihre zärtliche Sorge mit der strengen Regel, ihres Mannes persönliches Thun und Lassen nie zu stören, vereinigen zu müssen; sie ging auf sein Zimmer, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, und wenn er eine Antwort verweigerte, ihn nach einem freundlichen Nachtgruß zu verlassen. Sie fand ihn in heftiger Bewegung am Boden liegend. Bei ihrem Eintritt sprang er auf; aber bei seinem Anblick vergaß sie das Maß, welches sie der Äußerung ihrer Theilnahme vorgezeichnet hatte, und bat ihn mit gefalteten Händen, ihr seinen Kummer mitzutheilen, sie zu seiner Vertrauten zu machen. Mit der Heftigkeit, die ehemals stets ihren Widerstand gebrochen hatte, erlaubte er sich alle Ausschweifung des Schmerzes; aber jetzt

brachte sie nicht mehr die Wirkung von ehemals hervor. Melanie hatte sich in ein mütterliches Verhältniß gegen ihn versetzt; was sie sonst als Liebende überwältigte, rufte nun ihre Geduld auf; sie hörte ihn an, suchte ihn zu besänftigen und schlug ihm endlich mit anscheinender Ruhe eine kleine Reise vor, seinen wiederkehrenden Mismuth zu zerstreuen. Damit hatte sie den wunden Fleck seines Herzens getroffen. Ein Brief von Ida hatte ihm ihre nahe Rückkehr nach Deutschland bekanntgemacht, und verzweifelnd sah er sich auf immer von seiner Zauberin getrennt, oder in die Nothwendigkeit versetzt, eine Frau, die gegen ihn nur Tugenden entwickelt hatte, zu beleidigen. Ein zufälliges Wort, dessen Melanie sich späterhin nie mehr entsinnen konnte, brach das Siegel des Anstandes, das bisher Camille's thörichte Leidenschaft in seinem Busen verwahrt hatte; er machte seine Frau zur Vertrauten seiner Lage, seiner Wünsche, und durch die Ruhe, mit der sie ihn anhörte, erbittert, foderte er endlich ungestüm, sie solle ihn wieder zum Bettler machen wie er gewesen sei, da er ihr Haus betrat, aber ihm seine Freiheit zurückgeben, da sein Leben, seine Seligkeit und seine Verdammniß ihm mit ihr nie mehr einen Schatten häuslichen Glücks zurückgeben könne. Sobald er den ganzen Vulkan seiner Leidenschaftlichkeit, den gänzlicher Mangel an Widerspruch so lange in seiner Brust aufhäufte, ausgetobt hatte, tauchte seine natürliche Güte auf, und er drückte gegen Melanie alle Innigkeit des Dankes, der Verehrung, der Anerkennung jedes Gefühls aus, was er nach der gänzlichen Trennung als

Gatte und Liebender gegen sie empfinden konnte; ja, er fühlte bei aller Unziemlichkeit seiner Stellung gegen seine Frau, daß die Empfindung, die er ihr in einem andern Verhältniß weihen könnte, ihrer würdiger wäre als die Leidenschaft, die er einst für sie empfand. Melanie hätte bei der Aussicht auf so einen Auftritt sich nicht für fähig gehalten, ihn zu ertragen. In der kühlsten Temperatur aller Gefühle, aller Ansichten aufgezogen, an die enge Umschränkung fester Formen gewöhnt, wird das Außerordentliche uns schrecklich; nur das Gewohnte ist dem Maß unsrer Kraft angemessen; deshalb hatte Melanie die Qual ihres jetzigen Eheverhältnisses getragen, weil es neben allen Formen des Lebens fortgegangen war; hätte man ihr aber gesagt, sie würde einst die Vertraute ihres Mannes bei einer ungesetzlichen Leidenschaft werden, er würde sie nöthigen, zu einer Scheidung zu schreiten — in jenem glücklichen Lande ein Gegenstand der strengsten sittlichen Rüge — sie würde geglaubt haben, den Augenblick nie zu überleben. Jetzt war nun dieser Augenblick gekommen, und sie fand eine Kraft in sich, die stärker war als die der Gewohnheit und der angebildeten Ansichten, wenngleich unfähig, eine von ihnen zu zerstören. Mitleiden und Stolz hielten sie aufrecht. Sie fühlte sich in ihrer Einfalt hoch über den Gegenstand erhaben, der ihres armen Gatten weiches Gemüth mit Sophismen bethört hatte, und ihr Herz schmolz in Mitleiden bei dem Schicksal, was ihm drohte, sich einer Denkart, Sitten, Planen hinzugeben, die sie unverträglich mit seinen Tugenden und seiner Seelenruhe hielt. Mit wohlwollendem Ernst suchte sie

ihm diese Ansicht darzustellen; aber ihre Wahrhaftigkeit konnte sich nicht zur Anerkennung der Vortrefflichkeit Ida's entschließen; seine Liebe wollte sie mit Duldung behandeln, aber deren Gegenstand glaubte sie keine Schonung schuldig zu sein: sie beweinte seinen Schmerz, aber sie nannte jene eine Verführerin. Sie sagte mit sanften Thränen: „Hätte die blühende Tochter einer unsrer tugendhaften Nachbarn Deine Sinne entzündet, hätte sich Dein weiches Herz nach den Vaterfreuden gesehnt, die mir Dir zu geben der Himmel verweigerte, und Du hättest mir gesagt: „„werde meine Mutter, und mein ganzes Leben soll Dir zeigen, daß ich nur die Rechte der Natur verlange, keines der Tugend verletzen will““ — Du hättest mich in die Gefahr gesetzt, göttlichen und menschlichen Geboten zuwider einen romanhaften Entschluß zu fassen und mit Gewissensbissen zu leben, um Dich glücklich zu sehen; aber Dein Verstand ist vergiftet, Du bist der Natur, Du bist Deinem Beruf überdrüßig, Ida hat Deinen Kopf mit blendenden Phrasen gefüllt, und damit hat sie Dein Herz erkaltet“.... So erinnerte ihn Frau von Anillac selbst an den Platz, den, nach Ida's System, das Herz im Gegensatz des Verstandes einnehmen sollte, und erleichterte es ihm, der frommen Beredsamkeit seiner Gattin zu widerstehen.

Die Nacht war in diesem peinlichen Gespräche fast verflossen; Mattigkeit des Körpers mochte Melanie's Herzenskraft schwächen und sie darum reizbar gegen einige Ausdrücke ihres Gemahls machen, die Ida auf eine Art erwähnten, bei welcher ihre strenge Sittsamkeit litt; sie ging durch Anstrengung weiter, als sie diesen

Abend zu gehen sich vorgesetzt hatte; sie erklärte bestimmt, daß nach solchen Vorgängen ihre Ehe, auch wenn er glücklich genug wäre, Ida's Fallstricken zu entgehen, nicht mehr bestehen könne, und bat ihn, jeden Schritt, den er, sie aufzulösen, für nöthig finde, zu thun. Unfähig, nach diesem Worte, das ihr ganzes Wesen zertrümmerte, noch etwas hinzuzusetzen, verließ sie das Zimmer.

Wie sie am folgenden Morgen erst spät ihre Leute zu rufen sich entschließen konnte — denn nach einem unendlichen Unglück scheint es uns, als stünde es auf jedem fremden Antlitz noch einmal geschrieben — erhielt sie die Nachricht, daß Camille bei Tagesanbruch nach Genf abgereist sei. Sie ließ ihren Pfarrer kommen, der nach guter alter Sitte der erste Rathgeber des Hauses und, durch zahlreiche Verhältnisse der Art ausgebildet, auch Rath zu ertheilen geschickt war. Sie eröffnete ihm die erfolgte Erklärung in dieser Nacht und ihren festen Entschluß, ihre Heimath auf immer zu verlassen, weil sie die Schmach, eine geschiedene Frau zu sein, niemals vor den Augen ihrer Landsleute zu ertragen vermöchte. Der wackere Mann, dem sein Amt schon Misbilligung der Ehescheidung gebot, erschrak über den Entschluß seiner verehrten Beichttochter, er lehnte sich mit Gründen und geistlichen Drohungen auf gegen einen Schritt, der nur, um dem Laster zu steuern, gestattet werden könnte; aber gerade darum wollte ihn Melanie wagen; denn sie ängstigte sich vor dem verwerfenden Namen, den Camille's Verhältniß zu Ida im Evangelium trug, so lange sein Bündniß mit ihr

nicht gelöst sei. Wenn uns ein Unglück begegnet, das den geliebtesten Theil unsrer Lage zerstört, so wird es uns leichter, sie ganz aufzugeben, als unter den Trümmern fortzuleben; darum konnte sich Melanie auch die Möglichkeit gar nicht denken, in dieser Gegend unter diesen Menschen zu bleiben, nachdem öffentliches Ärgerniß ihr Leben befleckt hatte. Der Pfarrer mußte ihr nachgeben, damit er — denn soweit gehörte er bei aller Vortrefflichkeit doch seinem Stande an — die geistige Herrschaft nicht über sie verlöre. Der wackere Mann hatte soeben den Besuch eines Verwandten bei sich, der in Marseille wohnhaft war und in kurzer Zeit dahin zu gehen gedachte. Es ward mit Frau von Anillac verabredet, daß sie ihren getreuen Geschäftsmann über die traurige Scheidung mit allen Vollmachten versehen, einen Knecht, der schon viele Jahre dem Landhaushalte vorstand, als Verwalter anstellen und dann, unter dem Vorwande, ihrer Gesundheit einen Winter am Juragebirge zu ersparen, mit Herrn du Gange nach Marseille abreisen sollte. Sie meldete diese Beschlüsse ihrem Gatten nach Genf, mit der Bitte, bis zu ihrer Abreise entfernt zu bleiben; denn, wie unerschüttert sie ihren Entschluß auch ausführte, so fühlte sie doch die Grenzen ihrer Kräfte, und der Anblick Camille's schien ihr deren unvermeidlicher Untergang. Sie rechtfertigte jetzt auf gewisse Weise Ida's Lehre von der Herrschaft der Vernunft; sie war ein zwiefaches Wesen, das leitend und folgend zugleich, beharrlich nach dem erkannten Ziel sich hinbewegend, die Nothwendigkeit fühlte, keinen Blick weder rechts noch links zu thun,

weil der Abgrund der Verzweiflung ihr entgegengähnte bei jedem diesem Ziele fremden Gedanken. Der Brief kam mit der Bemerkung des Postbureau: „daß Herr von Anillac nicht mehr gegenwärtig und sein Aufenthalt unbekannt sei," nach Vauveron zurück, und bald erzählte man sich in den Gesellschaften der Stadt, bald kam auch die Nachricht aufs Land, daß er mit der Gräfin Altberg durch die Schweiz reise. Dieses Betragen, indem es Melanie von der Furcht, seinem geliebten Anblick noch einmal ausgesetzt zu sein, befreite, verletzte ihre Begriffe von Sitte und von Schonung so tief, daß sie alle Anstalten zu ihrer Abreise beschleunigte, sodaß sie wenige Wochen nach Herrn von Anillac Vauveron verließ.

Das Schicksal hatte freundlich für sie gesorgt, indem es ihr einen Reisegefährten gab, der bei der herzlichsten Theilnahme an ihr, selbst mit einem wichtigen Entschlusse beschäftigt, sie nicht in ihrer Schwermuth belästigte. Auf der Höhe von St. Aulaire ging sie, während das Mittagsessen bereitet ward, auf ein Fanal*) zu, das auf einem Hügel die Gegend überragte. Die daselbst stehende Wache sagte: Sehen Sie den ***see zum letzten Mal schimmern? Bei klarem Wetter können Sie den Kirchthurm von Vauveron erblicken. — Melanie sah weder den Schimmer ihres Sees, noch die weiße Mauer ihres Kirchthurms; aber das Gefühl des Scheidens, des Auswanderns, der Fremde, ergriff sie

---

*) Große Holzstöße, die angezündet werden, wenn das Landvolk aufgeboten werden soll.

mit furchtbarer Gewalt, und sie eilte, um ungestörter zu weinen, in den Gasthof zurück. Ich verstehe Ihren Schmerz, gnädige Frau, sagte Herr du Gange, indem er seine Schritte beschleunigte — so werde ich in kurzem meine Orangengärten, meine Olivenwälder, mein herrliches Meer verlassen und ferne ein Grab suchen. — Betroffen hielt Melanie ihre Schritte an und blickte fragend auf ihren Begleiter. Wirklich, sagte dieser, das ist das Geheimniß meiner Reise in Ihr Land. Ich habe meiner Kinder — deren Mutter Ihres Pfarrers Schwester war — Vermögensangelegenheiten in Ordnung gebracht und pflanze mich mit meiner jüngsten Tochter und ihrem Manne in Virginien an. Das nächste Frühjahr ist zu unsrer Abreise bestimmt. — Dieser Anfang von Vertrauen stiftete eine nähere Bekanntschaft zwischen den beiden, bisher nur durch feine Sitte verbundenen Reisegefährten. Du Gange entdeckte Melanie, daß er seit dem ersten Erwachen der bürgerlichen Freiheit in Frankreich ihr gehuldigt habe, als Krieger für sie gekämpft, als Bürger sie befördert habe, daß er sie mit unsäglichen Opfern seines Vermögens, seines Gefühls, ja mancher seiner Grundsätze durch alle Formen der Staatsumwälzung aufrechtzuerhalten gestrebt habe, aber nun seiner Täuschung entsagen müsse und lieber auf fremdem Boden ein Grab suchen wolle, als auf dem seines Vaterlandes ein Sklave sein. Meine Kinder, sagte er, sind alle schon ins thätige Leben getreten, aber jung genug, um diese Zeit und die Stürme, die ihr folgen werden, zu überleben. Nur meine jüngste Tochter nehme ich mit — oder sie eigentlich zieht mich nach sich.

Sie hat einen Deutschen geheirathet, der als Kriegsgefangener unsre Gegend betrat. Er mußte gezwungen für einen Fürsten dienen, der nicht sein Volk, sondern seine Herrschaft gegen Napoleon vertheidigte, der sein Bundesgenosse ward, sobald der Sieger ihn mit einer neuen Provinz erkaufte, und sein Verräther, sobald er eine Hoffnung erblickte, ein eigenmächtiger Herrscher durch die Besiegung Frankreichs zu werden. Seines charakterlosen Vaterlandes müde, an Frankreichs Wohl verzweifelnd, will er in einem freien Lande Freiheit suchen. Er hat mein Mädchen bezaubert und mich alten Gecken dazu. Der Plan der neuen Ansiedlung war mit der größten Überlegung begründet. Dörnberg, der junge Deutsche, war selbst in Amerika gewesen, hatte als Abgesandter mehrerer Familien die Güter gekauft, die Bedürfnisse berechnet und eine kleine Zahl gebildeter und kräftiger Menschen, von wackerm Gesinde, das sich an sie anschloß, begleitet, durfte hoffen, am Wabasch schon die ersten Grundlagen einer kleinen Colonie errichtet zu finden.

Je länger Melanie von diesem Plane sprechen hörte, jemehr bildete sich in ihr der Wunsch aus, durch eine solche Verpflanzung in einen fernen Welttheil ihr bisheriges Dasein abstreifen zu können und zwischen sich und den Denkmälern ihrer Jugend, ihres Glücks, ihrer eingebildeten Schmach das Weltmeer zu wissen. Sie ging der Bekanntschaft des Menschenvereins, der sie in Marseille erwartete, unwillkürlich mit der Ansicht entgegen, in ihnen ihre künftigen Lebensgefährten zu sehen. Bis zum nächsten Frühjahre wollte sie sich besinnen.

Bis dahin mußte ihre Ehescheidung ausgesprochen sein, bis dahin mußte sie über Camille's Liebesschicksal Kunde erhalten haben, und dann war ihre Vergangenheit vertilgt; und je verschiedener die Zukunft von ihr war, je eher konnte sie hoffen, sie zu ertragen. Herr du Gange ward mit Frohlocken von seinen Kindern empfangen. In der bewegungsvollen Seestadt war eine Überpflanzung nach Amerika gar nicht so eine schaudererregende Sache wie sie ängstlichen Binnenländern wol vorkommt. Die Kinder weinten wol um des Vaters Entfernung, allein das Weltmeer schien ihnen nicht die Grenze des Lebens zu sein. Jetzt eröffnete aber Dörnberg dem Schwiegervater eine Ursache, die Reise, statt das Frühjahr abzuwarten, noch in dem Herbstwetter zu beginnen — einmal hatten sie Nachricht, daß ihr Geschäftsmann auf der neuen Ansiedelung, die sie Val du Gange genannt hatten, jenseits des Mississippi ein Eigenthum gekauft hatte und im Herbst dahin abziehen wolle; das machte einen nachtheiligen Wechsel von Verwalter, oder die Gegenwart des Herrn nöthig; andererseits offenbarte sich eine Ursache, welche der jungen Gattin eine Seereise im Frühjahr sehr beschwerlich machen mußte, da man oft bemerkt hat, daß säugende Kinder nicht ohne Gefahr solche Reisen überstehen; und ein solches mit sich führen zu müssen, hatte sich die Gewißheit eingestellt. Die Bestürzung war allgemein. Man hatte sich gegenseitig vorgesetzt, die letzten Monate des Beisammenseins noch recht zu genießen. In Val du Gange fehlte noch Vieles, um es der Bastide, dem Familienlandgut an den Thoren von Marseille, ähnlich zu machen.

Aber die zarten Frauen konnten in Louissaille überwintern; die Rüstigern fürchteten auch nicht in dem halb ausgebauten Hause von Val du Gange einen Winter zu verleben, und wenn die überraschende Abreise die Freude des letzten Beisammenseins raubte, so ersparte sie auch die verlängerte Aussicht der Trennung.

Bewegt fragte sich Melanie, ob sie diese Veränderung in du Gange's Plan als Fingerzeig der Vorsehung, den ihren aufzugeben, sollte ansehen; oder ob sie ein Ruf sei, schnell, ehe neue Hindernisse einträten, ihn auszuführen. Babette, des jungen Deutschen Frau, zog die Entscheidung herbei. Melanie war von der ganzen Familie mit der einfachsten Gastfreiheit aufgenommen; die Mutter des Hauses war seit ein Paar Jahren gestorben; mit patriarchalischer Sitte räumte sie der fremden Matrone ihre Stelle ein, und von ihrer milden Schwermuth, von ihrer theilnehmenden Güte angezogen, umgaben sie dieselbe mit zuvorkommendem Bemühen, ihr Freude zu bereiten. Vor Allen that es Babette, die bei der nahen Trennung vom Vaterlande und der Seereise bei ihrem neuen Zustande den Verlust der Mutter mit erneuerter Bekümmerniß fühlte und sich deshalb aus innerem Bedürfniß einer mütterlichen Frau anzuschließen bestrebt war. Sie äußerte ein Paar Mal, wie glücklich sie sein würde, wenn unter den Frauen der kleinen Colonie eine Freundin, wie sie, ihr Muth, Sicherheit und Geduld zu geben im Stande wäre. Dieser Wunsch, in den alle die guten, für Babette interessirten Seelen mit einstimmten, wurde so oft wiederholt, die Ruhe, mit der alle Bekannte des Hauses von so

einer Seereise sprachen, stumpfte die Furcht vor dieser in Melanie's Phantasie so sehr ab, daß es nur eines kleinen Umstandes bedurfte, um ihren Entschluß zu bestimmen. Dieser fand sich in Briefen des Pfarrers von Vauveron. Herr von Anillac hatte auf dem Wege nach Berlin geschrieben, um eine ihm persönlich zugehörende Summe Geldes, über welche sein Geschäftsmann in Vauveron verfügen konnte, sich überschicken zu lassen; der Brief enthielt außer diesem Auftrag und seiner Adresse nur noch die Worte: „Ich bitte Frau von St. Amand, einen Unglücklichen zu vergessen, dessen Namen nicht verdient, mit dem ihren zusammengestellt zu werden." Der Geistliche hatte ihm die Anweisung auf dieses Geld an den angezeigten Ort abgesendet und zugleich um eine Vollmacht für einen Rechtsgelehrten gebeten, um in seinem Namen die Ehescheidung zu betreiben. Jetzt schien für Melanie das letzte Band an die Vergangenheit zerrissen; sie entdeckte Herrn du Gange ihren Entschluß, mit seinen Freunden sein Schicksal jenseits des Weltmeers zu theilen, und bat um Auskunft über die Bedingungen, die ihr Rechte und Eigenthum zusicherten. Die Sache war bald im Reinen. Melanie setzte ein Instrument auf, vermöge dessen sie Herrn von Anillac die Hälfte ihres ganzen Vermögens übermachte; nur in dem Fall er keine Kinder zurückließ, sollte es der Familie ihres ersten Gemahls zurückfallen. Sie ließ dieser Vergabung alle gerichtliche Form geben und schickte sie ihrem Geschäftsmanne mit der Anweisung zu, eine gewisse Summe, welche bei weitem noch nicht den Werth ihres Besitzthums in *** gleichkam, an Herrn

du Gange in Marseille zu übermachen. Über ihren Entschluß, nach Illinois zu gehen, meldete sie ihren Freunden nichts Bestimmtes, sie versicherte sie ihrer Heiterkeit, und wie sie in du Gange's Familie Töchter und Söhne gefunden, wie sie wirklich jetzt aus Wahl der Herzen von den Banden umschlungen sei, welche die Natur ihr verweigert hätte, und ihrem Wunsche gemäß von Kindern und frommer Liebe umgeben sei.

Der schmerzliche Abschied von der alten Erde, den Vätergräbern, die sie deckte, und den Mitgebornen, die sie ernährte, ging vor sich; man schiffte sich auf einem amerikanischen Schiffe ein. Die meisten der Männer hatten schon Seereisen gemacht; die Bequemlichkeit der Frauen war mit sinnreicher Sorgfalt bedacht, und so schwamm man, von Wind und Wellen begleitet, ohne Abenteuer nach Baltimore hinüber. Die einförmige Seereise diente nur dazu, die sich verwandten Menschen einander näher zu bringen. Melanie befand sich in Dörnberg's Gesellschaft sehr wohl. Des jungen Mannes Vater war ein Rheinländer und hatte mit Überzeugung an der Sache der Freiheit bei dem Anfange der Revolution Theil genommen. Er gerieth nach Paris und ging dort mit vielen Tausenden unter; seine Frau, die am Rhein zurückgeblieben war, suchte mit ihren jungen Kindern in Erfurt, ihrer Vaterstadt, eine Zuflucht. Ihre Geburt gab ihren Kindern Bürgerrechte; ihres Mannes Schicksal wurde von der Außenwelt vergessen, weil sie selbst es nie aus einem öffentlichen Gesichtspunkt angesehen hatte. Aber sein Sohn hatte es nicht verkannt; er sah ihn für den Märtyrer einer guten Sache an,

und diese Sache blieb ihm lieb; durch seine Verhältnisse gegen ihre Apostel aufgereizt, erhob er sie zum Ideal, und dieses ernste Interesse erstarkte des Knaben, später des Jünglings Gemüth. Gegen die Gewohnheit seiner Zeitgenossen begnügte er sich nicht mit Haß und Unterwerfung; er unterrichtete sich von der Geschichte des Landes, das seines Vaters unbekanntes Grab enthielt, und wünschte einen würdigen Feind bekämpfen zu können, zu seinem und seines Volkes Besten. Je reifer aber sein Verstand ward, je weniger sah er bei dem Kampfe Ziel und Klarheit; wie ihm deshalb das Loos fiel, thätigen Theil an ihm zu nehmen, empfand er nur den Genuß bewegter Kraft, nicht Kampfesbegier, nicht Siegesstolz. — Das Lob seiner Obern nach tapfrer Gegenwehr machte ihm keine Freude; denn er hatte nicht für die Sache seines Volkes gekämpft, und das erste Gefühl von Vaterland empfand er, wie er als Kriegsgefangener unter dem Heerhaufen der Feinde, aus dem Küstenbewohner des Mittelmeers wie den Fischer des Rheinufers zusammengesetzt, nur einen Stolz, ein Gelingen, ein Fehlschlagen theilen hörte. Leichter schien es ihm, sein Vaterland zu fliehen, als mit Tadel und Schmach darin zu wandeln; aber auf seines Feindes festgegründeten Boden mochte er auch nicht leben, lieber Alles von sich werfen und auf jener neuen Erde eine Hütte, ein Grab suchen. Dieser Entschluß bildete sich in Marseille aus, wohin man ihn als Kriegsgefangenen führte. Seine Mutter war vor kurzem gestorben; sein kleines Erbtheil reichte so eben zu, um eine Actie zu einer Niederlassung in Illinois zu kaufen, de-

ren Unternehmer sich in Marseille befand. Dieses Geschäft führte ihn bei Herrn du Gange ein; er lernte Babette kennen, deren Mutter eine Schwester **, eine Verwandte Fonfrede's war, und die sich mit Stolz rühmte, daß in diesen Vertheidigern der Freiheit das edelste Blut Frankreichs geflossen sei. Dörnberg hörte mit klopfendem Herzen, daß Herr du Gange Theilnehmer jenes Unternehmens sei, daß er mit der Zeit selbst Bürger von Illinois zu werden gedenke. Zum ersten Mal sah er in Babette sein weibliches Ideal verwirklicht: eine kindliche Jungfrau mit römischem Sinn. Bei den Geschäften des Haushalts thätig und zierlich zugleich, von den Verhältnissen ihres Landes unterrichtet, nach der Geschichte dessen, wohin ihr Vater sie zu führen gedachte, mit Wißbegierde forschend, versprach sie Gefährtin ihres Gatten zu sein, nicht sein Spielwerk, nicht seine Herrin. Bei Vorzügen, die sein Verstand anerkennen mußte, glaubte Dörnberg, daß dem Gefühl, was sie ihm einflößten, gar keine Übertreibung beigesellt sein könnte. Freilich gibt die Liebe zu einem edeln Gegenstande ebenso viel Kraft zum Entsagen, als nach dem Besitz zu streben; und wir wollen glauben, daß unser junger Freund die Probe bestanden haben würde; das Schicksal ersparte sie seiner Liebe. Du Gange fand sich selbst an den jungen Mann gezogen; gleiche Denkart, gleiche Lebensplane ebneten die Kluft der ganz verschiedenen Nationalität; der bewegliche Provencale und der bedächtige Thüringer wurden von einerlei Sehnsucht über den Ocean getrieben: Verzweiflung am Glück ihres Vaterlandes, kühne Zuversicht, sich ein neues zu schaffen,

im Jugendlande der Freiheit, der Cultur. Neben der kräftigen Jugend dieses Paares stand Melanie wie eine Cypresse zwischen zwei wurzelnden Eichen. Ihr Haupt gen Himmel zu heben, ist ihr Bestreben, unbedacht, ob ihre Wurzel fest stehe — auch sichern nur Schwesterzweige sie vor dem verheerenden Sturm. Melanie's Entschluß, ihr Vaterland zu verlassen, war ein Entschluß ihres klaren Verstandes, der die Grenzen ihrer moralischen Kraft kannte. Sie hatte den Schmerz eines zertretenen Herzens standhaft ertragen, sie würde ihn ihr ganzes Leben lang ertragen haben, denn sie war von dem Schutz der Meinung, des unbescholtenen Rufes umgeben; — allein, neben der empörendsten Mishandlung ihrer Zärtlichkeit, ein Schicksal zu erfahren, welches die Sitten ihres Landes mit Schmach bezeichnen, welches ihr Gewissen für verwerflich hielt — dazu hatte sie keine Kraft; einer Andern Rechte an einem Manne zu überlassen, die er ihr schon lange entzogen, die sie mit Edelmuth nicht mehr in Anspruch nehmen wollte, dazu gebrach ihr die Stärke. Das Außerordentlichste war für sie das wenigst Schreckliche, und wäre der Fuß des Hekla der einzige Ort der Erde gewesen, wo man Camille's neue Gattin nicht gekannt hätte, so wäre sie dorthin geflohen.

Sowie sie sich selbst unbewußt durch Gewohnheit, Sitte, ehrwürdiges Vorurtheil unter ihren angebornen Umgebungen aufrecht erhalten hatte, so gewöhnte sie sich jetzt, sich selbst unbewußt, in Babette und Dörnberg ihre Stützen zu sehen. Babette war kaum des Mutterumgangs entwöhnt, denn erst in den letzten Jahren

ward ihr die ihre entrissen; darum schloß sie sich um so herzlicher an sie als weibliche Gefährtin, sie erwartete töchterlich ihren Beistand als junge Mutter; Dörnberg hingegen verehrte in Melanie die Reinheit des Herzens, die ihre Irrthümer veranlaßt hatte. „Ein Weib, wie sie in unsern nordischen Zirkeln glänzen, sagte er, hätte eine vierzehnjährige Ehe nicht mit so einer Reinheit des Herzens überlebt, sie hätte nicht nach dem dreißigsten Jahre noch ein Mädchenherz gehabt, das dem unseligen Irrthume eines unreifen Jünglings zum Opfer werden könnte.“ Und ein andres Mal sagte er zu seiner jungen Frau: „In der Schüchternheit, mit welcher sie ihre Verhältnisse zu Camille viel mehr sich bilden ließ als sie knüpfte, sprach sich ihr gesunder Verstand aus, aber nicht wie eine durch Geistesfreiheit erstarkte, sondern der Zucht alle Freiheit aufopfernde Seele es vermochte. Bemerke, Babet, wie sie die Befangenheit ihrer Liebe Ahnung ihres Unglücks nennt. Sie verblendete sich nicht über das Verkehrte ihrer Verhältnisse, ihre Vernunft ward von der Andern gutmüthiger Unvernunft überrascht; und weil ihr Herz noch jung war, ward die liebende Schwächere von dem herrischen Stärkern —“ Babette loderte auf: Wie? Du vertheidigst diesen gefühllosen Schwächling . . . . . . „Bisher nicht; ich erklärte mir nur unsrer Freundin Irrthümer. Aber weil Du Camille so hart beschuldigst, so will ich ihn vertheidigen. In Camille ist nicht sowol Schwäche als Disharmonie der Kräfte, welche es ihm unmöglich machte, die Disharmonie der Verhältnisse zu überwinden. Camille taugte nicht unter die kühlen abgezirkel-

ten ***ern. Die Lebendigkeit, welche seine Nachbarn am Adour für das gebührende Feuer seiner Jahre gehalten hätten, erschien in Vauveron als Genialität; die anmuthigen Kinderpossen, für die seine Kameraden ihn geneckt hätten, bewunderten die schwerfälligen Bewohner des Seeufers als seltene Grazie. Da verlor der heißköpfige Jüngling das Maß für sich selbst. In seinem lebensfrohen unschuldigen Vaterlande hätte er mit einem Dutzend schöner Mädchen getanzt und getändelt, seine Phantasie wär' ruhig geblieben, und sowie sein Vater, Großvater u. s. w. hätte er eine der schönen Mädchen zur Frau genommen und wäre wie seine Reben und seine Ulmen auf dem Boden verblüht, auf dem er das Leben begrüßte. Nun versetzt das Schicksal dieses Naturkind neben unsre Freundin, die, wie der Vetter Pfarrer unserm Vater gesagt hat, damals noch in wunderbarer Fülle geblüht haben soll, — sie das einzige schöne Weib in seiner Nähe! — versetzt sie gegen ihn in das wunderliche Verhältniß der vertraulichsten Häuslichkeit bei einer conventionellen, abgezirkelten, spröden Sitte, die selbst das Unschuldige umhüllt und darum der Phantasie überall Stoff gibt. Wahrlich der arme Knabe hätte mich gerührt durch seine unverständige Tugend!" — Das ist eine eigne Tugend, die dem Gastfreund das Haus über den Kopf ansteckt! unterbrach ihn Babette...... „Nicht doch, meine Babette, ein geschwächter Mensch — denn das will doch Schwächling sagen? — hätte nicht der schönen Witwe Gemahl werden wollen — Du verstehst mich? Es ist ein interessantes Gemisch von Kraft des Willens und Unverstand in den

Lebensansichten dieses Menschen gewesen. Wie er seinem Gastfreund das Haus ansteckte, hielt er es für eine Mördergrube.“ — O Dörnberg, ich werde Dich hassen.... „Das wirst Du nicht! Du sollst Frau von Anillac für unmakelhaft halten, aber ihren Gemahl nicht verurtheilen. Babette, wenn Du an einen sechzigjährigen Gatten verheirathet gewesen wärst, und wir hätten uns kennen lernen und hätten uns geliebt, — denn das hätten wir doch unter allen Verhältnissen? — würdest Du nicht Deines alten Gatten Besitz Deiner als eine Unnatur empfunden haben?“ — Nun, so wäre ich elend gewesen...... „Und ich ebenso, mein Weib, und soweit wollte ich Camille vertheidigen, weiterhin bedaure ich ihn nur. Unsre Freundin kann und wird sich beruhigen, denn sie wird fortfahren zu lieben. Bei ihr ist es nicht der Besitz des Gatten, es ist die Liebe, deren sie bedarf. Es ist das allumfassendste Wohlwollen, auf einen Gegenstand concentirt — aber ihr bleibt noch viel Liebe für Andre, für Dich, für mich; immer am meisten für Den, dem sie am meisten dienen kann. So ist die Liebe in einem reinen weiblichen Herzen. Camille liebte aber wie ein sinnlicher Mensch — in ihm liegt das Edle noch unter einer gährenden Masse von unbestimmtem Wollen und Verlangen — wer weiß, ob es diese Masse je ausstößt! — Jetzt irrt der arme Mensch mit dem Bewußtsein, Glück zerstört, Gelübde gebrochen, seinen guten Ruf verloren zu haben, umher.“ — Das Bewußtsein wird ihn wenig drücken! Er wird als Gemahl der schönen Ida durch ihrer Familie Protection zum Glück gelangen, als Kammerherr oder solch

ein andres wichtiges Unding zu glänzen.... „Kühne Republikanerin, nein! unterbrach mit leichtem Spott sie der Gatte. Einen Umstand weiß unsre Freundin nicht, und auf das Verbot unsers Vaters soll sie ihn noch nicht erfahren, weil er sie bekümmern und dadurch ihre Gesundheit, die wir für die bevorstehende Reise recht zusammenhalten müssen, angreifen würde; Camille ist nicht zu dem Besitz jener Ida gelangt. Unser Vater erhielt vom Vetter Pfarrer die Nachricht, daß Camille unerwartet nach Vauveron kam. Wie ihm Melanie's Abreise hinterbracht ward, schien er wie vom Donner geschreckt. Er wiederholte voll starrer Verzweiflung die Worte: das habe ich verdient! Der Pfarrer fand seinen geistlichen Beruf darin, ihm Melanie's Zustand bei ihrem Abschied von ihren väterlichen Fluren recht furchtbar zu malen und endlich zu versichern, sie überlebe das nicht. Camille habe ihn aber stolz angesehen und gesagt: „Da kennen Sie ihr liebendes Herz schlecht. Sie wird es überleben, denn sie weiß, daß ich in Verzweiflung sterben müßte, blieb ich mit dem Gedanken, sie getödtet zu haben, zurück." Diese schöne Anerkennung von Melanie's herrlichem Gemüth lag dem guten Vetter freilich zu fern, ihm schien diese Rede Hochmuth und Unsinn; er trennte sich sehr kalt von seinem ehemaligen Liebling."

So war es wirklich. Nachdem Camille in jener Nacht, in welcher er seiner Gattin die verworrne Lage seines Herzens dargelegt hatte, allein geblieben war, suchte er sich von dem Vorgegangenen Rechenschaft zu geben. Sein Gemüth war auf das furchtbarste zerrissen, weil

er die Kraft verloren hatte, sein Gewissen — denn das ersetzt bei ungebildeten Menschen die Stelle der Grundsätze — von seiner Leidenschaft zu unterscheiden. Er hielt Melanie's Strenge gegen Ida für Wirkung des Neides, und die Leichtigkeit, mit der sie in die Scheidung gewilligt hatte, erschien ihm wie kalte Verachtung — und die konnte er nicht verdient haben, da er sich die schmerzlichen Gefühle seiner Brust für Unglück anrechnete, seine Verhältnisse wie ein unverdientes Schicksal ansah. Neid und Verachtung, Selbstsucht und Härte waren die Schuld, welche er jetzt Melanien aufbürdete. Dadurch nahm seine ganze Lage eine andre Farbe an. Seit er von Ida zurückgekehrt war, hatte seiner Gattin stilles Verdienst, der Friede, der sie umgab, die Demuth, in welcher sie ihren Pflichtpfad wandelte, lange Zeit ihm Ida's Andenken peinlich gemacht, so unaufhörlich es ihn verfolgte. Diese Lage war unnatürlich, sein Bedürfniß nach heftigen Empfindungen blieb, daher mußte sich die Unruhe in ihm anhäufen, bis die nun stattgehabte Krisis ausgebrochen war. Er ergriff mit Hast die Möglichkeit von einer Schuld von Seite Melanie's, er malte sie mit aller Schärfe der Leidenschaft aus und verließ endlich — wer begreift die Täuschungen eines nur von seinen Begierden getriebnen Wesens? — verließ ihr gastfreies Haus, weinend über sie, wie über einen gefallnen Engel.

Ida war erstaunt, ihn zurückkehren zu sehen. Sie hatte ihn durch ihre Briefe immer in ihren Ansichten und Grundsätzen weiterzubringen gesucht; seine Rückkehr hatte sie aber nicht verlangt. Sie hörte seinen

Bericht über die Erklärung zwischen ihm und Melanie mit Misfallen und bewies ihm, wie seine Handlungsweise den von ihm angenommnen Grundsätzen völlig widerspreche. Sie gestand ihm mit viel Kälte zu, daß in Melanie alle die Empfindungen stattgefunden haben möchten, deren er sie beschuldigte, daß diese aber auf seinen Gang keinen Einfluß hätten haben sollen. „Sie sollten sich durch Consequenz frei machen, sagte sie, und thaten es durch einen Theatercoup; nun stehen Sie da wie ein leidenschaftlicher Mensch, und es hängt nur von Ihrer Frau ab, Sie beim Worte zu nehmen, um Sie vor dem ganzen Ländchen gerichtlich als einen Undankbaren und, nach seiner beschränkten Sittlichkeit, als einen zügellosen Menschen darzustellen." Camille war vernichtet! er war sich bewußt, wie er gelitten, wie er gekämpft hatte, und hörte sich nun der Schwäche, der Zwecklosigkeit beschuldigen. Eine schreckliche Ahnung, die er sich gar nicht deutlich machen wollte; Stolz und Leidenschaft für diese Zauberin band ihm die Zunge, die Hoffnung auszusprechen, in der er geglaubt hatte, mit Ida einverstanden gewesen zu sein: die thörichte Hoffnung, seine Scheidung als Pfand ihrer Vereinigung anzusehen. Er schwieg und schwieg heute und morgen; und obgleich er wol der Schuldigste, wenn auch nicht der Strafwürdigste von Beiden war, schwieg er fortan mit der Scheue der Furcht, welche dem Fehlenden langsame Strafe bleibt, den seine ganze Bestimmung zum Guten berufen und nur Leidenschaft verführt hatte. Ida sah seine Qual mit unfühlendem Herzen und linderte sie in jedem ihr beliebigen Augenblick mit anmuthsvollem Zau-

ber. Sie zog ihn von neuem in den Kreis ihrer Täuschungen fort; er schmachtete Tage durch, genoß oder tobte eine kurze verlorne Minute und verzweifelte oft durch die schlaflose Nacht. So zog sie ihn, da ihr Vater bald nach seiner Rückkehr Genf verließ, mit sich fort auf den Weg nach Deutschland. Von Stuttgart aus foderte er von seinem Geschäftsmann in Vauveron die Nachsendung seiner Gelder und begleitete seine Herrin bis Frankfurt; doch hier sollte seine Täuschung enden. Graf Altberg schien sich dort auf längere Zeit einrichten zu wollen; Ida war von Männern umschwärmt, welche die frühern Rechte eines namen-, titel-, uniformlosen Südfranzosen nicht sehr zu beachten schienen. Ida äußerte bei ein Paar Gelegenheiten, wo seine einfach häuslichen Gewohnheiten, seine lebendig darstellende Sprache gegen die flache Kühle jener gebildeten Nordländer abstach, eine Verlegenheit, die Camille auffiel. Seine Verhältnisse traten plötzlich als Gegenstand der Aufmerksamkeit Anderer vor seine Seele. Den Entschluß, sie zu brechen, konnte er gar nicht denken — er verfiel also voll Bitterkeit auf das Mittel, was dem Übermuth des Mannes so nahe liegt — er wollte eine Anerkennung seiner Persönlichkeit durch physische Kraft erzwingen. — Bei diesem Entschluß konnte es ihm nicht an Gelegenheit fehlen; er fand Händel mit einem guten adeligen Jungen, den er, ein herrlicher Fechter, ohne Gefährde entwaffnete und an ihm, etwa nach Burschensitte, einen Freund gewann. Er zwang noch Einen und einen Dritten, ihn von dieser Seite nicht für ganz unbedeutend zu halten, und weil es rechtliche Menschen waren,

wirkte das einigermaßen und blieb geziemend verborgen. Endlich lachte ihn aber der ältliche Kammerherr eines untergegangnen deutschen Höfchens, dessen ganze Familie nach und nach in den untergegangnen Stiftern als Domherren untergegangen war, gerade ins Gesicht, wie er von der unendlichen Freude sprach, wenn an den Ufern des Adour am Johannisabend von allen Hügeln die Freudenfeuer gelodert, und er mit seinen Gespielen und den jungen Mädchen der Gegend die Ulmen mit Blumenkränzen behangen und die Reihen getanzt hätte. „O eine Idylle in Geßner's Geschmack, rief der Kammerherr, ein Schäfer von den Ufern des Adour, der sich nach Frankfurt verirrt hat!" — Camille hatte die Weise des Reihentanzes auf der Guitarre gespielt; er hörte des Kammerherrn quäkende Stimme und ließ ihn unter leisen Klängen aussprechen, dann schritt er mit leichten großen Schritten dicht vor den blonden blassen Beleidiger; sein Auge sprühte Feuer, seine schmalen korallenrothen Lippen ließen die blendendweißen Zähne wunderlich aber ohne Verzerrung erblicken; er riß ein Paar Griffe in die Saiten, daß alles Gespräch im Salon auf einen Augenblick verstummte, und sagte dem Kammerherrn ins Ohr: Morgen Mittag erwarte ich Sie beim Sandholz. Dann legte er die Guitarre mit ihren zerrissenen Saiten auf ein Tabouret und setzte sich neben Ida's Spieltisch. Den folgenden Morgen suchte der Kammerherr zu negoziren; Camille schlug es mit phlegmatischem Eigensinn aus; jener foderte nun Pistolen, da mit dem Degen zu fechten nie seine Sache gewesen sei. — Das galt Camille gleich, obschon sein

Secundant ihn bemerken machte, daß er, nach seinem eignen Geständniß, diese Waffe nie geführt habe. „Lassen Sie das gut sein, sprach Camille; mit der Vogelflinte schieße ich die Meve im Fluge, mit der Pistole wird sich's ja endlich auch zielen lassen.“ Der Kammerherr streifte Camille's linke Seite, sodaß die Rippen entblößt wurden; die Secundanten sahen ihn nach Luft schnappen und hielten ihn vor tödtlich verwundet, als er zielte, schoß und der Kammerherr hinstürzte. Nun sank auch Camille sinnlos auf den Rasen. Doch der Schrecken der Secundanten war für Beide vergeblich. Camille war von der Erschütterung in der Nähe des Herzens der Besinnung beraubt und blutete heftig, weil die Verletzung, ohne tief zu sein, sehr breit war. Noch einige Minuten athmete er schwer, aber bei vollkommner Besinnung. Seine Kugel, die er in dem gewaltsamsten Zustande abgeschossen hatte, da sein Herz von der Erschütterung des Schusses krampfhaft stockte, hatte dem Kammerherrn die Hüfte zerschmettert, und seine Gestalt und Schöne waren nach einer langsamen Heilung auf immer dahin.

Camille war durch seine Wunde am Ankleiden verhindert, sodaß er zwei oder drei Tage von seinen Besuchen bei Ida abgehalten ward; nach ihr zu fragen, widersprach dem Charakter seiner Liebe; er erfuhr nichts von der Gesellschaft, als was sein Secundant ihm als Stadtneuigkeit erzählte. Dieser Secundant war sein Gegner bei seinem ersten Zweikampf, ein hessischer Lieutenant, die treuste Seele, der lustigste Bruder, ein Mensch, der nur Gutes zu erkennen brauchte, um es

zu erfassen, aber gedankenlos neben vielem Guten vorüberging. Camille's Betragen beim Zweikampf hatte ihn aufmerksam gemacht, und seitdem war er ihm mit einer stillen, kindlichen Neigung zugethan, wie ein jüngerer Bruder, fast verschämt, stets anspruchslos, aber so innig, daß, um ihm nahe zu bleiben, ihn zu finden, er alle Gelage mied und seine breitschultrige Gestalt willig in die Sonntagsuniform knöpfte, um Camille in feinen Gesellschaften zu treffen. Braun, so hieß er, war Camille's Neigung für Ida nicht entgangen; aber von einer leidenschaftlichen Liebe, wie sie in Camille tobte, hatte er keinen Begriff, sondern war der stolzen Schönen nur feindlich, weil sie seinen Orestes kränkte. Am dritten Tage nach dem Zweikampf erzählte er Camille, daß in Graf Altberg's Hause Anstalt zur Abreise gemacht würde. Camille suchte vergeblich seine Empfindung zu verbergen; Braun nahm es wahr und sagte gutmüthig: „Hören Sie — mir däucht, Sie irren sich in der Gräfin, wenn Sie's ernst meinen. Hier weiß Jedermann, daß sie nach Wiesbaden geht, wohin sie einem schlesischen Baron Rendezvous gegeben, den sie zum Manne nimmt." Der gute Junge hatte herzliches Mitleid bei dem gewaltsamen Zustande, in den er den armen Biscayer gerathen sah, wie er ihm die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung auseinandersetzte. „Es ist eine Schande, daß so eine Hexe so einen braven Menschen um seinen Verstand bringt," murmelte er, indem er, mit gehaltener Kraft ringend, dem armen Camille, der bei dem schonungslosen Offenbarwerden seiner Bethörung, der aufgedrungenen Überzeugung des fühl-

losen Misbrauchs, den man mit seinem Herzen getrieben hatte, von einer wahren Selbstvernichtungswuth überfallen ward, Pistolen und Flinte, eines nach dem andern, aus den Händen wand und zum Fenster hinaus in den Garten warf. Wie die Waffen fort waren, packte der Unglückliche ihn selbst an und rang in zweckloser Wuth; da umfaßte ihn Braun wie ein Riese und hielt ihn fest ohne ein lautes Wort, aus Furcht, Herbeieilende möchten mit seines neuen Freundes Zustand bekannt werden. Endlich verließ Camille der Wuthanfall; der Blutverlust aus seiner Wunde, deren Verband bei dem Toben herabgerissen war, trug dazu bei, ihm die Kraft zu entziehen, er sank auf des Lieutenants Schulter und ließ sich aufs Bett legen. „Komm doch nur zu Dir, sagte ihm dieser nur halb leise, Du kannst sie ja nachher todtschießen oder ihm die Kehle abschneiden, aber die Leute müssen ja nicht sehen, wie sie Dich behext hat.“ — Zum Glück hörte ihn Camille nicht, er lag halb entseelt. Der Wundarzt schüttelte den Kopf; es mußte ein Arzt dazugeholt werden; der sah bedenklich aus. Der Lieutenant verließ den Kranken nicht mehr, er bewachte den todten starren Blick, mit dem Camille vor sich hinsah, legte die Hand an seine kalte Wange, bot ihm Wein, Essen und trat sachte zurück, wenn er lange vergeblich auf ein Zeichen der Annahme, der Weigerung gewartet hatte. Dieser Zustand hatte ein Paar Tage gedauert, da kam ein Brief von Gräfin Altberg an Herrn von Anillac. Der Lieutenant behielt ihn zurück und fragte den Arzt, ob er ihm denselben zustellen solle; er fürchte, er werde ihn gefährlich

erschüttern. — O das gebe Gott, rief der Arzt, dann kann er gerettet werden. Auf dem Wege, wo er jetzt ist, bricht er in den nächsten vierundzwanzig Stunden in Raserei aus. — Der Lieutenant schauderte und flog mit dem Briefe zum Kranken. In seiner dumpfen Bewegungslosigkeit beharrend nahm dieser ihn nicht aus seiner Hand an. Von Angst getrieben, riß der gute Hesse das Siegel auf, faltete ihn voneinander, hielt Camille die Unterschrift hin und rief ihm ins Ohr: „von Gräfin Ida, von Deinem Dämon, von Deinem Satan!" — Der Kranke schauderte leicht zusammen und blickte in den Brief; er las, zitterte jemehr und mehr; ein krampfhafter Frost schüttelte ihn, er ließ sich ins Bett bringen, und wie ihn der Arzt nach einer Stunde im heftigsten Fieber fand, sagte er mit Herzenserleichterung: Gottlob, nun können wir ihn retten! — Herr Doctor, rief der ehrliche Lieutenant, indem er dem armen Kranken, der Alles von sich stieß, die Decke feststopfte, da machen Sie sich einen betrübten Spaß, wenn Sie ihre Kranken erst ans Todesende führen, ehe Sie sie retten. Herr Gott, der Junge da! — seit ich ihm in die Augen sah, als wir uns schlugen, mußte ich ihn liebhaben und hätte mich geschämt, vor seinen Blicken Unrecht zu thun, und nun tobt er da wie ein unvernünftiges Thier. — In diesem Moment entsprang Camille dem Bett und fing, den Lieutenant für seinen Nebenbuhler haltend, mit ihm zu ringen an. Der gute Braun ließ sich anfangs mishandeln und bat wehmüthig, der Kranke möge ihn doch erkennen. Wie der Arzt aber Hülfe gerufen hatte, wies er die Herbeieilen-

den wüthend zurück, versichernd, daß keine fremde Hand seinen Freund berühren sollte. „Das ist meine Sache, wenn ich mich will kratzen und schlagen lassen,“ sagte er und suchte, indem Thränen sein ehrliches Gesicht benetzten, Camille zu überwältigen.

Das gelang, und des Arztes Voraussage traf ein. Camille genaß und war von seiner Liebe geheilt; aber nun hatte das tieferliegende Weh seines Herzens erst Raum. Ein gänzlich zerstörtes Leben lag hinter ihm, lag vor ihm. Er hatte Melanie unversöhnlich beleidigt: das war das Schrecklichste, denn seine Ehe wünschte er nicht zurück, seinen Wohlstand nicht; er wünschte nichts zurück und hoffte nichts von der Zukunft — nur das Eine: Verzeihung von Melanie zu erhalten! — In seinen eiteln Träumereien kam er oft darauf, wie glücklich er hätte sein können, wenn Melanie nicht seine Gattin geworden, wenn sie seine mütterliche Freundin geblieben wäre. Er war jetzt überzeugt, das hätte ihm genügt; — ich wäre rechtschaffen, ich wäre sittlich geblieben, sagte er zu sich selbst; aber nie erwähnte er mit einem Worte der Vergangenheit gegen seinen treuen Genossen. Während seiner Genesung hatte er manchen Plan für seine Zukunft zu entwerfen gesucht; von Braun mittelbar dazu angetrieben, der nichts natürlicher auf der Welt wußte, als daß er sollte hessischer Lieutenant werden wie er, und ihm versprach, in diesem Fall an seiner Seite zu leben und zu sterben — das Letzte noch lieber für ihn als mit ihm. Camille drückte ihm innig dankbar die Hand und suchte vergeblich ihm begreiflich zu machen, daß er nicht aufgehört habe, ein

Franzose zu sein. Der gute Lieutenant schlug sich drollig bestürzt vor die Stirn — wie hätte er sich das träumen lassen, einen Franzosen lieb zu haben! — Aber nun es einmal so sei, und er seine Bedenklichkeiten nicht verstünde, so möchte er sonst was vornehmen, wobei er zufrieden würde. Guter Fritz, sagte Camille und sah hoffnungslos in seine blauen gutmüthigen Augen, guter Fritz, das werde ich nie wieder!

Aber einen Plan entwarf er doch. In jener Zeit hatten viele Schweizerfamilien die Absicht, eine gemeinschaftliche Niederlassung in Illinois zu stiften, die auch wirklich noch jetzt unter dem Namen Neu-Vevay besteht, obgleich wahrscheinlich Keiner, der sich damals verabredete, mehr unter ihren Einwohnern sich befindet; allein jene Vereinigung hat doch die Gründung von Neu-Vevay veranlaßt. Einige dahinreisende Auswanderer bestimmten Camille, nicht mit ihnen, aber doch auf ihren Fußstapfen zu gehen. Er entdeckte seinem Freunde seinen Entschluß und gerieth in nicht geringe Verlegenheit, wie dieser sich bereit erklärte, ihn zu begleiten. Lieutenant, meinte er, könnte er überall sein, und das hätte er von Camille wohl begriffen, daß er jetzt einen rechten dummen Krieg führte; da er sich von ihm nun nicht trennen möge, wäre es am besten, er versuchte sein Heil auch in Amerika, wohin schon mancher brave Hesse gewandert, und dessen Boden ja ohnehin schon von Hessenblute gedüngt sei. Anillac fand den Punkt bald, von dem aus ein braver Hesse gewonnen wird; er bedeutete ihn, daß ein solcher nur als Sieger oder Krüppel den Dienst verläßt, und so

ließ ihn der Treue nach dem bittersten Abschiede nach *** abreisen.

Melanie noch einmal zu sehen! das war ein Bedürfniß, ohne dessen Befriedigung er nicht hoffte leben zu können. Es war reine Herzlichkeit bei ihm, denn er rechnete sicher darauf, schon von ihr geschieden zu sein; er war auch überzeugt, daß dieser Schritt nöthig und recht sei; ja der Charakter, den seine Empfindung für seine Frau genommen hatte, entfernte alle Möglichkeit einer Wiedervereinigung als Gatten. Es war Sohnesliebe, es war Sohnesreue, was ihn trieb, und jemehr seine Kräfte nach der schwächenden Krankheit zurückkehrten, je lebhafter ward dieses Sehnen, ihre Verzeihung, ihren Segen mit sich zu nehmen. So kam er in Vauveron an; er hatte den Abend abgewartet, er trat zum Pfarrer ein, wollte sich durch ihn eine Zusammenkunft mit Melanie verschaffen und sie nur einmal, nur heimlich sehen. Sein Betragen bei der Nachricht von ihrer Abreise, das Geheimniß, was ihm der Pfarrer aus ihrem Aufenthalt machte, die Scheidungsacte, die er ihm in die Hand legte, der Schenkungsbrief über die Hälfte ihres Vermögens nebst einem Briefe von Melanie, in dem sie mütterlich ihn bat, froh und gut zu leben — das Alles hätte ihn vor seiner Krankheit wüthend gemacht. Diese war ein Wendepunkt seines Wesens gewesen — ehemals hatte er mit Allem gezürnt, was nicht seinen Willen that, jetzt hatte er alle Ansprüche aufgegeben; aber nicht wie ein Bescheidener, sondern wie ein Beraubter. Nicht mit Heftigkeit, sondern mit finstrer Bitterkeit hörte er den Pfar-

rer an. Dieser misverstand ihn, glaubte einen Verstockten erschüttern zu müssen und beschrieb ihm Melanie's Abschied von ihren langgewohnten Umgebungen in Bauveron als eine Jammerscene, die er nicht gewesen war. Darauf erwiederte Anillac mit Verachtung: „Sie haben Melanie schlecht gekannt, wenn Sie meinen, sie sei aus Haß gegen mich fortgegangen. Sie liebt mich, und wir brauchen uns nur zu sehen, um uns zu verstehen." Der Pfarrer gerieth in Amtseifer, sie trennten sich mit gegenseitigem Unwillen.

Soweit hatte ihn nun sein Trotz aufrecht erhalten. Jetzt aber verließ er am späten Abend den Pfarrer, unfähig, Licht, Menschen, Rede zu ertragen. Er ging die Weinbergswege hinauf bis an die Stelle, wo ihm Melanie ehemals das Leben gerettet hatte. Dort warf er sich ins Moos und brütete im dumpfesten Gefühl gethanen und erlittenen Unrechts. Nach einer Zeit hörte er ein Kind weinend entlang eines der Terrassenwege laufen; eine weibliche Stimme rief aus den Weinbergen: Camille, was weinst Du? — Ach Mama, ich hielt mich für verloren! — Siehst Du! so geht's den Kindern, wenn sie von der Mutter gehen, antwortete die weibliche Stimme, die Anillac für eine Bäuerin erkannte, deren Kind er aus der Taufe gehoben. Sein Name, diese zufälligen Worte, die Erinnerung an jene Taufe, die in das erste Jahr seiner Ehe fiel, sein jetzt zur Gewohnheit gewordener Wunsch, Melanie stets als Mutter lieben zu können, kreuzten sich wie Prophetentraum und Richtersprüche in seinem erhitzten Gehirn; er floh von diesem Platz, wo ihm Menschen nahe wa-

ren, und strich durch das Dickicht des Waldes nach einer fernen einsamen Wohnung, die er spät nach Mitternacht erreichte und dort unerkannt ein Obdach verlangte. In der Zeit und in der Gegend war man einzelne, traurige, oft zum Verbergen gezwungene Reisende gewohnt. Die Eigenthümer des abgelegenen Hofes ließen Camille ein Paar Tage bei sich ausruhen, ohne sich um seine Geschäfte zu bekümmmern; und er fand in den wenigen liebevollen Worten von Melanie's Hand, die ihm der Pfarrer zugestellt hatte, einen Leitfaden zu einem Entschluß. Er ging am dritten Tage nach Vauveron zurück; der gute Pfarrer erschrak über seinen Anblick. Schon bei seinem ersten Besuch hatte er in ihm nicht mehr den blühenden Mann erkannt, dessen Haltung und Kraft der ganzen Umgegend zum Muster diente; aber der stumme Gram dieser Tage hatte ihn gänzlich entstellt. Der Pfarrer bereute seine Härte gegen ihn; jetzt hätte er ihm gerne Trost gegeben, denn seine alte Herzlichkeit wachte, von Mitleid angeregt, wie das zerstörte Gebilde vor ihm stand, in ihm wieder auf; die Kälte und der Stolz, mit welcher Camille sein kurzes Geschäft betrieb, verhinderten ihn, sie zu äußern. Er stellte dem Pfarrer die Schenkungsacte wieder zu, nachdem er sie mit folgenden Worten unterschrieben hatte:

„Von dem Unterzeichneten mit dem gefühltesten Dank und der innigsten Verehrung angenommen, aber bei dem Pfarrer bis nach weiterer Rücksprache mit der Geberin niedergelegt."

Dagegen ließ er Frau von Anillac's Geschäftsmann

kommen und trug ihm auf, seine kleine, von Fräulein von St. Amand gemachte Erbschaft zu sammeln und sie ihm an ein Handelshaus nach Basel zu übermachen. Darauf entfernte er sich mit einem Wesen, das dem Pfarrer die schrecklichste Ahnung über die Folge seines Zustandes zurückließ.

Er irrte sich aber. Die Leidenskraft des Menschen ist von allen seinen Kräften am schwersten zu berechnen. Camille ging nach Basel, miethete sich ein Privathaus und vegetirte dort, bis ihm das angewiesene Handelshaus das ihm von Fräulein von St. Amand zugefallene kleine Kapital auszahlte. Dann machte er sich nach einem norddeutschen Hafen auf, um nach Baltimore überzuschiffen. Seit seiner Abreise von Frankfurt waren mehrere Monate vergangen. Seine Art zu leben, seit er Melanie's Abreise von Vauveron erfahren hatte, zeugte von der Abspannung seines Wesens. Er setzte seinen Weg ohne Zeitmaß fort; zuweilen mit öffentlichen Anstalten, wo ihn aber der Anblick eines ihm widrigen Gesichts unter den Reisegefährten vermögen konnte, zurückzutreten und eine andere Art des Fortkommens zu suchen. Ebenso machte er auch Strecken des Weges zu Fuße, wobei er vom Wege ab durch einsame Gegenden strich und mehrere Tage in einzelnliegenden Hütten verweilte. Diese Laune befiel ihn auch von Friedberg aus, der Nidda entlang, durch die einsamen Fluren, als er an ein Dörfchen kam, das in einer Bucht der niedern Hügel, in der farbigsten Umgebung des satten Wiesengrüns, der reifenden Kornfelder und der frisch nachgewachsenen Kleestreifen lag. Aus schlechtgebauten Hütten mit

halbverklebten kleinen Fenstern riefen ihm treue, starre blonde Gesichter in ruhigem Tone einen guten Abend zu. Vor einem Hause mit größeren Scheiben und einer struppigen Holderlaube in dem kleinen, an einem rauschenden Bach liegenden Wurzgarten stand ein alter Mann, dessen ärmliche und doch den Kirchendienst andeutende Kleidung den Schulmeister des Dorfs zu verrathen schien. Camille irrte, wie er bald einsah; es war der Pfarrer selbst, und er beantwortete Camille's Bitte, sich auf der Bank neben ihm ausruhen zu dürfen, mit freundlichem Darreichen der Hand, ohne zu sprechen. Fortwährend sah er die Straße hinab, wo noch ein großes tölpisches, schlechtunterhaltenes Haus innerhalb eines Hofes lag, dessen Staketgehäge verfallen war, dessen Gatterthore kaum in den Angeln hielten. Der Kirchenmann sprach nicht; Camille glaubte Thränen unter seinen grauen Augenwimpern zu sehen. Bald erschien in dem kleinen Gärtchen eine weibliche Gestalt und pflückte braunen Mohn, Todtenblumen und Nachtschatten. Ihr Gang verrieth Alter oder Schwäche; ach, es war Beides, wie Camille wahrnahm, da sie jetzt aus dem Hause trat und zu dem Geistlichen sagte: „Er kommt noch nicht; dort kann ich ihn auch sehen." — Zugleich wies sie zu der gegenüber hochliegenden Kirche. Der Mann legte ihr bejahend die Hand auf die Schulter, und sie ging. Camille nahm wahr, wie sie an einem Grabe stehen blieb; aber was sie machte, konnte er eines vorstehenden Leichensteines wegen nicht sehen. Diese Umgebung zog Camille an; schweigende, traurige Menschen, nichts, was an Jugend und Freude

erinnerte. Er sagte ohne weiteres Nachdenken: Herr Pfarrer, darf ich nicht ein Paar Tage bei Milch und Brot ihr Kostgänger sein? Ich bin müde, aber nicht krank; Sie haben nicht für mich zu sorgen. Mein Bursche wohnt im Wirthshause. — Der Geistliche blickte ihn nun an. Ach, das Gesicht konnte nur Zutrauen und Mitleid erwecken! — Das können Sie, bei Milch und Brot, erwiederte er; denn viel mehr hab' ich nicht. — Nun schwiegen sie Beide. Nach einer Weile kam die Frau schnell vom Kirchhofe, rief im Anlangen in Thränen erstickt: Er kommt, der Fritz kommt! — und verhüllte, auf die Bank niedersitzend, ihr Gesicht. Der Pastor beugte sich zu ihr und sagte mit Fassung: Dieser Zeit Leiden, meine arme Anna..... sind der Herrlichkeit nicht werth! fuhr die Frau fort, indem sie ihr Gesicht aus dem Tuche erhob und von Thränen überströmt gen Himmel sah; geh' zu ihm! — und sie deutete zu dem verfallenen Gatterthore hin. Camille hatte sich aus Ehrerbietung gegen den Schmerz der Frau um einige Schritte entfernt, jetzt ging er in unbewußter Theilnahme an diesem unverständlichen Vorgange dem Pastor nach, der in das große Haus trat, als eben eine schlechte Chaise in den Hof fuhr. Eine alte Frau und mehrere jüngere Frauenzimmer erschienen an der Thür, ein Soldat stieg aus dem Wagen und half behutsam einen Mann in Uniform herausheben, der mit heiterer Stimme: Gott grüß' Euch! rufte. In demselben Moment, wo Camille Fritz von Braun's Stimme erkannte, hatte Fritz, durch ein Paar Bauern auf den Armen emporgehoben, Anillac's Gesicht durch die

Staketen erblickt, und sein grenzenloses Jubelgeschrei machte die Umstehenden vor Erstaunen erstarren. Die Verwirrung des nächstfolgenden Auftritts, die Freude des treuen, bei Austerlitz zum Krüppel geschossenen Braun, die bange und doch unendlich wohlthätige Empfindung in Camille's öder Brust, wie er das einzige Wesen, das ihn liebte, vor sich sah — das erlaubt keine Schilderung, und Braun's Familie bietet keine malerischen Gegenstände darin dar. Sie bestand aus ganz gemeinem Landadel, der, zu hochmüthig, seine Söhne zu Landbauern zu machen, zu arm, sie an den Hof zu schicken, sie nach und nach ins Militair steckte und nun den jüngsten als dienstunfähig im sechsundzwanzigsten Jahre aus dem Feldzuge in Mähren zurückerhielt. Der Stammherr lebte hier mit seiner Frau, seiner Mutter und mehreren Schwestern. Drei Söhne waren noch in wirklichem Kriegsdienst. Das klagende Mitleid, mit welchem der verkrüppelte Bruder empfangen ward, erhielt durch den Ausdruck höherer Freude, das Camille's Wiedersehn in ihm erweckte, keine wohlthätige Zumischung; halb war's Eifersucht, halb Befremden und Scheu vor dem ausländischen Fremden, was ihren Familienkreis drückend machte. Fritz hatte gleich dem Bruder zugerufen: Hans! logier mich zum Pollux, aber laß mir meinen Freund nicht von dem Hofe weg! — Allein Anillac hatte diese Einladung mit dem Zeugniß des Pfarrers, daß ihr Contract schon geschlossen sei, bestimmt abgelehnt. Aus den Reden der Gegenwärtigen lernte Camille nun auch seines traurigen Wirthes Schicksal kennen. Auch er hatte zwei Söhne, und der älteste

ward zum Kriegsdienst gewählt. Mit Schmerzen sahen die Eltern ihn ausziehen und betrachteten jetzt den jüngsten, der Kirche bestimmten als die Stütze ihres Alters. Der Vater hatte sich drei Jahre lang das Nöthigste entzogen, um ihn studiren zu lassen; der jüngste kehrte in sein Vaterhaus, ihm als Gehülfe beigesetzt, zurück; da starb er an einer Brustentzündung in eben den Tagen, wo sein Bruder bei Austerlitz von eben der Kartätsche, die Fritz von Braun das Knie zerschmetterte, getödtet ward. Die dunkeln Blumen trug die Mutter auf ihres Jüngsten Grab und betete um Kraft, von dem zurückkehrenden Kriegsgefährten ihres Ältesten die Geschichte seines Todes zu vernehmen. Die fehlte ihr, wenn sie in dem kleinen Zimmerchen mit weißen Vorhängen die zurückgelassenen Bücher ordnete, die Wäsche der Todten in die kleinen Wandschränke legte, wenn sie die enghalsigen Blumenvasen mit frischen Blumen auf den Schreibtisch setzte; weiter war ihr nichts mehr von den Geliebten geblieben! — Indem sie alle Zeugnisse ihres Todes um sich sammelte, vergegenwärtigte sie sich ihr ehemaliges Leben. Camille ward das Zimmerchen eingeräumt, wo die Söhne gewohnt hatten; nur ihr Tod hatte ihm Platz in dem kleinen Hause geschafft. Die Kinderberaubte kam das erste Mal zitternd herein, brachte dem Vogel sein Futter, den Blumen Wasser. Camille gab ihr stillschweigend die Hand. Abends ließ sich Fritz herübertragen, saß auf Gustels Stuhl, Camille auf Antons Schemmelchen. Die Mutter blieb an der Thür stehen und weinte bitterlich. Das ging Camille durch die Seele; er führte sie herbei, nannte sie

Mutter und setzte sie auf den alten Lehnsessel, den sich der Vater vorbehalten hatte, wenn er, seinen Söhnen ihre Aufgabe dictirend, in der Abendsonne hier der Aussicht genoß. Da spann sich ein Band zwischen Lebenden und Todten um die alten und jungen Verwaisten, und Camille ward's wohl in der frommen Beschränktheit. Er entdeckte sich seinem Gastfreunde nicht, er konnte nie, mit Niemand von seinem Schmerz sprechen; auch Fritz Braun sagte er nur, daß seine Maßregeln, nach Amerika zu gehen, genommen wären. Da ward Fritz ein Paar Tage lang still und befremdete damit seine Freunde; denn sein Bein heilte so gut, daß er mit der Krücke ohne Schmerz umherschritt und des Wundarztes Versprechen, mit einem kurzen Fuß am bloßen Stocke gehen zu können, zu vertrauen anfing. Eines Abends, wie die guten Leute zusammen in der Holderlaube saßen, sagte Fritz zu Camille: Glaubst Du denn nicht, daß Mathematik, auf Feldmessen angewandt, auf Bauwesen, Bergwesen im Kleinen, als Steinbrüche u. dergl., da an dem Wabasch auch ihr Brot finden könnte? Da mir das Gehen fast gar nicht mehr wehthut und der Brustschmerz gewiß aufhören wird, wenn ich die Krücke nicht mehr unter den Arm stütze, so könnte ich ja ebenso gut am Wabasch herumhinken wie hier. — Camille ward schmerzlich angeregt — sein Plan „sich aus der Welt zu verlieren" wurde durch des treuen Menschen Absicht gestört. Lieber! und Deine Familie? — Herr Pastor, wendete sich der Lieutenant, ohne ihm zu antworten, zu dem Geistlichen, Sie haben uns einmal etwas in der Bibel lesen lassen, wie der

Herr Christus als kleiner Junge seinen Eltern davongelaufen und im Tempel gesteckt sei, und wie seine Eltern ihn ausgeschmählt, habe er auf die kleinen Kameraden, denen er Gottes Wort gelehrt hatte, gezeigt und gesagt: die wären ihm die Nächsten. Damals war ich dem Herrn Christus sehr gram, daß er die Kameraden der Mutter vorzog, nun aber habe ich mir die Sache anders erklärt. Christus wollte da bleiben, wo er am nützlichsten war, und darum sagte er, die Knaben, welche er lehrte, wären ihm näher als seine Eltern, die ihn nicht brauchen. — Nun, Herr Lieutenant, was hat das aber mit Ihrer Reise nach Amerika zu thun? — Das will ich Ihnen sagen. Sie wissen wohl, wie es in meines Bruders Hause und bei meiner Mutter steht. Ich kann ihnen nichts helfen, mein Kamerad hier (er reichte Camille seine Hand), der bildet sich ein, mich nicht zu brauchen, bildet sich ein, allein sein zu können, das glaube ich nicht, und ich brauche ihn. Ich werde also meiner Mutter Segen erbitten, meinen Pathenpfennig in die Hand nehmen und gehen mit Camille, der mir das nicht abschlagen kann. — Recht geben konnte ihm jetzt noch keines aus dem kleinen Kreise, aber sie weinten Alle um so viel Liebe und Treue. Nach weiterem Berathen konnte der Pastor seinen Gründen, fortzugehen, keinen wichtigen entgegensetzen, um so weniger, da die Verwandten des jungen Mannes nichts gegen den Plan hatten. Die kleinen Anstalten zur Reise wurden bald gemacht; aber viel schwerer waren die zum Abschiede von dem fortan einsamen Elternpaar im Pfarrhause. Hier hatten die jungen Leute ein freund-

liches Blendwerk von wiedergekehrten Söhnen aufgestellt. Beide Alten wußten wohl, das sei ja nur Thorheit; aber sie gestatteten sie sich selbst, wie der Fieberkranke kühlende Blätter auf seine brennende Stirn legt — er weiß, daß sie welken, daß die Glut fortbrennt, und drückt sie doch hin, weil sie den Augenblick lindern. Der Alte freute sich an Braun's rüstigem Muthe, mit dem er die Fähigkeiten und Kräfte seines verstümmelten Lebens berechnete — darin glich er seinem Gustel, dem Soldaten; die Mutter lächelte halb verschämt, wenn Camille, wie ihr Anton es that, ihr beim Spazierengehen übern Bach half, ihr beim Obstbrechen den Korb trug — sie lächelte unter Thränen. Allein der Abschiedstag erschien; die beiden Auswanderer eilten, an den Ort ihrer Einschiffung zu gelangen, und ehe noch ein Jahr verflossen war, verklang in dem kleinen Pfarrhause an der Nidda das kümmerliche Leben leiser und leiser. Neue Gräber begrasten sich neben Antons Hügel, und keine Mutterhand schmückte diesen mehr mit Blumen, keine Vaterthräne netzte seinen Staub.

Ein ganzes Jahr früher, als Camille sich mit seinem Gefährten in Amsterdam einschiffte, war Melanie mit ihren Gefährten in Baltimore angelangt und von hier nach Louissaille abgegangen. Babette fand hier ein sehr bequemes Unterkommen für ihr Kindbett, Frau von Anillac blieb bei ihr, und die Männer gaben ihnen bald die genugthuendsten Nachrichten von ihrer Ansiedelung in Val du Gange. Die fremden Umgebungen waren ein Mittel mehr, die beiden Frauen einander zu verbinden; die Geburt eines muntern Knabens erweckte

in Melanie die schmerzvollsten Erinnerungen, und zugleich knüpfte sie ein neues Band zwischen ihr und der neuen Welt, in der sie lebte. Besonders wie nach der Tagesgleiche die ganze Colonie sich in Val du Gange vereinigte, sah sie die Gegenwart und die Zukunft ganz in Bezug auf den Neugebornen und durch ihn auf seiner Eltern Wohl an. Sie hatte ihn als Taufzeugin Camille genannt, und mit humoristischer Feierlichkeit hatte ihr der Großvater du Gange, ihr Mitgevatter, sein Recht, dem Knaben seinen Namen als Rufnamen zu geben, übertragen. Jean Calvin Camille ward also Camille genannt und der Name, so oft dem krausköpfigen Knaben gegeben, stiftete in Melanie's Erinnerung der Vergangenheit eine wohlthuende Verwirrung — sie dachte endlich an Camille wie an einen geliebten Sohn und gab in jedem Briefe nach Europa Aufträge, den Verlorenen zu suchen.

Wer ohne ängstliche Plane, ohne die Sorge, das erste Bedürfniß zu stillen, sich dieser Niederlassung anschloß, ohne ein von Erinnerungen gequältes Herz mitzubringen, mußte Val du Gange, diese kleine, stille, grünende Welt, für ein gelobtes Land halten. Die Natur und der Mensch schienen zusammen zu wetteifern, wer die üppigste Pflanzenwelt schüfe. Die Höhe der majestätischen Waldbäume, die Jugendfrische der dreiblättrigen Stauden, der Farbenglanz der Blumen auf Gipfeln, an Ranken, am duftenden Boden lockten das Auge wol von den symmetrischen Reihen der schönblühenden Tabaksfelder, von den reichen Pflanzungen des Mais, von den malerischen Rebengeländern ab, die aus den

Juraabhängen hierher verpflanzt, ihr indisches Vaterland wiederzufinden glaubten und ihre Ranken, fröhlich, als böten sie sie dem Tyrsosschwinger zum Schmuck, von der Magnolia zur Feige, von ihr zur Mimosa fortschwangen! — Dort zu dem duftenden Gebüsch ziehen sich buntgefiederte Vögel und Insekten, die wie schwebende Blumen neben den glänzenden Blüten den Farbenreichthum vermehrten. Hier unter dem Feigenschatten sitzen fröhliche Mütter, den Säugling an der Brust, dort schneiden blühende Mädchen den fetten Klee, die noch nicht verhallten Lieder des Mutterlandes singend. So lange das Licht des Tages über die Gegend leuchtete, theilte der Anbau des Menschen mit der Fülle der Natur die Bewunderung des Beobachters; wenn aber die Sonne hinter den Hügeln niedersank, erlag der Mensch dem Gesetz seines Daseins und kehrte mit vielen Geschöpfen in ein beseligendes, kurzes Vergessen zurück; dann aber besiegte ihn die Natur — es regte sich ein neues geheimnißvolles Leben in dem Säuseln der Wipfel, in dem Flüstern der Halme, in den zitternden Mondstreifen, in den Leuchtwürmern, die, kleinen Sternen gleich, über die Blumen schwimmend, einen kleinen Himmel bildeten unter dem großen, wo ihre ewigen Brüder in stiller Freude auf ihr Spiel herabschauten. — Aber das geheimnißvollste Leben, so groß und unerklärlich, daß es oft das Menschenherz zu mächtig ergriff, regte sich auf den Wellen des Flusses. Leises Seufzen und sanfteinwiegende Töne, wie zwischen Säugling und Mutter gewechselt, glitten über die Fluten, Klänge wie Harfenaccorde hallten vom Felsufer und

rollten langsam das Gestade entlang, bis sie im Lispel des Rohrufers erstarben. Einsame Fischer, wenn sie das hörten, hielten im Ruderschlag inne, und die Stille ward so tief, daß das Echo endlich nichts mehr widerzuhallen hatte als das Plätschern der Fische, welche über die Wasserfläche emporsprangen!

In dieser jugendlichen Schöpfung richteten die Marseiller sich ein. Du Gange war Finanzminister der kleinen Colonie, Dörnberg Director des Landbaues. Die Felder waren schon im Anbau, aber dennoch bedurfte es Muth und Geduld, eine neue Cultur unternehmen zu lassen. Es gelang. Nach zwei Jahren waren die Arbeiten richtig vertheilt, das Eigenthum getrennt, die Gemeinbedürfnisse gesichert und der Weg zum Erwerb für den Einzelnen eröffnet. Die Colonie besaß am Wabasch hinaufwärts noch viel unbebautes Land, das man mit behutsamer Auswahl an neue Ankömmlinge zu verkaufen gesonnen war. Da die Nachfrage um so häufiger ward, als die Einwandrer in entlegenere Ländereien beim Durchwandern den Segen im Val du Gange bewunderten und oft hier zu bleiben wünschten, fand Dörnberg für gut, einen Geschäftsfreund in Louissaille um die Übersendung eines Feldmessers zu bitten, der den Umfang eines gewissen, zum Verkauf bestimmten Landstrichs vermessen sollte. Er war nicht wenig befremdet, einen stark hinkenden Mann anlangen zu sehen, der beim Eintritt in barbarischem Französisch ersuchte, sich an sein Gebrechen nicht zu stoßen, weil es seiner Arbeit nicht Eintrag thäte. Dörnberg merkte ihm den Deutschen an und erfreute den hinkenden Geometer

unendlich durch die vaterländische Rede. „Und doch, verwies der Fremde sich selbst, ist es nur ein Beweis meiner unbegreiflichen Ungeschicklichkeit, daß ich das Französische nicht erlerne, denn Gott weiß es, es ist mir seit fünf Jahren Sprache des Herzens.“ — So? also ein französisches Weibchen? „O Gott nein! daran dachte ich armer Krüppel nie; ein französischer Freund, dem ich daher folgte, und der nichts anders sprechen mag.“ — Diese Wärme gefiel Dörnberg. Er führte den Mann bei seiner Familie ein, und der Geometer drückte die treuherzigste Freude aus über Babette's Kinder, deren sie jetzt drei besaß, und über die schöne Großmutter und das geordnete Haus. Nach einem Rasttage gings an die Arbeit, und der hinkende Feldmesser war so behende und pünktlich, daß Dörnberg vielmal wünschte, einen solchen Gehülfen bei mancher Einrichtung seines Anbaues gehabt zu haben. Bald bewies der Feldmesser, daß er auch ein Baumeister sei, und Dörnberg machte ihm den Antrag, den Bau eines neuen Hofes, den er durch ein junges Ehepaar aus der Colonie zu bevölkern gedachte, zu übernehmen. Der Geometer, der mit der ganzen Familie beim Frühstück saß, blickte innig vergnügt um sich her in den Kreis, der drei Generationen versammelte, und erwiederte: daß er sein Leben unter solchen Menschen zubringen möchte; aber länger von Louissaille entfernt zu sein, ohne seinen Freund Evrieux zu sehen und sich zu versichern, daß er seiner nicht bedürfe, das vermöge er nicht. Alle erkannten beifällig dieses treue Verfahren. „Was treibt Ihr Freund in Louissaille?“ fragte Frau von Anillac, zum ersten Mal

ihre Rede besonders an ihn richtend. — Er gibt Unterricht in Musik und Zeichnen. — Da wird er viel Geld verdienen in der Stadt, sagte Dörnberg mit Mismuth; die reichen Leute möchten ja alle ihre Töchter zu Pariserinnen machen, indeß wir tüchtige Hausfrauen bedürfen. — Schau Den, wie Der lästert, rief Vater du Gange, Ostgothe! Kunst und Gesang willst Du ausschließen aus Deinem Eden? — Der Geometer nahm etwas beleidigt das Wort: Evrieux will nur eine kleine Summe erwerben, um sich ankaufen zu können. Er hatte sie und kam deshalb hierher; ich habe ihn aber darum gebracht; ich hatte mich an ihn gehangen und hatte gar, gar nichts als mein bischen Geometrie. Die Seeluft hatte mein lahmes Bein geschwächt; die ungewohnte Hitze brachte mein Blut in Gährung, und so überfiel mich in Baltimore ein Fieber, das mich ohne Evrieux's Sorgfalt getödtet hätte. Wir waren fremd, man mistraute uns. Er maß die Erquickungen, die er an mich verschwendete, nicht nach seinen Mitteln; er verhinderte mich am Sterben und gerieth darüber in Armuth. Nun arbeiten wir Beide, um wieder zu sammeln; — ihm wird's aber schwerer wie mir, denn ich war immer ein armer Teufel — lieber Gott, ein hessischer Lieutenant! aber er — ach ich glaube, er war an Glück jeder Art gewöhnt und hat nun gar keines mehr! — Das Ende seiner Rede sagte er leise, langsam und innig bewegt. — Einen Freund hat er, lieber Herr, sagte Melanie, einen Schatz in so einem Freunde! — Ach, gnädige Frau, ich kann ihm wenig sein; er ist ein Mensch von einer eignen Art. Eigent=

lich danke ich ihm nur tagtäglich dafür, daß er sich lieben läßt, denn weiter kann ich gar nichts für ihn thun. — Melanie verbarg ihre Thränen nicht; das war ja eine Liebe wie Mutterliebe, die dieser schwerfällige Fremde ausdrückte, so rein! — so würde sie Camille geliebt haben, wenn sie ihn jetzt gefunden hätte. Für Dörnberg's nordischen Starrsinn war dieser Enthusiasmus nicht klar; aber der alte du Gange schüttelte dem armen Hessen die Hand und trug ihm auf, Evrieux einzuladen, daß er, indeß der Geometer seinen Bau leitete, ein Paar Wochen bei ihm zubrächte; vielleicht fände sich ja auf seinem Boden ein Plätzchen, worauf er seine Hütte errichten möchte. So wackern Landsleuten mache man die Ansiedelung leicht. Der Geometer nahm das mit lebhaftem Dank an und machte sich nach einigen Tagen auf den Weg.

Es waren nun fünf Jahre seit der gewaltsamen Erschütterung von Melanie's Schicksal verflossen; die Wunde ihres Herzens war geheilt, aber Camille's Schicksal blieb der Gegenstand ihrer Sorge. Du Gange hatte ihr die Umstände, welche den Besuch ihres ehemaligen Gatten in Vauveron begleiteten, in der Folge der Zeit mitgetheilt. Sie hatte mit dem bittersten Schmerz daraus erkannt, daß der Pfarrer mehr im Geist seines Amts als des Evangeliums gegen den Irrenden verfahren war. Es zerriß ihr Herz, ihren Liebling an dem Orte, wo er angebetet gewesen war, wo er geherrscht hatte, mit Härte behandelt, seine Heimath vermeidend, umherirrend zu denken. Sie drang in ihren Geschäftsmann, keine Nachforschung zu sparen, um

seinen weitern Weg zu verfolgen; aber über seine Abreise von Basel hinaus war keine Spur von ihm zu erfragen. Von da hatte er einen Miethswagen bis Mühlheim genommen, ihn aber vor seiner Ankunft daselbst in einem nahgelegenen Dorfe zurückgeschickt. Nicht einmal des Namens dieses Dorfes konnten sich die Nachfrager versichern. Der Kutscher erinnerte sich nur, daß der Mann, den er von Basel aus fuhr, jung, krank und sehr traurig ausgesehen hatte. Melanie vermuthete, daß er in jener Gegend gestorben sei. Wer je dahin gebracht ward, die sichre Kunde vom Tode seines Liebsten als das wünschenswertheste Glück anzusehen, der wird Melanie's Bemühung um diese Gewißheit begreifen. Sie ward ihr nicht! Ihre Phantasie sah ihn in den verschiedensten Lagen sterben, und Hoffnung trieb sie dennoch täglich an, das Glück seines Lebens von Gott zu erflehen. Die zurückgegebne Schenkungsacte belehrte sie außerdem, daß auch dieses Leben mühevoll sein müßte; denn die kleine Summe, die er als Fräulein von St. Amand's Vermächtniß von Vauveron mit sich fortnahm, konnte ihn nur eine kurze Zeit vor Armuth beschützen. Diese stets wiederkehrende Sorge war die einzige Wolke, welche ihre wohlthätigen Tage trübte. Der Name Mutter, den ihr Babette seit ihrer Abreise aus Marseille gegeben, hatte ihr den Platz angewiesen, den sie zur Befriedigung ihres Herzens eigentlich bedurfte. Jedes Mitglied der Colonie du Gange liebte sie nach seiner eignen Weise. Vater du Gange hätte eine große Lücke gefühlt, ohne die sanften Gewohnheitsgenüsse heitern, mildernden weiblichen Umgangs, wozu

das ziemlich strenge väterliche Ansehn den Verkehr mit seiner Tochter allein nicht hätte gedeihen lassen. Babette würde mit ihrer Reizbarkeit, ihrem Bedürfniß, viel zu lieben, es in tausend kleinen Bemühungen zu zeigen und durch Dank gelohnt zu werden, bei dem ernsten Dörnberg oft ihre Rechnung nicht gefunden haben; aber bei Mutter Melanie konnte sie immer ihr Herz ausschütten; Mutter Melanie dankte ihr jeden kleinen Beweis von Sorgfalt und Liebe. Dörnberg's grunddeutsche Nationalität konnte sich mit dem Provenzalen oft nicht vereinen, dann stand Melanie mit der Kühlheit der Schweizernatur und der Milde ihrer individuellen zwischen ihnen und wendete jeden Stoß ab, weil sie Geduld hatte, Dörnberg's Erörtern und du Gange's Aburtheln anzuhören. Die fremden Glieder der Colonie fanden in Melanie eine geübte Hausfrau, eine sorgsame Krankenpflegerin, eine Freundin durch Rath und That, sodaß ihr Leben in der zweckmäßigsten Wirksamkeit verfloß. Sie hatte die Erziehung der Kinder als ihr besonderes Geschäft übernommen und versammelte täglich die unmündigen Bewohner der Colonie in du Gange's Hause, um unter ihren Augen, zum Theil von ihr selbst unterrichtet zu werden. Die kleine Zahl Kinder, welche von Europa mit herübergekommen waren, entwickelte sich unter den einfachsten Umgebungen bei der Zuversicht auf eine sichre, nützliche Zukunft durch Sitte und Fleiß auf das allerbefriedigendste. Unter ihnen war Emilie, eine Waatländerin, die ihre Mutter in dem ersten Jahr ihrer Niederlassung in Val du Gange verloren, und als die älteste von vier Geschwistern von

dieser Zeit an mit Melanie's Hülfe ihres Vaters Haushalt versehen hatte. Emilie war Melanie's Liebling, nicht mehr Schülerin; denn die einfachen Kenntnisse, welche Melanie als Schulgegenstand lernen ließ, waren bald aufgefaßt; die wichtigste Bildung war die des Beispiels für die Anwendung der Zeit und des Beisammenseins durch Gespräch und Lecture in den sparsamen Abendstunden. In ihnen war das gebildete Europa wie durch einen Zauberschlag auf einen Boden verpflanzt, dessen Dasein unsre Väter kaum kannten; und wenn der Tag dem Berufe zu oft gänzlich mechanischen Arbeiten geweiht war, so hob der Abend diese Menschen auf die Höhe geistiger Entwickelung, welche bei uns nur die Frucht der verwickeltsten Verhältnisse ist, der es als solcher meist an Saft und Geist gebricht.

Es war die Zeit des großen Fischfangs in den Gewässern des Wabasch; die Männer zogen aus, mehrere Tage auf dem Wasser zu verleben; die Nächte sollten in Zelten am Ufer zugebracht werden, und am Schlusse des Fischfangs sollten die Frauen in einem bestimmten Thale sich einstellen, um die erhaltene Beute in Empfang zu nehmen und die Fischer den Fluß hinab nach Hause zu geleiten. Auf dem Wege zum Fluß begegnete die Fischergesellschaft dem wackern Geometer mit seinem Freunde Evrieux; der Erste kam, um seinen Bau zu beginnen, der Andre, du Gange's gastfreier Einladung zufolge, die Gegend zu besehen. Die Kunst der Töne, welche, der Sage der Urwelt zufolge, unbelebten Wesen Bewegung einflößte, hatte auf die sehr lebendige Bevölkerung von Louissaille sehr mächtig gewirkt;

Evrieux's Guitarre und melodische Stimme, gerade wie er sie benutzte zum Ausdruck der natürlichsten Gefühle, hatte für diese genußfähigen Menschen den größten Reiz. Dazu wirkten noch die schönen schwermüthigen Züge des Tonkünstlers, seine edle Gestalt und ein Betragen, das in allen weiblichen Herzen Gefühl erregte und Begierde verstummen hieß. Die Begebenheiten in Europa, so gewaltsam auf ihrem Schauplatze, erhielten, bis sie Louissaille erreichten, eine Abenteuerlichkeit, der von den Einwanderern nicht widersprochen ward; denn ihre Befremdung in den Umgebungen einer ganz neuen Welt versetzte Alles, was die alte anging, an und für sich schon in das Reich der Fabeln. Daher kam es denn, daß Evrieux bald für einen vertriebenen Fürsten gehalten ward. Man zergliederte seine Züge, man horchte auf seine Aussprache, und Menschen, die ihre Muttersprache zu verlernen begannen, wollten in seinen weichen Tönen bald skandinavisches Schnarren, bald das versailler Hoflispeln erkannt haben.

Sobald du Gange seine Gäste erkannt hatte, führte er sie, ohne sie das Haus betreten zu lassen, zu der vorhabenden Wasserjagd einladend, vom Wege zum Wohnhause ab, auf den Fluß zu. Der Fischfang machte den Hessen unendlich beglückt, und Evrieux's Guitarre entzückte hingegen, sobald man von der Jagd ruhte, den größten Theil der Gesellschaft. Der Fischfang selbst gefiel diesem nicht sehr. Wenn das große Netz herbeigezogen wurde und die vielfarbigen, vielgestalteten Thiere in stummer Angst das Wasser schlugen, und endlich, schnappend nach ihrem kühlen Element, mit ihren trü-

ben Augen ihre Mörder anstarrten, wendete er sich ab; wenn aber Abends die Kähne dem Ufer zusteuerten, saß er auf dem Schiffsschnabel, ein zweiter Arion; die Menschen schwiegen, die entwischten Fische sprangen, Gram vergessend, in der Flut auf, und hundertfache Echo hallten in hundertfachen Tonbiegungen das Lied des Sängers zurück.

So saßen die frohen Fischer eines Abends im Kreise um ein natürliches Felsenbecken, in welchem heute eine besondere Gattung kleiner Fische aufgehoben worden war, die, zu größerm Wohlschmack lebend in den siedenden Kessel geworfen, an Ort und Stelle zum Nachtessen zubereitet werden sollten. Evrieux saß abwärts und mochte dem nicht zusehen; der Hesse hatte aber eine kindische Freude, Holz herbeizutragen und die Flamme zu schlagen, daß die Funken hoch zu dem dunkelblauen Sternenhimmel emporsprühten; da hielt er plötzlich inne, horchte auf Evrieux, der zu seinem Befremden deutsche Töne in seine Saiten sang; dann hinkte er langsam vom Feuer fort zu seinem Freunde hin. Dörnberg ward dadurch aufmerksam und horchte auch auf; da sang Evrieux mit weicher Aussprache, aber sehr deutlich und im schwermüthigsten Ton:

Was lockst Du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesglut? —

Ach wüßtest Du, wie's Fischlein ist
So wohlig in dem Grund,
Du kämst herunter, wie Du bist,
Und würdest erst gesund.

Dörnberg hörte verwundert zu; er hatte gar nicht geahnt, daß Evrieux Deutsch verstünde, und das mußte er doch, um in das Lied den herzergreifenden Ausdruck zu legen. Die letzten Zeilen:

Halb zog sie hin, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn.

athmete er leise aus, indem er gegen den Fluß zuging und, sich auf einen vorragenden Felsen setzend, von der Gesellschaft fern hielt. Dörnberg ging ihm nach, setzte sich neben ihn und fragte in seiner Muttersprache: Sie können Deutsch? Evrieux zuckte zusammen, wie wenn man einen Wunden hart anrührt, und antwortete schmerzlich in seiner Mundart: wenig, und es thut mir weh. — Mir däucht, ein so humaner Mann, wie Sie, sollte sich solcher Abneigung entledigen. — Evrieux antwortete: darnach strebe ich auch, — und blickte ihn mit einem Ausdruck so tiefen Leidens an, daß Dörnberg ihm unwillkürlich die Hand reichte wie einem Schwimmenden, den er versinken sähe. Es wird gehen! nahm er schnell das Wort in französischer Sprache; meine Kinder sollen Deutsch mit Ihnen sprechen. Von Kinderlippen wird jede Sprache Stimme der Liebe. — Evrieux neigte stumm bejahend das Haupt und ließ sich in ein Gespräch ziehen, über seine Absicht, sich anzusiedeln, über die Gegend, über die Bedürfnisse der Colonie, bei welchen er den reinsten Sinn für bürgerliches Wohl und eine richtige Ansicht der vorhandnen Lage blicken ließ. So wenig Dörnberg dem ungebundenen Spiel der Phantasie geneigt war, so sehr zog ihn schwermüthiges Nach-

sinnen an; er merkte nicht, wie nahe dieses dem gefährlichsten Spiel der Phantasie, den mystischen Träumereien verwandt sei. Er verdankte es seiner jetzigen Lage, die dieser müßigen Thätigkeit der Seelenkräfte widerstrebte, indem sie tägliche, zweckmäßige Anwendung dieser Kräfte, inniges Mitwirken mit der Natur, genaue Bekanntschaft mit der physischen Welt erfoderte, sich nicht den religiösen Träumereien hingegeben zu haben, welche unter manchen Colonien der neuen Welt sehr beschämende Ausartungen der Religiosität herbeigeführt haben. Dörnberg ward in den Gesprächen, die er in den nächsten Paar Tagen mit Evrieux hatte, immer mehr von ihm angezogen und zugleich befremdet, fast beschämt. In des Franzosen Schwermuth war keine Spur von Schwärmerei; bei einer Frommheit, die, nicht auf Nachdenken gegründet, sondern unwillkürlich aus dem Herzen quellend, etwas Kindliches hatte, bedurfte Camille jetzt eine völlige Klarheit der Begriffe und sah den Glauben immer nur als einen provisoren Zustand der Seele an, der die Resultate der Vernunft abwartete, um zu enden. Dörnberg's halb bildliche, halb abstrakte Reden über Natur, Ehe, Freude beantwortete Evrieux mit einem Befremdung ausdrückenden Blick und dem einfachen Geständniß: „ich verstehe Sie nicht; ich muß über den Grund dieser Dinge erst mehr erfahren. In meiner Heimath war ich glücklich, da dankte ich Gott ohne zu forschen; dann beging ich Thorheiten und war unglücklich, — da vergaß ich ihn eine Weile, aber er mich nicht — dabei legte er schmerzlich seine Hand auf sein Herz — nun suche ich nur gut zu sein

und bete.... Hier deutete er auf die bezaubernde Natur, die ihn umgab, und durchlief mit nassem, glänzendem Blick die Ufer, die Flut, den strahlenden Himmel, als wollte er sagen: und bete an — reden konnte er nicht mehr.

Der Fischfang war zu Ende, und man bereitete eine kleine Bucht zu dem Empfange der Frauen, die man von Val du Gange erwartete. Es war ein kleines Felsenthal, das die Aussicht auf den Fluß hatte. An seinem Ausgange standen Cedern und grüne Eichen von Riesengröße, von deren bejahrten Zweigen silberweißes Moos in langen Gehängen zum blumenreichen Boden herabwehete. Kleine Vögel mit buntem Gefieder, goldne Käfer, schillerndes Gewürm sonnten sich auf diesen weichen, flockigen Teppichen und ließen sich von den kleinen Luftstößen, welche die feuchte stille Mittagswärme mit Leben durchsäuselten, wiegen. Durch diesen, von der Natur erbauten, von ihr verzierten Vorgrund erblickte man die Kähne auf dem ruhigen Flusse, der hier von dem hohen Felsen zurückprallend, das weichere Erdreich jenseits ausgespült und nun ein flaches Gestade, von hochstämmigem lichtem Wald bedeckt, gebildet hatte; hinter diesem ragten nahe Höhen hervor, unter seinem Schatten streifte mancherlei Wild, oder mit schüchternem Fuß in der Flut stehend, löschte es seinen Durst, bis ein kleines Geräusch des menschlichen Treibens, von dem gegenseitigen Ufer her, es aufschreckte, worauf es im Dickicht verschwand. Hier wurden Zelte aufgeschlagen und Laubhütten geflochten, und hier war Evrieux an seinem Platze. — Er trug einen Haufen

Blumen und Blätter zusammen, und flocht mit Binsen und Schilf reiche, ungeheure Kränze, die von Zweig zu Zweig geschlungen, um die Zeltstangen gewunden, den kleinen Raum einem Tempel ähnlich machten. Der alte du Gange, der sich bisher dem schwermüthigen Menschen gar nicht genaht hatte, ergötzte sich unendlich „an der heidnischen Pracht,“ wie er's nannte, und half dem sinnreichen Decorateur geschickter wie der arme Geometer, der immer wieder einriß, was sein Jonathan gefügt hatte und endlich launig davonschlich. — Plötzlich rief es Deutsch vom Felsen herunter: Aufgeschaut! — Unwillkürlich sprang ein Jeder auf die Seite, und ein fast regelmäßiger Würfel von Felsblock rollte und sprang von der Höhe an den Ausgang des Thales herab. Alles schrie und lachte über das wohlberechnete Wagstück. Behend hinkte der Geometer dem Felsblock nach, bildete eine Erhöhung von kleinen Steinen mit Rasen um den Würfel und zierte ihn mit Blumengehängen. Der Vater du Gange rieb mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Hände und rief einmal über das andre: so etwas haben sie nicht in Marseille, so etwas haben sie nicht in Paris, so etwas kann kein Potentat veranstalten! Es leben Val du Gange und seine Feste! — Indeß trat Evrieux zu dem gutmüthigen Hessen, drückte ihm die Hand und sagte Deutsch: Du Lieber! wie Du die Leute froh machst! — In Jenes sonst gar nicht hübschen blauen Augen blitzt' es schnell auf wie in Kinderaugen, wenn in ihnen der erste Gedanke erwacht; dann schlug er sie nieder, hielt aber des Freundes Hand fest, und Dörnberg sah die beiden Leute an. — Sie

stellten neben dem idealischen Altar zwei Bildungsstufen der Menschen dar: Rohheit und Kraft neben Geist und Schönheit, und der Genius veredelter Menschheit schwebte über ihnen Beiden.

Doch jetzt kamen die langersehnten Gäste herbei; ein Paar Waldhörner in ihrer Gondel, deren Töne vom vielstimmigen Echo getragen wurden, kündigten ihre Annäherung an. Schon hörte man den Ruderschlag; jetzt erblickte man die dreifarbigen Wimpel der Gondel. Ein vorspringendes Felsufer sollte nur noch von ihr umsteuert werden, da machte ihr Steuermann eine falsche Bewegung; die Gondel stieß an den noch unter dem Wasser fortlaufenden Felsen an; die Frauen warfen sich im Schrecken alle auf die entgegengesetzte Seite, diese tauchte nieder und versenkte Alle, die im Nachen waren, in die Flut. Das Geschrei war entsetzlich! Viele Fischer stürzten sich in die Wellen, alle Verunglückte wurden ergriffen, emporgetragen, zum Ufer gebracht; Evrieux, der einer der Ersten ins Wasser gesprungenen war, legte Babette, ohne sie zu kennen, auf den Rasen, da hörte er Dörnberg furchtbar rufen: Die Mutter fehlt! — Unterm Nachen schwimmt ein Weiberkleid! schrie ein Fischer von den Kähnen her und ruderte auf die umgestürzte Gondel zu. — Evrieux riß seinen nassen Rock stückweise vom Körper, indem er wieder in den Fluß sprang, zum Nachen schwamm, untertauchte und verschwand. — Berührt den Nachen nicht! — schlagt das Wasser nicht! befahl der alte du Gange mit Todesangst, ihr drückt ihn nieder, ihr brecht ihm das Genick! — Indem tauchte Evrieux auf, zog Melanie be-

hutsam neben dem Nachen empor, schwamm ans Ufer und legte sie am Altar nieder. Keines der Andern war verunglückt, Keines hatte nur die Sinne verloren; aber Babette stürzte verzweifelnd über die Entseelte. Evrieux eilte zu den Vorräthen, holte geistiges Wasser, befahl allen Männern sich zu entfernen, nur den Vater du Gange nahm er zu sich, und die Frauen mußten einen Kreis um sie schließen; nun entkleidete er mit Babette's Hülfe die Erstarrte, er hüllte sie in die Mäntel der Fischer, er rieb sie mit den herbeigetragnen Wassern, er trug die warmen Steine vom Feuerplatze herbei und legte sie an ihre Füße, an ihre Seiten. — Jetzt athmete sie! — Babette wollte freudeschreiend auffahren — er hielt ihr den Mund zu, nahm knieend den Kopf der Erwachenden in seine Arme und rieb ihr fortwährend das Herz. Jetzt schlug sie die Augen auf, jetzt blickte sie auf ihren Retter, dann hinauf in die Wipfel der Cedern, aus denen der Sonnenstrahl herabglitt, dann wieder mit zunehmender Verklärung auf ihren Retter und rief leise: Camille! Gott hat uns vereint!

Melanie war nicht, wie ihr überraschter Geist beim Erwachen aus dem Todesschlummer wähnte, in die Gefilde der Seligen versetzt; aber was für sie Bedingung ihrer Erdenseligkeit schien, war ihr geworden; Camille war ihr wiedergeschenkt; das Unglück hatte nicht, wie sie immer fürchtete, seine Tugend zerstört. Babette und ihr Vater, die bei ihrer Freundin erstem Ausruf das wunderbare Wiederfinden dieser beiden Menschen begriffen hatten, hörten das neugierige, erstaunenvolle Nach-

fragen der übrigen Gefährten und fielen unabgeredet, aus Sorge für Melanie's festgesetztes mütterliches Ansehen in der Colonie, ohne weiteres Nachdenken augenblicklich darauf, Camille — denn wir setzen nun seinen Namen Evrieux wieder bei Seite — den Umstehenden und sich Zudringenden für Melanie's Sohn auszugeben. Du Gange zog Camille von dem Rasen auf, indeß Babette die noch halb Ohnmächtige unterstützte und unabläßig ihre Hände mit Küssen bedeckte; er führte ihn abwärts zu Dörnberg, dem er schnell die Entdeckung mittheilte und anbefahl, den innig Bewegten in diesem Augenblick aufrecht zu halten.

Es kostete lange Zeit, ehe der Störung dieses Unfalls einigermaßen abgeholfen war. Die Frauen hatten Mäntel bei sich gehabt, die hatte der Strom fortgetragen; sie mußten die Kleider anlegen, welche einige Fischer zum Wechseln bei sich führten, und ihre nassen Gewänder wurden an den sonnigsten Stellen, auf dem nackten, heißen Fels zum Trocknen gelegt. Die jungen Frauen hatten den Unfall bald vergessen; doch Melanie's fortwährende und durch heftige Rührung noch vermehrte Schwäche hielt sie mit Babette im Zelte, wo sie sehnlich von der, nun in die Mittagshöhe gestiegenen Sonne das Trocknen ihrer Kleider erwartete. An den Ufern des Wabasch bedarf das nicht lange Zeit; die leichten Musseline waren bald wieder zum Anziehen hergestellt, und Melanie, zitternd und schwankend, ward von Babette aus dem Zelte geführt. Camille, schon lange ihre Erscheinung erwartend, empfing sie beim Ausgange; er hatte Dörnberg versprochen, Fassung zu

behalten; wie er sie aber erblickte, sank er zu ihren Füßen. — Schonen Sie Ihre Mutter, bat Babette; helfen Sie mir, ihr einen Sitz zubereiten, rief Dörnberg, um ihn durch Thätigkeit gegen seine überwältigende Empfindung zu waffnen. — Der war aber schon bereitet. Braun — denn wer anders war der geschickte Geometer, der berufne Baumeister? — Braun hatte Moos zusammengetragen und vermöge einiger Rasenklumpen und Baumzweige ein Ruhebett verfertiget und es mit duftenden Blumen bestreut. Unbekannt mit des verschlossenen Camille's Geschichte, glaubte er nun plötzlich die Ursache von seines Freundes unbesiegbarrer Schwermuth zu verstehen. Er hatte der falschen Ida zu Liebe diese Mutter verlassen; sie hatte ihm gezürnt, ihn enterbt, nun hatte er ihr das Leben gerettet und sie mußte ihm verzeihen. Um seinem Camille die Verzeihung zu verschaffen, hätte er Ungeheuer bekämpft, hätte mit dem bösen Feinde gerungen — jetzt erfand er das weichste Lager für diese Mutter, trug ihr stärkende Speisen herbei, stand ehrerbietig abwärts neben ihr, verschlang Camille mit seinen hellen blauen Augen und bewachte Melanie's Blicke, um ihre Wünsche, bevor sie entstanden, zu erfüllen.

Nach dieser unerwarteten Wiedervereinigung war der vertraute Freundecirkel sehr froh, wie dieser lärmend fröhliche Tag vorbei war. Die übrige Gesellschaft hatte sich nicht davon stören lassen; denn der Anschein, daß die Mutter einen für verloren geachteten Sohn wiedergefunden, daß dieser Sohn das Glück gehabt hatte, seiner Mutter das Leben zu retten, war so trügend, durch

das anscheinende Altersverhältniß der beiden Personen so einleuchtend, daß du Gange's erster Einfall, den er sich dennoch als eine Unvorsichtigkeit vorwarf, allgemein als Thatsache Fuß faßte. Der kluge Alte sah den Nutzen und Schaden davon ein; er berieth sich darüber mit Dörnberg und Babette, und hatte einige Mühe, seiner Tochter Einwilligung zu erhalten, ihrer beiden Freunde Verhältniß, falls sie darein willigten, diesen Charakter behalten zu lassen. Ihre zarte Gewissenhaftigkeit ängstigte sich bei dem Gedanken einer Lüge, und Camille's That, sein Benehmen, Melanie's Seligkeit, ihn wiedergefunden zu haben, hatten ihren Unwillen gegen den armen Verirrten vertilgt; jetzt wollte sie dieses wunderbare Wiederfinden als einen Fingerzeig der Vorsehung angesehen haben, daß sie die beiden Gatten vereinigt haben wolle; Dörnberg erinnerte sie aber an ihr einstmals gehaltenes Gespräch, in welchem sie selbst eingestanden hatte, daß die Ehe dieser beiden Menschen eine Unnatur gewesen sei; er stellte ihr vor, daß es ja ebenso gut ein Fingerzeig der Vorsehung sei, daß bei diesem Wiedersehn die Ansicht von Sohn und Mutter, fast zufällig, sich so allgemein festgesetzt hätte; da Melanie diese Ansicht bei ihrer Entstehung wahrgenommen hatte, da Camille sie zuließ, setzte er hinzu, ist ja schon wieder die Unnatur des ehelichen Verhältnisses zwischen ihnen ausgesprochen. Babette zitterte für die Ruhe ihrer theuern Mutter, konnte aber ihrem Gatten nicht Unrecht geben. Sie hätte sich diese Sorge ersparen können. Melanie, welcher man so behutsam wie möglich den Rückweg nach Val du Gange hatte machen lassen,

und sogleich nach ihrer Ankunft zur Ruhe gebracht hatte, fand sich am folgenden Morgen so gestärkt, daß sie Camille's Ungeduld, sie zu sehen, bei guter Zeit nachgeben konnte; und indeß sich jene Guten über das Beste dieser beiden Freunde stritten, hatten diese es schon gewählt. Melanie hatte seit ihrer Trennung von Camille sich so unablässig nach seinem Wiedersehn gesehnt, daß die Zeit ihr Herz mit ihrer Vernunft und mit ihrem Kirchenglauben geeinigt hatte, sodaß sie jetzt, ohne allen Kampf, in inniger Freude den geschiednen Gatten als Sohn aus den Händen der Vorsehung annahm und mit Entzücken diesen Sohn als ihren Lebensretter begrüßte. Camille hatte sich bisher bei dem Gedanken an ein mögliches Wiedersehn nichts klar gedacht, als das Glück, Verzeihung zu erhalten! Nun verdankte die tief Beleidigte ihm ihr Leben, wie er einst ihr das seine zu danken gehabt hatte; und dieses Seligkeitsgefühl begeisterte ihn zu einer so reinen Hingabe in Melanie's ruhige Ansichten, daß er sie Beider Zukunft gern nach ihrem Sinne bestimmen ließ. Die edle Matrone fühlte sich durch ihre Lebensrettung selbst über das Leben erhoben, sodaß sie mit gänzlicher Befreiung von aller Persönlichkeit, deren sie vielleicht gestern noch nicht fähig gewesen wäre, ihrem Liebling ihren Beschluß, fortan für seine Mutter gehalten zu werden, ankündigte.

Nachdem sich beide Wiedervereinten eine Zeit lang besprochen hatten, bekam du Gange mit seinen beiden Kindern, die mit der übrigen Familie beim Frühstück versammelt waren, eine Einladung, sich zu Frau von Anillac zu begeben. Sie sahen sich wie Verbündete an,

die jetzt ihrem Ziele näher rücken. Sonderbar wurden sie daher überrascht, als sie Melanie mit der Frage empfing: ob sie es für thunlich hielten, ihr ehemaliges Verhältniß zu Camille zu verbergen, und für erlaubt, die Täuschung, als sei er ihr Sohn, fortwalten zu lassen? Beides bejahten sie mit Überzeugung. Melanie ging nun an des angenommenen Sohnes Arm in das Familienzimmer; der erste Gegenstand, den sie dort erblickten, war der treue Hesse, der seit dem gestrigen Vorfall mit sehr gepreßtem Herzen umherging. Camille war von seiner Empfindung so hingenommen gewesen, daß er, jede fremde Berührung fliehend, ihn vermieden hatte und auch heute früh ihm ausgewichen war. Das ertrug Braun nicht länger. Wenn Camille, nun er seine Mutter wieder hatte, ihn nicht mehr brauchte, nicht mehr litt, so war es mit ihm aus; er war unnütz, sich und dem Leben. Da saß er nun vor der Thür, die in ein schattiges Wäldchen ging, unter ein Paar großen Wunderbäumen, den Kopf auf den Krückstock gestützt und mit seinen klaren Augen starr vor sich in das perlende Wasser eines Springbrunnens schauend. Camille flog zu ihm, riß ihn fort, daß sein Stab davonflog und er sich allein auf den Freund zu stützen gezwungen war. — „Braun, sagte er, sobald sie im dichten Gebüsch waren, nun habe ich ein Mittel, Deine tausendmal bewiesene Engelgüte zu erkennen. Ich will Dir ein Geheimniß sagen, das sonst Keiner erfährt. Frau von Anillac ist nicht meine Mutter, aber von heute an wird sie es. Sieh — Du mußtest, wie alle Welt, der Täuschung glauben, aber Du allein sollst nicht ge-

täuscht werden; Deinem Busen vertraue ich meiner Wohlthäterin Ehre freiwillig an." Nun erzählte er ihm mit wenigen Worten die Geschichte seiner Ehe und seiner Trennung. — „Wahrlich ja! Sie ist Deine Mutter! rief Braun. Sieh! so habe ich mir immer Mutterliebe gedacht! — solche Mutterliebe hat mir gefehlt, um aus mir redlichem Kerl einen Menschen, wie Du bist, zu machen. — Ja, du lieber Gott! deshalb habe ich Dich ja so unendlich lieb, weil ich wie diese Melanie Dich liebe! — nur damit es Dir wohl gehe! — Ja! für die mußt Du mich freilich übersehen, da muß ich freilich im Schatten stehen — nun komm! Jetzt stell' mich ihr aber vor und sag' ihr — ja! das sag' ihr, daß ich nur ein blinder Hesse bin, aber zu lieben verstehe wie sie." — Braun's Verdienste um Camille waren Melanien durch diesen selbst schon bekanntgemacht; doch daß er ihr Geheimniß besitze, blieb ihrem Zartgefühle verschwiegen. Sie entzückte ihn durch die Wärme, mit der sie ihm für die Treue an ihrem Sohne dankte, und der gute Braun war nun unendlich glücklich, seines Freundes Schicksal gesichert zu sehen.

Der Plan, den Vater du Gange Evrieux vorgeschlagen hatte, ward nun für Anillac ausgeführt; doch so, daß Braun ein unabhängiges und alle seine Wünsche übertreffendes Eigenthum in des Freundes Nähe erhielt. Melanie drang darauf, daß Camille's Ansiedelung ohne alle Rücksicht auf ihr Verhältniß ausgeführt würde. Sie stattete den Sohn mit der Schenkung aus, die der geschiedene Gatte verweigert hatte, aber sie selbst behielt ihren Platz in du Gange's Hause und ließ den

Antheil ihres Vermögens, den sie mit du Gange's Unternehmen vereinigt hatte, wie ehemals in seinen Händen. Braun hatte nun vollauf zu thun; er mußte Camille's Wohnung bauen, die noch vor der Regenzeit unter Dach kommen sollte. Dieser neue Wohnsitz war drei Stunden Fluß aufwärts gelegen, wo ein flaches Thal in eine kleine Ebne ausläuft und, von einem ruhigen, aber starken Bach durchflossen, die schönsten Weiden gewährt, indeß die westliche Hügelreihe sich zum Weinbau eignet. Braun blickte Camille jeden Morgen mit Erstaunen nach, wenn dieser mit rüstigem Schritt den Arbeitern voranging, die Handgriffe der Arbeit, wie die Übersicht der Cultur mit einer Fertigkeit anwendend, die man von einem alten Praktiker nicht besser erwartet hätte. Er erzählte das, Zeichen und Wunder rufend, Mutter Melanie. Diese erinnerte sich seiner Sachwalterstalente bei dem Brunnenhandel mit Herrn Cartier und sagte lächelnd: „so war er immer. Das Unternehmen wird ihm schwer, aber einmal angefaßt, läßt er keine Arbeit mehr fahren.“

Das Wohngebäude war nun unter Dach gebracht, die Ställe wohl ausgeführt, und Camille, welcher bisher in einer Breterhütte, mit Zweigen bedeckt, gewohnt hatte und, von Arbeit überhäuft, wenig nach du Gange's Hause gekommen war, fand sich jetzt öfter daselbst ein, weil sie die Winterregen auf eine Zeit lang unterbrachen. Wenn alle äußere Verhältnisse eines Menschen ihre Gestalt verändern, in ihrer neuangenommenen aber der, in welcher er selbst eben auftritt, ganz angemessen sind, so verschmilzt er sich so leicht mit ihnen, daß er

zu Augenblicken ganz vergißt, daß er je eine andere gehabt hat. In den sanftesten Umrissen sehen wir das täglich bei dem Übergange unsrer Töchter in den Frauenstand. Oft ist die Beschränkung, die Bedeutungslosigkeit, in der ein Mädchen in der Eltern Hause lebt, so groß, daß wir uns erstaunen sollten, wie schnell sie als Frau schalten und walten lernt. Wir sahen Privatleute auf den Thron steigen und nicht ihren Rollen fremd sein; das gelingt in Folge jenes Zusammentreffens von äußeren Umständen und innerem Entschluß. Melanie und Camille hatten keinen Zeugen ihrer ehemaligen Verhältnisse um sich; in ihrem Herzen quoll die Kindes-, die Elternliebe in reichen Strömen, und so vergaßen Beide beinahe gänzlich, daß ihre Verhältnisse einst verschieden gewesen waren. Wenn Camille in der Abendkühle vom Adour — denn er hatte dem Bache seines Thales den Namen des Flusses gegeben, an dem er seine Kindheit verlebt hatte — wenn er vom Adour ankam und fand Melanie auf dem Ehrenplatze des Hauses, Emilie neben ihr mit weiblicher Arbeit beschäftigt, den kleinen Camille und seine Geschwister in frohen Spielen um sie her, Babette den jüngsten in Schlaf lullend, so trat er leise zu Melanie, küßte fast kniend ihre Hand, grüßte Emilien mit einem innigen: guten Abend, kleine Schwester! und setzte sich auf der Mutter Fußpolster, welches, da ihr Lehnsessel auf einer Estrade stand, zugleich ein Tabouret machte. Wenn dann der kleine Schläfer aus dem Zimmer gebracht war, und die Männer, von ihren Geschäften kommend, sich versammelten, so ward der Abend in nothwendiger Berathung

und frohen Gesprächen hingebracht. „Gnäd'ge Frau, sagte einst Vater du Gange, das hatten Sie uns nie gesagt, daß unser Sohn — er meinte Camille — ein so tüchtiger Landmann wär'." — Da hatte ich Unrecht, antwortete Melanie, denn er hat ehemals schon seiner Mutter Güter sehr wacker verwaltet, setzte sie erröthend hinzu.

Die Regenzeit hatte die beiden Freunde einige Wochen am Adour eingesperrt, und Camille hatte es sich zum Gesetz gemacht, mit seinem Gefährten die Lage der übrigen neuen Ansiedler in trüben Tagen zu theilen. Bezogener Himmel, Wasserwogen, tiefe Einsamkeit sind die harten Bedingungen ihrer Lebensweise in der nassen Jahrszeit; freilich fand Camille Hülfsmittel in sich selbst; Bücher, seine Guitarre und sein Reißbret füllten die Zeit aus, welche ihm die Besorgung seiner Wirthschaft übrig ließ. Braun, der darauf bestanden war, sein Hausgenosse zu bleiben, lernte von seinem Provenzalen Lays, die er, sie mit dem Tambourin begleitend, im hessischen Schnarrton absang, und lehrte dagegen der weichen Kehle des Südländers den Landesvater und Schiller's Reiterlied, wobei sie Beide, vor Lachen des Einen über den Andern und über sich selbst, wenig Fortschritte machten, aber durch frohen Sinn übereinstimmend, unsern neuen Dichtern zum Trotz, den Nord und Süd in sich verbrüderten. Wie Camille eines Tages wieder nach Val du Gange kam, fand er Melanie's Stimme sehr heiser; besorgt fragte er um die Ursache, sie wollte von keiner wissen; Emilie sagte aber schüchtern: sie fürchte doch, es sei eine Folge der häu-

figen Hustenanfälle, denen sie seit der verunglückten Wasserfahrt des Nachts sehr oft unterworfen sei. Besorgt umgab man die geliebte Frau; ein Theil befragte sie, ein andrer machte Emilie den Vorwurf, geschwiegen zu haben; diese bat zu bemerken, daß sie in den vielen Wochen, die seit jener unseligen Fischerpartie verflossen waren, nur zweimal bei Frau von Anillac übernachtet habe, daß sie diesen Husten beide Male mit jenem Unfall nicht in Verbindung gebracht, nur erst jetzt, wo sie mehrere Nächte nach einander sie beobachtet, sei sie besorgt worden; aber die Mutter habe ihr so streng verboten, ihre Kinder aufmerksam zu machen, daß sie sich gar nicht getraut haben würde, soviel zu sagen, wäre ihre Sorge nicht größer wie ihr Gehorsam geworden. Emiliens schöne Augen hatten vergeblich gestrebt, Thränen zurückzuhalten, jetzt neigte sie ihr Antlitz, und sie rollten über ihre glühenden Wangen wie Thautropfen aus dem Kelche der Rose, welche der Morgenwind beugt. Gott lohne Sie für Ihren Ungehorsam, meine Schwester, flüsterte ihr Camille zu und drückte ihre Hand; und nun bestürmte man die geliebte Mutter mit Vorschlägen und Mitteln. Babette sehnte sich zum ersten Mal nach Marseille zurück, denn sie war überzeugt, die Gutenmannsblumen und Erdeppich und Löwenzahn, alles brustheilende Pflanzen, die sie jährlich in der Nähe ihrer Bastide gesammelt hatte, wären kräftiger als alle Heilmittel der neuen Welt.

Die Mittel wurden angewandt, aber Melanie's Stimme kehrte nicht wieder; Emilie, die nur selten einmal ihre Geschwister verlassen konnte, um mehr wie

einen Tag bei Frau von Anillac zuzubringen, konnte keine Nachricht von dem gefürchteten Husten geben, und die Leidende weigerte sich mit einer kränklichen Empfindlichkeit, Jemand in ihrer Nähe schlafen zu lassen. Die Regenzeit war vorüber; die nie ruhende Natur jenes herrlichen Himmelstrichs entwickelte sich in ihrem ganzen Reichthum; der Hof am Adour war vollendet, Camille's Haus eingerichtet, seine Ställe bevölkert; sehr sehnte er sich, seinen eigentlichen Einzug in sein neues Eigenthum durch Melanie's Gegenwart gesegnet zu sehen. Ihre erloschne Stimme war so liebevoll, ihr Auge, wenn sie Abends unter den Ihrigen saß, glänzender wie je; ihre Wangen färbte ein so zartes Roth, daß es sie mit einer Alter und Leiden verwischenden Verklärung überstrahlte; doch war ein Mistraunen in Camille's Seele, eine Furcht, daß sie für den Weg zum Adour zu schwach sei. Aber sie selbst foderte, diesem Einweihungsfeste beizuwohnen. Mit der sorgfältigen Häuslichkeit ihres Vaterlandes hatte sie alle Bedürfnisse an Wäsche, Betten, Hausgeräthe mancherlei Art in der letzten Zeit zugerichtet; jetzt sah sie mit mütterlichem Stolz die ganze Ausstattung in wohlgepackten Körben auf den Wagen setzen, dem sie mit Emilie und Babette und allen Kindern nachfuhr. Die Pforte des Hofes, mit Kränzen geschmückt, glich einem Tempelthore, der Weg zum Hause war mit Blumen bestreut; bei ihrem Eintritt sank Camille zu ihren Füßen. In diesem Augenblick mochte wol die Vergangenheit deutlicher in seiner Seele hervortreten als seit langer Zeit, auch ein dunkles Vorgefühl der Zukunft mochte ihn umschwe-

ben — sein Gefühl war so gewaltsam angeregt, daß er zu seiner Freunde Schrecken aufsprang und, auf einen Stuhl sich werfend, sein Gesicht in seine Hände verbergend, aufs heftigste schluchzte. Der gute Braun rang angstvoll die Hände. Seit dem Tage, wo er ihm Ida's Brief vorlas, war er nicht Zeuge so einer Heftigkeit gewesen. Emilie zitterte und zog die Mutter zu ihm hin. Melanie war wol erschüttert, aber mit dem Ausdruck himmlischer Zuversicht legte sie die Hand auf seine Schulter und sagte: „Mein Camille, ich bin gekommen, Dein Haus dem Frieden zu weihen — laß uns mit Maß und Ruhe beginnen!“ — Der Mann schien in einem schmerzvollen Seufzer sein Herz zu bezwingen, faßte seiner Mutter Hand und sagte, sich aufrichtend, wunderbar gefaßt: Ja, meine Mutter, Sie erheben mich zum zweiten Mal zum Staatsbürger, Sie fodern mich zum zweiten Mal auf, ein Mann vor den Augen meiner Brüder zu sein. Weihen Sie dieses Haus zu Ihrem Tempel ein! — Von diesem Augenblick an war die Heiterkeit des Freundekreises hergestellt. Babette machte die Hausehre; ihre Kinder und Emiliens jüngere Geschwister schlüpften wie bunte Schmetterlinge durch die zerstreuten Gebüsche, welche sich hinter dem Hause einen Hügel hinauf streckten, und wo Melanie ging, schwebte eines hervor, um neue Blumen vor ihre Schritte zu streuen. Es schien, als wenn die kleinen Wellen des Adour aus den grünen Thälern ihres Ursprungs Melanien Kraft und Lebensathem zugeführt hätten. Ihre Lieben sahen sie seit dem Fischfange nie so wohl, Camille hatte sie nie so heiter gesehen. Als

St. Amand's Gattin, vor seiner Ehe mit ihr, und in dieser unseligen Ehe hatte er sie ja immer unter dem Druck irgend einer Unnatur gekannt; unsicher, abhängig, ihre Kräfte nicht recht kennend, sie zu irrigen Zwecken brauchend, in trübem Misverhältniß mit Pflichten und Neigung. Jetzt war ihre Individualität im Einklange mit ihrer Lage; ihre Pflichten mit ihrer Vernunft; ihre Wünsche mit ihren Kräften. Emilie erhielt den Auftrag, unter ihrer Anleitung die Wäsche in die Kasten zu räumen, die kleinen Geräthe alle an ihren Platz zu stellen, und wie sie auf Camille's Schreibtisch einen Vorrath Schreibbedürfnisse geordnet — denn nichts hatte die Mutter vergessen — legte sie ein schön eingebundnes genfer Gesangbuch dazu und sagte: „Da, mein Bruder, damit steure ich Sie aus. Wenn Sie daraus für unsre Mutter beten, so trägt ihr Engel gleiche Worte wie die meinen vor Gottes Thron." Entzückt über diese fromme Einfalt, schloß Camille sie in seine Arme, aus denen sie beschämt an Melanie's Busen entfloh.

Melanie's Heiterkeit betrog noch lange Zeit nach diesem fröhlichen Tage die Besorgnisse ihrer Freunde. Sie nahm lebendigern Antheil als jemals an dem Fortgange der Colonie, und du Gange und Dörnberg holten in Allem, was das Hausregiment, die Moralität und Schulordnung der immer zunehmenden Ansiedelung betraf, ihren Rath ein. Wenn sie in den Schulsälen erschien, drängte sich Alles um sie, hielt sich still, athmete kaum, um die Ermahnung ihrer leisen liebevollen Stimme zu hören. Wenn sie zu einem Kranken kam,

trat Hoffnung und Geduld ihr zur Seite ein. Die Erfüllung eines ihrer eifrigsten Wünsche feierte sie mit besonderem Vergnügen — es war die zweite Heirath von Emiliens Vater, die seinen jüngern Kindern eine liebevolle Erziehung versprach. Melanie kaufte diesen Kindern ein Stück Land, das sie in Stand setzte, die Wohlthäter ihrer etwa nachfolgenden Geschwister zu werden, und nahm Emilie ganz an Kindesstatt an.

Ein Jahr war nun seit dem ersten Anfall ihrer Heiserkeit verflossen, die Regenzeit trat wieder ein, die Abendversammlungen der Familie in Val du Gange wurden länger, Melanie schien jeder Augenblick derselben lieber zu werden. Jeden Abend lud sie eine andre Familie der Ansiedler zu einem kleinen Besuche ein, fragte nach allen ihren Angelegenheiten, gab Rath, ermahnte, fesselte die Herzen in Liebe für sich. Sonst hatte sie in Scherz und Ernst Camille nur selten Aufenthalt bei du Gange gestattet, nun fragte sie Dörnberg: ob seine Wirthschaft nicht Braun's Händen zuweilen anvertraut werden könnte? Dörnberg sah sie mit ernstem, nachdenkendem Blick an, faßte ihre Hand und antwortete bedeutend: „Camille kann die Regenzeit durch hier bleiben; aber Mutter, indem Sie für ihn sorgen, vergessen Sie sich selbst nicht!" — Melanie blickte ihm heiter ins Auge, ohne zu antworten. Er hielt ihre Hand noch und konnte vor Wehmuth nicht fortsprechen. Sie lächelte jetzt; „O Dörnberg, sagte sie fast scherzend, sein Sie ein verschwiegener Vertrauter meines großen Geheimnisses, und lassen Sie alle diese Geliebten mich sorglos bis an meine Ruhestätte geleiten. Ihr schmückt

mir ja Alle den Weg mit Blumen" — setzte sie bewegt hinzu.

Dörnberg hatte lange schon dieses schmerzliche Geheimniß errathen, und er blieb — obwol oft in schwerem Seelenkampf, denn er liebte Melanie mit aller Tiefe seines unbiegsamen Wesens — dennoch der treue Bewahrer desselben. Oft mußte er seinen Blick niederschlagen, wenn, bei dem Wahrnehmen von der Kranken zunehmender Schwäche, Camille ihn bang fragend anblickte. Wenn die theure Frau wie das kirchliche Bild der Liebe von ihren Enkeln umgeben war, eines auf dem Schoos hatte, eines neben sie geklettert war und ihren Hals umfaßte, ein andres an ihr Knie gelehnt mit ihr schwatzte, und ihr kurzer, schwerer Athem ihre Antworten störte, eilte er zur Thür hinaus, damit Niemand in seinem Gesicht läse, was er sich selbst zu verbergen bemüht war. Camille war am unbesorgtesten. Er hatte im Sommer auf die mäßige Wärme der Regenzeit gehofft; nun versprach er sich von dem balsamischen Dufte der bald wieder neu grünenden Schöpfung sichre Genesung der geliebten Kranken. Seit die Freunde ihn am Tage der Einweihung seines Hofes am Adour so heftig sahen, vermieden sie sorgfältig, irgend ein lebhaftes Gefühl in ihm zu erregen. Besonders bewachte Emilie alle Umstände, um bei dem Bruder jeder Sorge zuvorzueilen; sie wagte nie, das Schicksal sich deutlich zu machen, bei dem Camille's Fassung die schrecklichste Probe zuvor bestand. So betrog sie sich willig, um ihn besser täuschen zu können. Der Frühling kehrte zurück, Camille mußte seinem Braun in

den Gutsgeschäften zur Hand gehen; er müdete sich ab, um manchen Abend nach zurückgelegtem Tagewerk den Weg nach Val du Gange zu machen und mit Emilie eine halbe Stunde die Mutter mit Musik zu unterhalten oder ihr von dem Gedeihen seiner Geschäfte Nachricht zu geben; dann kam er zu Braun zurück und zählte ihm alle Gründe auf, warum die Mutter sich heute besser befunden, und Braun sagte am Ende, zuversichtlich wie der Landmann, welcher der scheidenden Sonne nachsieht, daß er sie morgen wieder begrüße: Nun! siehst Du! morgen wird's noch besser gehn!

Aber da kam eines Abends Camille an des Freundes Haus, und Alles war still in den Höfen; statt daß Knecht und Pflanzer sonst ruhend an den Thüren saßen und singend von einer zur andern in Chören oder Wechselliedern wetteiferten, oder im Mondschein Tänze des Vaterlandes übten, stand heute ein großer Theil stumm und doch gedrängt am Eingange des Wohnhauses. Camille warf sich vom Pferde, er eilte zur Thür und fragte, was geschehen sei. Erschrocken fuhren die Leute auseinander; die Äußern am Haufen schlichen fort, die Nächsten um ihn grüßten mit niedergeschlagenen Gesichtern. Mit ahnendem Entsetzen wiederholte Camille seine Frage; da trat Dörnberg, der Befehl gegeben hatte, ihm Anillac's Ankunft zu melden, auf den Söller, ergriff ihn beim Arm und führte ihn in den Hof zurück. Sehen Sie, Camille, sagte er ernst, fast streng — sehen Sie diesen Haufen von schmerzlich erschütterten Menschen — wir stehen an ihrer Spitze, ihnen Muster, ihnen Führer zu sein, ihnen

das zu werden, was unsre Mutter ihnen war. — So lange hatte Camille in fürchterlicher Spannung zugehört; er stand abgewendet in der Stellung des Forteilenden, nur von Dörnberg gehalten; jetzt blickte er schnell zu ihm hinüber, wie von einem elektrischen Schlage durchdrungen, und doch fragend und doch unfähig, das Gesagte zu verstehen. „Melanie stirbt, Camille, fing Dörnberg wieder an, und Sie müssen jetzt mit mir gehen, um fromm und ergeben die heilige Stunde ihrer Verklärung zu feiern.“ — In Camille's Geist ging eine Bewegung vor, die der Erklärung der Seelenforscher vielleicht unzugänglich ist. Sowie wir im Schlafe die Gebilde der Phantasie für Träume erkennen, so erkannte er nun im Wachen die Hoffnungen, die Zuversicht auf Melanie's Gesundheit für Traum; und wie wir beim Erwachen das Wirkliche vom Traum schnell zu unterscheiden vermögen, so sah Camille plötzlich die ganze Wahrheit der vergangenen Zeit und wußte es wie eine längst bekannte, fürchterliche Gewißheit: Melanie müsse sterben. Dörnberg erschrak vor seiner starren Ruhe. Seine Hand, die er noch faßte, ward plötzlich kalt, seine Augen glänzten wunderlich, wie Thautropfen im Schatten, seine Lippen zogen sich zuckend von den weißen Zähnen zurück, aber es war kein Lächeln, mit dem er, Dörnberg aufs Haus zuführend, staunend wiederholte: „fromm, ergeben!“ Im Vorzimmer hielt ihn Dörnberg einen Augenblick auf, um seine Ankunft zu melden; Camille verstand ihn aber nicht, er wäre ihm nachgegangen, wäre nicht jetzt Emilie aus dem Krankenzimmer getre-

ten. Bei ihrem Anblick stieß er einen unterdrückten Schrei aus und faßte sie in seine Arme. Sie weinte sanft und liebkoste ihn sanft und vertraulich, wie sie nie gethan hatte; sie entzog sich seinen Armen nicht, und sagte von Thränen fast erstickt: ich habe so unendlich gebetet, Gott möchte Dich stärken, mein Bruder. Nicht wahr, er hat es gethan? Sie ist so glücklich! Dir noch einmal zu danken, das ist nun ihr letzter Wunsch und dann! — sie verbarg ihr Gesicht schluchzend an Camille's Busen. Der Aufruf hatte Zauberkraft, Gott mußte Emiliens Bitte erhört haben; Camille war gefaßt.

Wohl wohnte er einer heiligen Stunde bei! Denn heiliger ist keine auf Erden als die des Todes des Gerechten. Melanie's Augen strahlten bei ihres Sohnes Anblick; die rund um ihr Bett Knieenden räumten ehrerbietig dem Sohn und der Tochter den nächsten Platz neben der Sterbenden ein. Daß Camille ein reiner Mensch geblieben, daß er ein nützlicher Bürger geworden, dafür dankte sie Gott, „das beruhigt mich über den Irrthum, den ich in Dein Schicksal brachte, sagte sie, seine Hand in jeder Pause, die ihr fliehender Athem gebot, an ihre Lippen hebend, und dadurch wardst Du in Stand gesetzt, den Abend meines Lebens so unaussprechlich zu verschönern. Laßt mich nun mein Denkmal stiften unter Euch, vor diesen Geliebten allen" — sie hob auch Emiliens Hand, die sie in ihrer Linken gehalten, zu sich empor und legte beide auf ihre Brust. Ein Freudenton lispelte leise aus Aller Munde über die Häupter der kleinen Gemeine. —

Da legte die Mutter lächelnd das Haupt zur Seite, ihre Hände glitten neben ihr nieder, und sie war nicht mehr; aber Emiliens und Camille's Rechte lagen vereinigt auf ihrer treuliebenden Brust.

# VI.

# Der Kriegsgefangene.

Der heilige Alexis war der besondere Schutzpatron der Familie des Pflegers zu Kitzbühel, einem Klosterdorfe nahe an der Iller, da, wo sie die Gebirge verlassend, in die weite Ebene dahinströmt. Des jetzigen Pflegers Großvater besaß noch ein großes Heiligthum, den linken kleinen Fingerknochen dieses Heiligen, der als Krieger viele Jahre gegen die Heiden stritt, aber mit einem so unchristlichen Gemüthe, daß ihm endlich ein Heide ins Gewissen reden mußte, wodurch er ihn denn aber auch dermaßen beschämte, daß er des Redners Haupt — denn es war das abgeschlagene Haupt eines Hunnen, welches diese Standrede hielt — in einen Wald trug, dort ehrlich begrub, eine Kapelle daneben baute und so lange darin betete, bis ihn die Erscheinung seines heidnischen Bekehrers versicherte, daß er durch seine Vorbitte aus der ewigen Verdammniß erlöst, der Seligkeit theilhaftig sei, der des wilden Kriegers Alexis blutdürstige Wuth bisher nicht nachgestrebt hatte. Nun vertauschte der eifrige Beter den einsamen Wald mit dem Bekehrungsgeschäft an dem Illerufer und gewann bis dahin, wo sie sich mit der Donau vereint, dem Himmel viele Seelen. Wenige Meilen von diesem Punkte aufwärts fand er seine Märtyrerkrone. Die tobenden Heiden und

Götzendiener wollten ihn der Pflege einer kleinen Heerde von Gläubigen entreißen, die sich in einem fruchtbaren Thale angesiedelt hatten; ihre Vertheidigung machte seinen Tod nur schwerer, denn aller Trost, der den frommen Kitzbühelern blieb — so heißt jetzt die Heimath dieser früh Bekehrten — waren die Reste seines zerstückelten Leichnams. Bald gingen auch diese durch die Lauigkeit der Gläubigen oder die Zerstörungen des Krieges verloren; des Pfleger Walter's Familie allein bewahrte den wahren, wirklichen, linken kleinen Finger des Mannes auf, der bei ihren Vorfahren Gastfreiheit fand und den Glauben lehrte. Viele Geschlechter hindurch waltete der Gebrauch, dieses Heiligthum den ältesten Sohn auf der bloßen Brust tragen zu lassen, damit es der ganzen Sippschaft zum Segen gedieh; denn dieser Vorzug konnte nicht durch Geld und Gut bezahlt werden, nur Liebe und Demuth, Gebet und Kirchenopfer konnten ihn vergelten.

Des jetzigen Pflegers Großvater trug das heilige Fingerlein endlich auch auf seiner rauhen Brust; da er nun ein mächtiger Jäger war vor dem Herrn, hatte er zuweilen die Gnade, mit einem benachbarten Gutsherrn den Füchsen nachzulaufen, und da konnte das Feuer der Jagdlust sie vermögen, hier und da in kleinen Dorfschenken und Kneipen das Tagesgrauen abzuwarten. Wie der alte Walter auch einstmals dem gnäd'gen Grafen den letzten Bescheid gethan und seine müden Glieder neben dem glühenden und rauchenden Ofen aufs Stroh betten wollte, ging er in ein Winklein, nahm das Fingerlein des Schutzpatrons aus dem Busen und küßte

es beim Abendsegen zu drei Malen. Der neugierige Graf hatte diese Andacht wahrgenommen, und auf seine Nachfrage erzählte ihm Walter die Geschichte des kostbaren Heiligthums. Der Graf blieb sehr nachdenkend, bat um Erlaubniß, die Trümmer des Heiligen an seine Lippen zu drücken, und schlief erst sehr spät ein. Des andern Tages begann er Waltern seine Gedanken zu erklären; wie ihm weh thät, einen so vortrefflichen Schatz bei einem einzelnen Manne verborgen zu sehen, indeß eine ganze Landschaft, ja die ganze Christenheit daran Theil nehmen könnte. Darauf schlug er ihm vor, diese Reliquie in die Kirche des heiligen Placentius in Kitzbühel zu stiften; er, der Graf, mache sich anheischig, vom Papst die Erlaubniß zu einem eignen Feste am Tage des ehemaligen Eigenthümers des Fingerleins zu erwirken, auch die zu Ablaß und etwanigen Wundern, welche die Feierlichkeit noch erhöhen müßten. Des Pflegers Familie wolle er das Recht verschaffen, an diesem Tage als erwählter Knecht des Heiligen an der Spitze des Umgangs zu glänzen, überhaupt alle Ehren des Festes zu genießen, besonders aber durch Bewirthung der hohen Nachbarschaft, Geistlichkeit und aller Beamten ihren Eifer für den Glauben an Tag legen zu dürfen. So schwer es Waltern ward, sich von einem so lange gewohnten Schatze zu trennen, konnte er doch der Versuchung, eine so wichtige Person im Gemeinwesen zu werden, nicht widerstehen. Er befragte seine Hausfrau; diese ahnete im Geist, welche Ehre ihr im Gotteshause, in der Küche und an der Tafel aus diesem Plane entstehen müßte, und trieb Waltern,

seine Einwilligung zu geben. Die ganze Sache gelang auch nach Wunsche. So lange Walter lebte, und nach ihm sein Sohn, hatten sie jedes Jahr die Befriedigung, dem Heiligen zu Gefallen ihre Beutel zu leeren. Die Leckerbissen wurden von Augsburg, ja von Frankfurt verschrieben, und er hatte die sicherste Anwartschaft auf den himmlischen Segen, denn der irdische verminderte sich bei dem vornehmen Haushalt, zu dem der Heilige der Familie verholfen hatte, je länger, je mehr.

Auch der jetzige Pfleger, der seinem Vater und Großvater im Amte gefolgt war, hatte eine geraume Zeit seiner Amtsführung durch jährlich die Ehre genossen, von der Priesterschaft feierlich zum Alexisfeste eingeladen zu werden, die Stunde zum Hochamte zu bestimmen, unter dem Thronhimmel neben dem heiligen kleinen Finger herzugehen, die demüthigen Diener der Kirche zu bewirthen; ja, sein Eifer und der des Klosterpriors, dessen Güter er verwaltete, war so groß, daß Kaiser Josephs Neuerungen, die so manchen frommen Sinn beugten, die Alexisfeier nicht ganz zu zerstören im Stande waren.

Herr Walter hatte mehrere Töchter, aber nur einen Sohn, daher er, als ein guter, mildthätiger Mann, diesem seinem Sohne **Kaspar** einen armen Waisenknaben, **Egidius**, zugesellt hatte, der bis in sein vierzehntes Jahr mit ihm spielte und lernte. Es war wenig Unterschied zwischen ihnen zu spüren, allein mehr, weil sich Kaspar zu seinem Gefährten herabließ, als daß dieser zu ihm hinangestrebt hätte. In dieser Zeit begab es sich, daß Herrn Walter's Bruder, der von

früher Jugend an in Wien die edle Laufbahn eines gräflichen Kammerdieners durchschritten hatte, zum Dienst des guten Kaisers selbst befördert ward und die erste Gelegenheit ergriff, sich seinem Bruder und der Gemeinde von Kitzbühel in seiner neuen Glorie zu zeigen. Kammerdiener des Kaisers! — Es war sehr gut, daß Herr Aloys Walter gerade sechs Monate nach dem Feste des heiligen Alexis in seiner Heimath eintraf, der Heilige hätte sonst mit dem Kammerdiener in Collision kommen können, vielleicht hätte der Abwesende Unrecht gehabt, und alle Ehre wäre diesem Letzten widerfahren. Der zeitliche Herr Pfleger nahm Augsburg und Frankfurt in Anspruch, um den wichtigen Mann, der dem größten Potentaten so nahe stand wie kein Anderer, würdig zu bewirthen; aber Herrn Aloys verwöhnter Gaumen erinnerte sich bei allen Leckerbissen, die aus der Frau Pflegerin Küche hervorgingen, mit Sehnsucht an das wiener Gebratene und den Ungerwein der kaiserlichen Keller. Durch dieses Andenken drängte er den guten Kitzbühelern das ganze durchbohrende Gefühl ihres Nichts auf, doch versöhnte er sie einigermaßen durch die vollkommene Theilnahme, die er ihren verachteten Schüsseln bewies, wodurch er wenigstens darthat, daß er nicht gesonnen sei, sie ohne vollständige Kenntniß des Gegenstandes zu richten.

Vor Allem, was Herr Aloys in seiner Heimath sah, zog der junge Kaspar endlich seine Aufmersamkeit am meisten auf sich. Dieses war ein dickköpfiger, eulenspiegeliger, in allen listigen Streichen geübter Knabe; seines biedern Kameraden Fleiß hatte ihm nur das Ler=

nen verhaßt gemacht, denn er zog ihm Vergleiche zu, die ihn demüthigten; seine Frechheit galt bei seinen zärtlichen Eltern als Verstand, und die Furchtsamkeit, mit der er zu dem Papa zurückkroch, sobald die Knaben zu den lustigen Spielen schritten, für ein anhängliches Gemüth. Diesen beehrte Herr Aloys mit seiner Gunst, sodaß er den Eltern seine Absicht entdeckte, ihn mit sich zu nehmen und in Wien zu einem großen Manne zu machen. Dieser Vorschlag erregte großen Kampf in ihrem Gemüth; das glänzende Ziel, welchem ihr Kaspar unter solch einem Protektor sich näherte, strahlte ihnen hell entgegen, allein manche Meinung, welche die Paters A bis Z aus den benachbarten Klöstern bei des Kaiser Josephs Regimente geäußert hatten, machten sie um Kaspars Seelenheil besorgt, und sie getrauten sich keine einwilligende Antwort zu geben, bis ihre geistlichen Freunde ihre Zweifel gehoben hätten. Diese frommen Herren waren aber ebenso große Staatsmänner als große Heilige; sie begriffen, wieviel es ihrer Kirche nützen würde, einen Kammerdiener des Kaisers zum Beschützer zu haben, und fröhlichen Muthes, wenngleich mit mancher milden Thräne verabschiedet, trat Kaspar seine Reise nach der Kaiserstadt an.

Herrn Aloys ehrgeizige Plane wurden durch den frühen Tod des guten Kaisers sehr verrückt. Gewiß wären sie ohne diesen Unglücksfall völlig gelungen, denn Kaspar hatte natürliche Anlagen zu dem großen Herrn, zu dem sein Oheim ihn zu bilden bemüht war. Wohlleben, Faulheit, ein unverschämtes Selbstvertrauen, eine fast erhabene Gleichgültigkeit über die Mittel, zu

seinem Zweck zu gelangen, hatten ihn in den glänzendsten Zirkeln einheimisch gemacht; da er aber unglücklicherweise in eine Klasse gehörte, die mit den nüchternen Tugenden der Mäßigkeit, des Fleißes, der Bescheidenheit ausgerüstet sein muß, so sah Herr Aloys nach vier oder fünf Jahren keine Zuflucht für die Perfectibilität seines Lieblings als eine Sergeantenstelle, die ihm der damals ausbrechende Krieg zu erlangen erleichterte.

Die Nachricht, daß der einzige Sohn die Hofchargen auf eine ziemlich auffallende Art mit dem Kriegsruhm vertauscht habe, traf den Pfleger von Kitzbühel in einem Zeitpunkte, der schon andere Familiensorgen auf ihn gehäuft hatte. Egidius war nach Kaspars Abreise nach Wien in manches seiner Rechte getreten, war bald für den ziemlich ansehnlichen Haushalt unentbehrlich und für die Schreibstube sehr nützlich geworden. Eine sehr schwärmerische Gemüthsart war zu seiner Ausbildung behülflich; der Bibliothekar eines benachbarten Klosters war seines Vaters Bruder; wenn der junge Mensch an Sonn- und Feiertagen zu ihm kam, gab er ihm Heiligengeschichten und Wunderbeschreibungen zu lesen. Er lernte auch bei Gelegenheit der Märtyrer einige Personen der alten Geschichte kennen, doch in so einem Lichte, daß ihr Heldenmuth, ihre Vaterlandsliebe und bürgerlichen Tugenden sie ausdrücklich dazu eigneten, auf gedachtem Wege dem Satan in den Rachen zu marschiren. Dennoch nährten sie das Gemüth des Jünglings mit starken Gefühlen, sodaß er im zwanzigsten Jahre anders that und dachte als die andern Bursche in Kitzbühel. Da die Pflegerin kränklich war,

und noch spät kleine Kinder sie beschäftigten, mußte Hilare, die älteste Tochter, ein blühendes, damals achtzehnjähriges Mädchen, bei manchem Hausgeschäft sich zu Egide gesellen. Sie gab ihm Auskunft über Vorräthe und Ausgaben und berieth sich mit ihm, wenn eine neue Einrichtung nöthig war. Unsere Aufklärer haben schon oft den schädlichen Grundsatz geäußert, daß der einzige wahre Rangesunterschied in dem Grade der Bildung und der Verschiedenheit der Denkart läge, behaupteten daher, daß eine englische Lady, die mit ihrem Jokey davonginge, den Lords, ihren Salonspairs kein Unrecht thät, daß Julie, die St. Preux erhörte, von den flachen Junkern des Waatlandes keinen Vorwurf verdiente, und diese würden's Hilaren nicht verdacht haben, wenn sie Egiden theilnehmend angeblickt hätte, wenn seine Hände zitterten, indem er ihr die Schneller in die Hand zählte, oder sein Athem stockte, indem ihre Hand die seine berührte, da sie das trockene Obst mit ihm in die Säcke that. Wir müssen sie aber darum tadeln, denn wir leben noch in einem altfränkischen Lande, in dem uns jede Veränderung mit Unordnung droht. Der Pfleger nahm also mit Abscheu wahr, welche Gefahr den Schutzbefohlnen des heiligen Alexis drohte. Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte jedes Kind seiner Familie ein Gütchen erworben oder sich dem Himmel geweiht; jetzt hatte nun die Erhebung des verehrlichen kleinen Fingers zum Kirchenfeste in Kitzbühel die Mittel, Gütchen zu erwerben, sehr geschmälert, und die Veränderungen des hochseligen Kaisers Joseph die Gelegenheiten, Abt oder Äbtissin zu werden, sehr vermindert,

denn gerade um Kitzbühel herum war außer der Reichsprälatur, in der Egide's Oheim Bibliothekar war, kein Kloster mehr zu hören noch zu sehen; der Pfleger hätte also über den Stammbaum eines Schwiegersohns gern alle Nachsicht gehabt; aber ein Knecht, ein halbes Findelkind, das außer dem Bette, was er ihm gab, keinen Stein hatte, sein Haupt zu legen — empörte in ihm alle Begriffe bürgerlicher Ordnung, und er würde Egiden nach dieser Entdeckung ohne alle Rücksicht aus dem Hause gestoßen haben, wäre die Ernte nicht vor der Thür gewesen, wo des fleißigen Burschen Arme und Aufsicht unentbehrlich waren. Gerade in den Tagen dieses Kummers kam die Nachricht von Kaspars Beförderung vom Staatsmann zum Sergeanten. Seelen, wie die des Pflegers von Kitzbühel, werden starr unter den Schlägen des Schicksals. Er betrachtete nun, da die glänzende Aussicht, seinen Sohn am Hofe zu versorgen, verschwunden war, Egide's Anmaßung, seine Tochter zu lieben, mit mehr Abscheu als vorher; ja, er wollte nicht einmal mehr die Beendigung der Ernte abwarten, um ihm sein Schicksal zu verkünden. Wie der fleißige Knecht den nächsten Abend vor seinen Herrn trat, und ihm bescheiden die abgeredeten Arbeiten für die nächste Morgenröthe auseinandersetzte, überschüttete ihn der furchtbare Pfleger mit Vorwürfen, die Egiden wirklich entdeckten, was er selbst nicht gewußt hatte, die sein Bewußtsein, treu gearbeitet zu haben, durch die Anklage der Undankbarkeit besudelten und seine Zukunft vernichteten, indem sie seinem Vertrauen auf die Menschen, zu welchem er sich als arme Waise zehnfach

berechtigt hielt, durch den Namen:, Bastard, die Freudigkeit nahmen. Egide zitterte und schwieg; aber schwieg unter so heftigen Empfindungen, daß er bald von dem zunehmenden Schelten seines Herrn nichts mehr verstand. Mit dem einzigen Bewußtsein, daß er verachtet sei, daß er von Hilaren getrennt würde, ging er seiner Lagerstätte zu. Ehe es Tag ward, stand er an der Spitze der Mäher auf dem Felde, Keiner bemerkte, so lange er arbeitete, daß ihm etwas geschehen sei; wie die Andern aber unter einem großen wilden Birnbaum zum Zehnuhrbrot sich lagerten, eilte er, statt seinen Antheil zu genießen, in den nahen Wald, wo ein Bildstöckel unter einer alten Eiche stand, und dort sah man ihn beten. Mittags ging er wieder dahin, und so alle Tage, aber die Arbeit besorgte er wie sonst, und noch eifriger wie je. Hilare hatte vor der Unterredung am Abend keine Ahnung von des Vaters Scharfsinn gehabt, diese aber im anstoßenden Zimmer, wo häusliche Geschäfte sie hielten, ganz mit angehört. Schlaflos weinte sie die Nacht durch; zitternd erschien sie am Morgen vor dem Vater, allein wie dieser ihre geschwollenen Augen und ihre blassen Wangen sah, konnte er sie nicht schelten; er that, was ihm weniger Mühe kostete, aber des Mädchens Herz brach, er behandelte sie rauh und stichelte ohne Schonung auf die Mädchen, die Schande über ihr Haus bringen.

Die Ernte war nun vollendet, die Scheuern gefüllt; den Abend, wie der letzte Wagen eingeführt war, brachte Egide seinem Herrn die Schlüssel zur Schreibstube, ging dann zu Hilaren, die an der Fensterbank stehend das

Brot zur Suppe schnitt*), und legte ein schönes Klosterbild des heiligen Alexis vor sie hin, das ihm sein Oheim, der Klosterherr, gegeben hatte; es stellte den Mann des Glaubens dar, wie er den ersten Pfeil von den ihn umringenden Heiden in seine Brust empfängt. Er wollte sprechen, konnte es aber nicht, sondern machte mit zitternden Händen das Kreuz auf seiner Brust und eilte zur Thür. Hier rief ihn der Pfleger und machte Anstalt, seinen Sorgstuhl hinter dem Ofen, wo er ausruhte, zu verlassen; allein Egide war schon verschwunden, und ehe des Pflegers schwerer Fuß die Thür erreichte, sah ihn Hilare auf dem Fußsteige, der zur Heerstraße führte, vorüberfliehen; die Kasse war unberührt, die Rechnungen in bester Ordnung, ja des armen Jünglings Sonntagskleider und wenige Wäsche, alles in des Pflegers Diensten erworben, lag in seinem Kasten; endlich fand sich sogar ein kleines Beutelchen mit sechs Kaisergulden und ein Zettelchen daran, mit den Worten: Wenn es mein Brotherr erlaubt, so bitte ich, von diesem Gelde zwei Messen lesen zu lassen, die eine für meine Herrschaft, die andere für mich.

Von dem Tage an ward Egide nicht mehr genannt; aber Hilarens Wangen kannten auch nicht mehr weder die Glut der Freude, noch den Glanz der Gesundheit.

---

*) In den alten Häusern dieser Gegend ist in den rund um das Zimmer laufenden Bänken häufig eine Maschine angebracht, die einem Heckerlingsmesser gleicht, mit welcher die Hausfrau in verlornen Augenblicken das Brot zu den täglichen Suppen schneidet.

Der Pfleger hatte seinem entflohenen Knecht nicht nachsetzen lassen, aber seine Schulkameraden suchten ihn, doch vergeblich, bis nach vierzehn Tagen, nach einem gewaltigen Ungewitter, das den Fluß hoch aufschwellte, ein ganz unkenntlicher Leichnam weit von Kitzbühel im Gestrüpp des Ufers gefunden ward. Die Landsleute überzeugten sich, daß Egide seinen Tod gesucht hatte, und scheuten das Bildstöckel am Walde, wo er während der Ernte so oft betete; denn bald ging die Sage, daß er dort im Mondlicht erschiene. Hilare glaubte gern an seinen Tod, denn sie wußte, was bitterer war als sterben. Nach ein Paar Wochen foderte ein begüterter Kaufmann im nächsten Städtchen ihre Hand; es war ein Glück, daß ihres Vaters Wünsche alle erfüllte; aber wie er seiner Tochter zusprach, es anzunehmen, sah sie ihn mit sonderbaren Augen an, in denen er las: *Vater, Ihr tödtetet den redlichen Egide, das sei Euch genug* — und er mußte es leiden, daß sie diesen und noch andere Freier ausschlug.

Egide eilte durch den nahen Wald, auf Wegen, die er als Jäger und Holzhauer erforscht hatte, den Fluß abwärts, bis an die Donau, wo in einem kleinen Städtchen ein östreichischer Werbeplatz war. Dem schönen, schlanken Burschen ward's nicht schwer, zu einer Zeit aufgenommen zu werden, wo man den zweiten Feldzug an dem Rheine entwarf oder unternahm. Er ward an einem Abend eingeschrieben, der dem Abmarsche eines Rekrutentransports vorherging, sodaß seine Spur ganz verloren gehen mußte. In einer kleinen Stadt am Main wurden die neuen Krieger nothdürftig exercirt, und mit den ersten Tagen des

Frühlings stand Egide vor dem Feinde. Bis er gegen das Ufer des Mains marschirte, hatte er von der Größe der Erde gar keinen Begriff gehabt, von der er keinen größern Raum kannte, als er mit seinem Pfluge durchwühlt hatte. Nun aber, am Ufer des Mains, und weiter bis zu den Sandhügeln von Cleve, war die Entfernung von Hilaren sein Maßstab der Erde. Bisher wußte er von den Ursachen des Kampfes, für den er sein Leben wagte, nicht mehr, als er von seinem Onkel im Kloster gehört hatte; er zog wider Königsmörder und Gottesleugner, und der Lohn des Glaubens erwartete den Märtyrer der Liebe. Tapfer schlug er sich also in ein Paar kleinen Gefechten, bis er mit den vielen Tausenden der Schlacht von *** beiwohnte. Lange schwankte der Sieg. Ihm war wohler, als er jemals ein Wohlsein gekannt hatte. Wunderbar bewegten sich den ganzen Morgen, wo sein Haufe den Schlachtlärm hörte, ohne mitzufechten, die dunkeln Bilder von Abrahams Opfer, von Simsons gewaltiger Rache, von der Makkabäer Heldentod in seinem Gemüthe. Er sah Palmenzweige über den Häuptern seiner kämpfenden Brüder. Endlich hieß es: Vorwärts! — und mit hochklopfender Brust war's ihm, als fände er Hilaren jenseits der Feuerschlünde, auf die man ihn zuführte. Doch der regelmäßige Angriff der tapfern Deutschen vermochte nichts gegen die ungeschickte Heftigkeit des Feindes, der Sieg blieb ihm, und unter den zahlreichen Gefangenen ward auch Egide in das Innere von Frankreich geführt.

Von kriegerischer Ehre waren wenig Begriffe in dem guten Schwaben wach geworden; die Scham, be-

siegt zu sein, focht ihn also wenig an; ihm war's nur, als hätte er die Flinte lieber wegwerfen und mit den Fäusten dreinschlagen sollen. So hatte er sich das Kriegführen gar nicht gedacht; seine Kameraden zur Rechten und Linken hatte er wol fallen sehen, ob er aber mit allen seinen verschossenen Patronen einen von den gottlosen Feinden zur Hölle geschickt hatte — davon wußte er kein Wort. Der redliche Unwille darüber wurde nur durch den Abscheu aufgewogen, den er empfand, nun in der Leute Händen zu sein, die mit dem Königthum alle Religion und Frömmigkeit abgelegt hatten. Man führte die Gefangenen in die Mitte von Frankreich, und Egide mit einer Abtheilung seiner Landsleute am weitesten, bis in die Touraine. Während des langen, langsamen Marsches wurden sie in öffentliche Gebäude, meist öde Kirchen und leere Klöster, einquartirt. In den ersten Tagen des Marsches erwartete Egide, Hunger und Mishandlung zu erdulden. Da statt dessen seine Escorte ihn und seine Mitgefangenen freundlich aufmunterte und gutmüthig zurechtwies, war er sehr bestürzt, er meinte, die Teufel zögen nur ihre Krallen ein. Bei der Nahrung, die ihnen die Landesbewohner in den Rastplätzen willfährig mittheilten, sah er anfangs ängstlich in die Töpfe, ob auch nichts Verdächtiges von Hexengebräu darin sei. Eines Abends, wie sie in der Nähe von Orleans in einer Kirche übernachteten, fand es sich, daß das Städtchen der Geburtsort Einiger ihrer Bedeckung war. Die Schwestern und Bäschen bewillkommten die zurückkehrenden Krieger, und weil eben eine Sackpfeife in der Gesellschaft war, warf man noch

einige stehengebliebene Kirchenbänke in die Winkel und tanzte vor den Überresten eines sich kratzenden St. Rochus, dessen bester Theil ein Opfer des Vandalismus geworden war, die halbe Nacht nach lustigen Weisen. Egide hätte sich gern einen Pfingsttag gewünscht, um solches Ärgerniß in fremden Zungen rügen zu können; seinen Landsleuten redete er aber mit wahrer Salbung zu, das Gesicht abzuwenden, weil die Schwachen im Glauben nach den schmucken Dirnen schauten, die sich im Tanze drehten. Endlich kam er bei eintretender Herbstkälte in der Touraine an. Die Gefangenen wurden längs der Indre in die Dörfer vertheilt, und Egide fiel einem rechtlichen Bauer im kleinen Dörfchen Breuil zu, das auch einige seiner Gefährten aufnahm. So streng schon die Jahreszeit war, wollte er anfangs mit seinem Wirthe keine Gemeinschaft haben; er schlug den Strohsack in seiner Hütte aus und lagerte sich bei den Kühen im Stalle. Der Gedanke, nun hier bleiben zu müssen, im Lande dieser Bösewichter, fern von Hilaren, nicht Bauer, nicht Soldat, — gar nichts, was er sich denken konnte, verwirrte seine Begriffe. Den ersten Abend suchte der ehrliche Tourainer seinen störrischen Gast hereinzunöthigen, er fügte seinen unverständlichen Worten bald die ausdrucksvollste Action bei; wie er ihn aber unerbittlich fand, ließ er ihm seinen Willen, und Egide blieb im Stalle. Schon bei seiner Ankunft hatte er einen Kirchthurm im Dorfe erblickt; er hielt ihn aber für ein Blendwerk, denn sein Oheim, und seitdem alle seine Herren Officiere hatten ihn versichert, die Kirchen wären alle der Erde gleichgemacht oder zu

ungebührlichem Gebrauche verwendet. Von dem letzten hatte er leider einige Beispiele gehabt; weil man ihn nun in Breuil nicht in die Kirche logirte, war er gewiß, es sei gar keine vorhanden. Sehr betroffen war er demnach, nach Mitternacht und dann wieder bei Tagesanbruch, sowie in andern christkatholischen Ländern, die Betglocke zu hören. Er schlich ganz furchtsam zum Stalle hinaus an die Kirchthür hin, wo er ein Blendwerk des Satans zu sehen glaubte, als er einen Priester erblickte, der die Kerzen auf dem Altare anzündete, und einige alte Mütterchen, die noch vor der Meßstunde in den Betbänken knieten. Voll Schrecken floh er in seinen Stall zurück, dort fand er seinen Hauswirth, der sein Vieh besorgte und ihn freundlich grüßte. Egide's Erstaunen stieg noch höher, wie er an des Mannes Rockknopf einen großen Rosenkranz hängen sah; — das und ein natürlicher rechtlicher Antrieb machte, daß er ein Handwerkszeug ergriff und dem Manne half. Nach beendigter Arbeit nahm der Tourainer seinen Rosenkranz in die Hand, sah den Schwaben freundlich an, faltete die Hände und sagte etwas, in dem Egide nur das Wort: Messe, verstand; dieses reichte ihm hin, er zog erfreut auch seinen Rosenkranz aus der Tasche, faltete auch seine Hände und sagte: in Gottes Namen! als beschwör' er die letzte Spur des bösen Feindes. Bei seinem Eintritt in die Kirche fand er alle seine Landsleute, soviel mit ihm nach Breuil verlegt waren, und aus dem ganzen Dorfe alle Einwohner, alt und jung, dazu. Sowie die fromme Handlung vorbei war, traten die Schwaben vor der Kirchthür zusammen und sahen

sich verdutzt an. „Hört einmal,“ sagte endlich der Keckeste halblaut, „die haben uns belogen. Sind Kirchen hier, und beten, und nehmen's Weihwasser wie bei uns.“ Nachdem sich das verstörte Häuflein manche Bemerkung rücksichtlich ihrer Überraschung mitgetheilt hatte, kam Panchaud, Egide's Bauer, auf diesen zu und machte ihm ein sehr redendes Zeichen, das aufs Frühstück hindeutete. Egide folgte ihm und betrat sehr furchtsam seine Hütte. Die Hausfrau hatte eine Mehlsuppe gekocht; vier Töchter saßen am Spinnrade, von denen die jüngste kaum zehn Jahr alt war. Der Alte ließ dem Fremden reichlich geben, und nachdem er nach beendigtem Mahle mit seiner Familie einige Worte gesprochen hatte, ging er auf den Stall zu, um ein Paar Ochsen vorzuspannen. Egide ging ihm nach, half ihm stillschweigend und verstand des Mannes freundliche Blicke. Mittags vor der derben Kost betete der Hausvater andächtig, und Abends kniete die ganze Familie nieder zum Abendsegen. Die Kriegsgefangenen thaten ein jeder, nachdem es seine gute oder böse Gewohnheit mit sich brachte, mehr oder weniger wie Egide, sie arbeiteten mit den Bauern; Abends kamen sie auf einem abgelegenen Platze neben einem Brunnen zusammen und sprachen von ihrer Lage und den Leuten, unter die sie verschlagen waren. Einige, denen die stille Art der Landeseinwohner gar nicht gefiel, sagten, das wären Tuckmäuser, die beteten wie die Äbte und arbeiteten wie die Ameisen, da wär' übel leben, es wäre wie im Kloster. Die Frömmern meinten, sie wären gar nicht in Frankreich, die Schelme hätten sie in ein christliches Land

geführt, sie hätten's wohl gemerkt, denn der Weg hätte kein Ende genommen. Egide schwieg still und gewann seine Wirthe lieb. Nachdem er einige Monate in Breuil gewesen war und schon manches Wort der Landessprache gelernt hatte, fuhr er einst mit seinem Wirth in den Wald, Holz zu holen, das man des schlechten Weges wegen nicht vor dem Schnee hatte holen können. Die Arbeit war langweilig, denn die Scheite waren zusammengefroren; unterwegs brach auch etwas an dem Wagen, sodaß sie erst nach eingebrochener Nacht in das Dorf zurückkamen. Wie sie sich dem Hause näherten, hörten sie Lärm von vielen Menschen, die davor versammelt waren, da kamen ihnen ein Paar Nachbarn entgegen und erzählten: ein deutscher Kriegsgefangener habe seine Tochter mishandeln wollen, diese sei entsprungen und habe die Polizei herbeigerufen, die den Gefangenen jetzt eben abholte. Egide verstand nichts als die Worte: deutsch und Gefangener, fürchtete sogleich, daß einem seiner Gefährten etwas geschehen sei und eilte auf das Haus zu, als die Bauern den Fremden gebunden herausführten. Bei dem ersten Schimmer der angezündeten Kienhölzer erkannte er ihn für seinen ehemaligen Herrn und Spielgenossen, den hoffnungsvollen Kaspar von Kitzbühel! — Er traute seinen Augen kaum! daß er es sei, und daß er in Ketten und Banden ihn finde; er hielt seine Heimat; er hielt Hilaren in ihm verletzt und stürzte auf die Bauern zu, ihnen ihre Beute zu entreißen. Diese verstanden aber keinen Spaß, wiesen den neuen Pythias unsanft zurück, hatten aber doch soviel Gutmüthigkeit, ihrem Gefangenen zu befehlen, daß er bei seinem

Landsmann sich selber zum Ankläger werde. Kaspar schien des ehrlichen Egide Erstaunen nur halb, seine Freude gar nicht zu theilen, sondern sagte mit vornehmem Unwillen: er solle ihm die Leute vom Halse schaffen, die sich wegen einer Kleinigkeit wie die Drachen geberdeten. Egide begriff nicht, wie sein ehrenwerther Freund hierher und zu Schlägen käme — denn über die klagte er — und empfand einen sonderbaren Schauder, wie Kaspar sich in der Landessprache seiner Feinde ziemlich geläufig herumzankte. Nach und nach erfuhr er den Vorgang, bei dem Herr Kaspar eine sehr schlechte Rolle gespielt hatte. Dieser wackere Vaterlandsvertheidiger hatte nicht die thätige Kriegsbahn abgewartet, sondern war bei seiner ersten Annäherung an die französische Grenze ausgerissen und seitdem vom Kriegsschauplatze soweit als möglich abwärts, durch verschiedene Mittel seinen Unterhalt suchend, endlich bis zu den Ufern der Indre fortgewandert. Der Zufall führte ihn heute in Vater Panchaud's Haus, wo er unter dem Namen eines verirrten deutschen Kriegsgefangenen anklopfte. Da er während seiner Erziehung zu Hofchargen einen französischen Sprachmeister gehabt hatte und ihn sein ganzes Gemüth zur Redseligkeit stimmte, war ihm die Zeit durch, die er in Frankreich umherschwärmte, die Sprache geläufig genug geworden, um sich bei der alten Mutter einzuschmeicheln, sodaß man ihm, bis der Vater nach Hause käme, zu bleiben erlaubte, der denn nach seinem Gutdünken bestimmen sollte, ob ihm ein Nachtlager in der Scheune erlaubt sei. Wie gegen den Abend die Mutter zu einer Nachbarin ging und die jüngern

Schwestern mit den Kindern des Dorfes im Schnee herumspielten, regte sich der verfehlte Cavaliersſinn in Herrn Kaspar, und er wollte Jungfer Edmee durch eine Überraschung erobern. Das rüstige Mädchen stieß den ungeschickten Helden übern Haufen, war in einem Sprunge zur Thür hinaus, die sie von außen verriegelte, und hinüber zu dem Vetter Maire, der den Kriegsgefangenen ohnehin nicht gut war, und auf ihre Klage sogleich einige tüchtige Bursche herbeirief, um den Zudringlichen zu züchtigen. Kaspar hatte gar nicht auf so ein entschlossenes Verfahren gerechnet, sondern, da ihn seine spröde Schöne allein gelassen, die Revision einer Truhe unternommen, deren Schloß dem Brotmesser, das vom Mittagsessen her auf dem Tische lag, nachgab. In diesem zweideutigen Geschäft ward er von den Bauern überrascht und sehr unsanft zur Discretion ermahnt. Wie Egide den Zustand der Dinge erfahren hatte, war er untröstlich. Sein redliches Gemüth litt sowol von dem Unrecht, das Vater Panchaud und seine Tochter erlitten, als von der Schande, die sein Landsmann auf sich geladen hatte; und dieser war noch dazu Hilarens Bruder! Er hatte, seit er einige Worte sprechen konnte, Hilarens Namen ein Paar Mal genannt. Ein Mal, wie Jungfer Edmee sein Gebetbuch in die Hand nahm, das ihm Hilare geschenkt hatte, wie er gefirmelt ward, und. das andre Mal am Hilarentage, wie er zweimal in die Messe gegangen war. Jungfer Edmee hatte bei diesem Anlaß gesagt: Hilare wäre wol sa maitraisse (seine Geliebte), und der ehrliche Schwabe, der das Wort von maitre (Herr) herleitete, antwortete ehrer-

bietig und hocherröthend: doch sei sie stets eine gütige Herrin ihres armen Knechts gewesen. Edmee hielt Kitzbühel für das Paradies der Liebe, wo die jungen Bursche wie die Ritter der Tafelrunde sprächen, und beneidete in ihrem Herzen Jungfer Hilare an der Iller. Wie durfte nun Egide sagen, daß jener schlechte, jedes Gesetz verletzende Mensch seiner verehrten Herrin Bruder sei? und gebot ihm nicht die Pflicht, dennoch Alles zu wagen, um ihn vor schimpflicher Strafe zu retten? — Doch Herr Kaspar ersparte ihm manche Sorge, indem er seinen dicken Kopf glücklich durch das Luftloch seines Gefängnisses brachte und den ehrlichen Tourainern, die wirklich nicht unter die wachsamsten Gefangenwärter gehörten, entwischte.

Egide fühlte sich durch die Schlechtigkeit seines Kindheitsgefährten sehr gedemüthigt. Die meisten Kriegsgefährten in Breuil waren Schwaben vom Illerufer so gut wie er, und sie hatten ihrer Heimat bisher Ehre gemacht durch ein gutmüthiges sich Fügen in die Umstände und fleißige Theilnahme an den Hausgeschäften ihrer Wirthe. Die lockern Vögel und Taugenichtse unter ihnen waren nach und nach abhanden gekommen, hatten sich halb leichtsinnig, halb bössinnig unter die republikanischen Truppen stecken lassen, oder schwärmten im Lande umher und waren überall dabei, wo es etwas Schlechtes zu thun gab. Dieses und der Vorfall mit Herrn Kaspar schien gegen alle Deutsche ein übles Vorurtheil zu verbreiten; die störrischen Tourainer sahen sie mit Mistrauen an; aber die Schwaben leisteten ihnen einen stillen Gehorsam, als wollten sie

beweisen, daß ihr Volk dennoch ein treues Gemüth habe.

Bei schwerem Herzen war Egiden der Winter vergangen und das Frühjahr brach an. Wie der Schnee von den Feldern schmolz und der Bach von den Wassern der fernen Gebirge anschwoll, blickte der gute Mensch oft über die öden Felder zu den schwarzen Wäldern hin und dachte mit Sehnsucht an seine Heimat. Gerade so flach, so leer, so öde waren die Ufer der Iller! so schauten die spitzigen Kirchthürme über die ersten Felder her, so bezeichneten verfallene Lattenzäune die Nachbarschaft der Dörfer, so standen die weißgegypsten Bildstöckel in den verwilderten Hecken. Das fremde Land ward ihm ganz heimlich, je näher der Frühling heranrückte. Er war nun wie ein gedungener Knecht in Vater Panchaud's Hause; der Staat hatte bei den tragischen Begebenheiten, die sich einander übereilten, die Kriegsgefangenen in diesem abegelegenen Winkel vergessen, und, sich selbst unbewußt, hatten sich die verworrenen Meinungen dieser verlassenen Fremden mit denen der Einwohner vereinigt. Wenn sie Abends bei saurem Obstwein ihre braune Suppe speisten und die Tourainer von ihrem Könige sprachen, erhitzten sich die Schwaben für ihren Kaiser; die Tourainer erzählten sich Nachrichten ohne Menschenverstand, die Schwaben verstanden sie nicht und glaubten sie um desto fester. Auf diesem Wege wurden sie denn endlich dermaßen im Glauben vereint, daß sie im Laufe des Sommers, ohne eigentlich zu wissen, was ihr Zweck sei, mit den Königlichgesinnten von Saumur unter einer Fahne standen.

Die Schwaben handelten eigentlich ganz einfach; soviel hatten sie von der Landessprache gelernt, daß sie begriffen, die Tourainer wollten für ihr königliches Haus fechten; da sie nun eine dunkle Erinnerung hatten, für eben dieses Königshaus von der Iller bis an die Mosel geschickt worden zu sein, waren sie überzeugt, ihrem Berufe zu folgen, und zweifelten gar nicht, im Heerhaufen der Vendeer den doppelten Adler und die östreichischen Farben zu sehen. Egide theilte die Kriegsschicksale seiner Partie mit treuem Herzen; da er aber persönlich nichts Besonderes erlebte, gehen wir über einen langen Zeitraum hin, in welchem er von einem Heerhaufen zum andern versetzt ward, oder aus eigner Bewegung sich anschloß, bis zu dem Übergange über die Loire, wo Beauchamp, der Anführer der Vendeer, die letzten Momente seiner Heldenbahn mit der Vorbitte krönte, die fünfhundert gefangenen Republikanern das Leben rettete. Egide, der indeß zum Officier befördert worden war, erhielt Befehl, einen Haufen dieser Gefangenen das linke Ufer der Loire aufwärts in das von den Königlichgesinnten bewohnte Land zu geleiten. Er ließ sie vor sich aufziehen und bemerkte einen heftigen Streit zwischen ihnen, den das anmaßende Betragen eines ihrer Gefährten veranlaßt hatte. Mit bitterer Verachtung stießen ihn die Gefangenen vor die Escorte hin, und Einer von ihnen, dessen Stolz durch die Todesgefahr, die der Haufen funfzehn Stunden lang erlitt, während deren die Vendeer sie niederzumetzeln beharrten, gar nicht niedergedrückt war, sagte zu Egide: „Herr, Ihr scheint der Sprache nach ein Landsmann von die-

sem schlechten Menschen, der uns als Hauptmann verrathen hat; verbietet ihm, uns weiter zu belästigen. Jetzt sind wir Alle gleich." Egide glaubte eine Erscheinung zu erblicken, wie er Herrn Kaspar in der blauen Uniform sah. Die Bilder seiner Jugend drängten die Ufer der Indre und die blutigen Wogen der Loire in seiner Phantasie zurück, und seine Schuljahre, Hilare und sein Geburtsland standen vor ihm. Seine erste Bewegung war Freude beim Wiedersehen des Kindheitsgenossen; aber seine zweite Scham und Abscheu vor dem Übelthäter, dem Abtrünnigen, dem Blauen *). „Jesus, Maria!" rief er und schlug das Kreuz, „wenn der Papa das erführe! Euch unter den Gottlosen und Mördern zu sehen, das ist noch schlimmer, als was Ihr in Breuil verübtet; und in Breuil habe ich mich schon vor Euch geschämt, daß ich mich in der Messe nicht getraute zu dem Heiligsten aufzuschauen, geschweige denn zu den wälschen Bauern." Herr Kaspar, sehr erfreut, unter Feinden, die er gar nicht gewohnt war spaßen zu sehen, einen Schutzpatron zu finden, stimmte einen sehr demüthigen Ton an, und es gelang ihm, durch geheuchelte Reue den rechtlichen Zorn seines Landsmanns zu entwaffnen. Es fanden sich noch ein Paar deutsche Kriegsgefangene unter den Blauen, und Egide nahm mit sehr schmerzlichen Empfindungen wahr, daß sie von dem ganzen Haufen ihrer Unglücksgefährten verachtet waren. „Diese Menschen sind das Verderben unserer

---

*) Die Vendeer nannten die Truppen der Republik die Blauen.

Heere," sagten die Republikaner, „wie konnten sie uns treu sein? von ihrem Herrn wurden sie abtrünnig, und nun geben sie in unsern Reihen das Zeichen zur Niederlage durch verrätherische Flucht." Das that Egiden sehr weh. Er war sich keines Verrathes bewußt, meinte, er wage sein Leben täglich für die gute Sache, und wenn die muthwilligen Krieger, seine Gefangenen, Abends um das Feuer saßen, von ihren Schicksalen erzählten und ihre Kriegslieder anstimmten, trotz dem Drohen der vendeeischen Wachen, so war's ihm doch, als wär' er der Entwaffnete, und er hätte nicht hart gegen sie sein können, auch wenn ihr Betragen es erfodert hätte.

Eines Tages kamen sie in ein Dorf, wo eben das Begräbniß eines vendeeischen Anführers gefeiert ward. Er war von dem letzten Schlachtfelde über den Fluß zurückgebracht worden und nun an seinen Wunden gestorben. Priester und Volk begleiteten den Zug; Kerzen flimmerten, und das florumwundene Kreuz wankte hoch über der Menge. Egide, den es zu jedem frommen Gepränge hinzog, hätte gern seine Gefangenen verlassen, um diesem zu folgen; er kannte aber die Wuth der Landleute gegen die Blauen und fürchtete, sie bei dieser Veranlassung in Gefahr zu setzen. Wie überrascht war er aber, als er erst Einen, dann den Andern von ihnen sich mit entblöstem Haupte an das Grabgeleit anschließen sah, und die Letzten den noch Zögernden zuriefen: Kommt mit! Er starb wie ein wackerer Soldat. Egide mit Herrn Kaspar, der sich immer an seiner Seite hielt, beschloß den Zug. Der gute Egide wußte gar nicht mehr, woran er war.

Wie konnte er Menschen, mit denen er vor Gott im Gebet vereint gewesen war, noch hassen? und das lehrten ihn doch täglich seine Priester, Pflicht gegen die Blauen zu sein.

Wie die Gefangenen an ihrem Bestimmungsorte angekommen waren, und Egide mit seinen Gefährten seinen Rückweg antreten wollte, entdeckte ihm Herr Kaspar sein Herz und sprach von seinem Eifer, für die gute Sache und den Glauben zu kämpfen. Egiden war ganz unheimlich dabei zu Muthe; der listige Kaspar hatte ihn aber während des Transports in mehr wie einem Seile verstrickt; denn er hatte ihm sein altes Herzensgeheimniß, die Veranlassung zu seiner Flucht aus Kitzbühel, entlockt. Kaspar berechnete sehr richtig, daß, welches auch sein Schicksal wäre, die Nähe eines so treuen Gefährten, als Egide ihm war, sehr nützlich sein mußte. Er sah diesen seinen ehemaligen Untergebenen unter seiner Partei geliebt und geschätzt, bemühte sich demzufolge, auf alle Art sein Vertrauen zu gewinnen, malte ihm die Bilder einer beglückten Zukunft vor und versprach, ihn einst als seinen Freund und Beschützer in das väterliche Haus zurückzuführen. Unter solchen Umständen konnte sich Egide seine Rückkehr denken. Da war nichts Fremdes. Alles baute sich mit den Materialien, die er von Jugend auf gekannt hatte. Das Kriegsglück hatte ihm schon manche Möglichkeit, sich fortzuhelfen, gezeigt; aber der romantische Schicksalsgang, einst als geehrter Krieger, mit Beute bereichert in seine Heimat zurückzukehren, war nie in seiner Seele hell geworden. Wie er einst im Laufe des Kriegs von ei-

ner Säbelwunde geheilt sich im Spiegel sah, dachte er, Hilare wird über die Narbe so nahe am Schlafe erschrecken; denn wie er noch in Kitzbühel war, beim Kirchweihfeste, wie sie ihm einen Strauß ins Knopfloch steckte, hatte sie an diesem Fleck eine kleine Wunde bemerkt, die ihm eine Heugabel gemacht hatte, und erröthend gesagt: „Die hätte Euch den Tod bringen können.“ Wie ihn damals diese Worte beglückten! jetzt tönten sie wieder in sein Ohr, und lange schien es ihm das Ziel seiner Wünsche, daß Hilare bei dem Anblick des Hiebes, der sein Haupt verletzte, sich freuen sollte, daß er noch lebe. Wie ihm nun Herr Kaspar versprach, ihm durch sein Vorwort die Gunst des Herrn Pflegers von Kitzbühel wiederzuverschaffen, keimte zum ersten Male die Hoffnung in seinem Busen, und um sie zu pflegen, war es nöthig, daß sein Jugendgefährte unter dem Panner der heiligen Jungfrau alles Unrecht seines bisherigen Lebens wieder gutmachte.

Der Drang der Umstände verhinderte den guten Egide, zu beobachten, wie wenig die Sache, der er diente, den Menschen in Herrn Kaspar gebessert hatte. Kaspar wußte es listig dahin zu bringen, daß er immer soweit von Egiden wie möglich gestellt ward. Er hatte bemerkt, daß in seiner Nähe am hartnäckigsten gefochten ward, und sein Versuch, durch frühes Davonlaufen der Gefahr zu entgehen, ward ihm bei der ersten Bewegung von seinem Landsmann mit aller Strenge, welche die wenige Kriegszucht den Anführern dieser Truppen erlaubte, gelohnt. Die Kriegsbegebenheiten hatten die Blauen jetzt siegreich gegen die Ufer der Garonne

vordringen lassen, als zufällige Umstände Herrn Kaspar Gelegenheit gaben, seine Anlage zur Schelmerei etwas ins Große zu entwickeln. Er fand Mittel, die Festung von Roche sur Yon, in welcher er stand, dem Feinde zu verrathen; ein Ungefähr führte auf die Entdeckung des Complotts und überlieferte Herrn Kaspar dem Arme der Gerechtigkeit; allein die Lage der Festung war so gefährlich geworden, daß die Besatzung sich in größter Eile zurückzog und die Verräther mit sich fortführte. Herrn Kaspars Verbrechen war unzweifelhaft erwiesen, aber die Hoffnung, durch fortgesetzte Verhöre seine Mitschuldigen zu entdecken, verzögerte seine Hinrichtung. Egide, der seit einigen Monaten Hauptmann geworden war, bekam Befehl, den Gefangenen nach Niort zu führen, wohin sich die Vendeer versammelten. Jetzt ward des treuen Menschen Gemüth grausam bestürmt; der elende Kaspar bediente sich aller Vortheile, welche ihm die Kenntniß von seines Jugendgenossen Gutmüthigkeit in die Hände gab, mit der List, die böses Gewissen und Todesangst ihm einflößten. Er frischte Bilder kindlicher Kameradschaft in ihm auf, stellte ihm die ganze Zerstörung seiner Zukunft vor; stellte ihm vor, wie er fortan nie das Haus seines Vaters betreten dürfte, wenn er nichts als die Nachricht von seines Sohnes gewaltsamem Tode dahin zu bringen habe; er malte Hilarens Abscheu vor dem Mörder ihres Bruders — denn so würde man ihn ansehen, da es ja in seiner Macht stände, ihn zu retten. Egide kämpfte gegen sein Herz und gegen seine schwache Einsicht; Kaspar fuhr fort, ihm seine Reue über den vorgehabten Verrath zu

schildern und vertraute ihm den Ort, wo er das von den Blauen erhaltene Geld verborgen habe; „sieh," fügte er hinzu, „das nehmen wir mit nach Schwaben." Egide ergrimmte im rechtlichen Zorn. — Wie? rief er, das Sündengeld in unsere fromme Heimat? — Damit Du siehst, daß mir's mit dem Verrath nicht mehr Ernst war, fuhr Kaspar einlenkend fort, so wollen wir nicht gleich nach Hause; wir fliehen gegen das Meer zu, da finden wir englische Schiffe, auf denen gehen wir in die Niederlande, da gibt's auch Königlichgesinnte, mit denen schlagen wir die Franzosen zusammen und ziehen nach Paris, wo der neue König mit unserm Kaiser bald anlangen muß; dann absolvirt uns Dein Herr Ohm ohne allen Anstand, und Du wirst mein Schwager. Egide betete herzlich um Erleuchtung von Oben und verstopfte sein Ohr vor dem Winseln des armseligen Verbrechers, der mit dem nächsten Tage der Vollziehung seines Todesurtheils entgegensah. Bei der Schnelle des Rückzugs und der daraus entstehenden Unordnung wäre nichts leichter gewesen, als Kasparn entfliehen zu lassen; aber Egide blieb seiner Pflicht getreu, bis beim Anbruch des nächsten Morgens ein Spiel seiner Phantasie ihn überwältigte. Sein Haufen, mit dem der Gefangene fortgeführt ward, brach mit Tages Grauen aus einem Walde auf, wo sie einige Stunden gerastet hatten. Egide, um das Flehen des Verurtheilten zu vermeiden, war, statt zu ruhen, unter den hohen Eichen abwärts vom Wachtfeuer umhergewandelt. Der Kampf seines Herzens und der Anblick dieser Bäume, der in seinem Vaterlande so schön ist, hatte alle Erin=

nerungen an die Heimat, alle Folgen von Kaspars naher Hinrichtung lebendiger gemacht. Jetzt ging er neben dem Karren, auf dem dieser in dumpfem Hinbrüten festgebunden war, einen Hügel hinauf, wie eben das Morgenroth die Dämmerung zerstreute. Auf der Höhe des Hügels stand neben wildem Gesträuch das Bildniß der Jungfrau als Himmelskönigin mit der Sternenkrone; indem sich ihm der Haufen näherte, stieg die Sonne über dem Walde empor und vergoldete mit ihren ersten Strahlen die Sterne um des Bildes Haupt. Egide blickte betroffen auf das Bild, auf dem Schauplatze umher — gerade so ein Bild stand nahe bei seinem Geburtsort an dem Eingange des Dorfes; so hatte er oft die Sonne über den Wald steigen sehen, wenn er die Heerde in den Wald trieb; so schwankten die Zweige der wilden Rose um das Muttergottesbild an der Iller, wenn die Luftschauder, die mit dem ersten Sonnenstrahl die Schöpfung beleben, sie wiegten. Das dachte er nicht Alles, das verglich er nicht; aber es ergreift ihn mit magischer Gewalt, und jetzt rief der zum Tode Verurtheilte, den ein kurzes Bewußtsein die Gegenstände unterscheiden ließ und dem das fromme Bild gewohnte Eindrücke zurückrief: O um der Mutter Gottes willen, zu der wir als Knaben gebetet, rette mich vom Tode! — Hier brach Egiden das Herz; die Umstände begünstigten ihn; gleich darauf kamen sie in ein Dorf, wo sie einen großen Zusammenlauf des Volkes fanden. Ein Priester, der aus den Händen der Republikaner entwischt war, erzählte sein Märtyrerthum und reizte ihre Rache gegen den gottlosen Feind. Die Glau-

benskrieger drängten sich zu dem Manne Gottes, der von einem Schober von Weinrebbündeln zu dem versammelten Volke sprach; Kaspar sah sich unbeobachtet, er lößte seine Bande, und Egide ließ sich in halbem Taumel, zitternd, träumend mit hinwegziehen; sie schlüpften in die Weinberge, erreichten den Wald und sahen sich noch am Abend des Tages so weit von der Straße ihrer Kameraden entfernt, daß sie sich Ruhe erlauben durften.

Nun war's um Egide's Frieden gethan; er war Mitgesell des Verraths und verachtete den Verräther, den die Umstände zu seinem Herrn machten. Kaspars Absicht war es keineswegs, das Seeufer zu erreichen; er hatte sich einige Kenntniß der Gegend verschafft und hatte also Egiden in seiner Gewalt. Sie nahmen ihren Weg auf die Garonne zu, halfen sich über diesen Fluß und kamen dann unter mancherlei Abenteuern bis in die Gegend von Bayonne. Egide hatte kein gutes Gewissen mehr, er mußte zu allen Nothlügen und Fabeln, die Kaspar vorbrachte, seine Einwilligung geben; denn es stand in seiner Hand, ihn als Rebellen oder einen Ausreißer zu verrathen, nachdem die Meinung der Menschen war, zu denen er sich wendete. Durch die Warnung vor dem Schicksal, das dieser Entdeckung folgen würde, gelang es ihm, seinen armen Gefährten immer näher zur spanischen Grenze zu führen. Dahin stand Kaspars Sinn. Jenseits der Pyrenäen war Friede, das wußte er; das Schlimmste, was er kannte: Todesgefahr, war dort vermieden, und er hatte von einigen frommen Wallfahrern, die von seiner Hei-

mat aus nach St. Johann von Compostella gepilgert waren, die anziehendste Beschreibung von den Klöstern und frommen Spenden dieses Landes gehört. Doch nahe am Hafen wäre sein Plan fast gescheitert. Ein strenger Befehl des Directoriums gebot, alle umherstreifende Kriegsgefangene zu sammeln und in Depots abzuliefern. Kaspars Landstreichergewohnheit kundschaftete bald diese Gefahr aus und fand auch ebenso bald eine Rettung. Er erfuhr, daß man in Bayonne Fuhrknechte zu einem großen Getreidetransport suchte, der nach Pampeluna bestimmt war; er beredete Egiden, sich schnell dahin zu begeben. Die Fuhrleute waren gar nicht neugierig, diese Menschen, die um geringes Lohn zu dienen bereit waren, zu untersuchen, und so kamen die beiden Schwaben glücklich auf spanisches Gebiet. Bei ihrer Ankunft in Pampeluna fanden sie keine Mühe, sich von ihren Miethsherren abzahlen zu lassen, und nun, seit vier Jahren zum ersten Mal, war Egide wieder ein herrenloser Mensch.

Es war Sommer, der wenige Feldbau erfoderte jetzt keine Arme, das warme Wetter machte kein Obdach nöthig; Nachts legten sich die Heimatlosen in das hohe Haidekraut, des Tages baten sie an den Klosterthüren um eine Suppe. Egide's Gemüth war gestört, sein einfacher Sinn hatte ihn so lange bei Dem, was ihm recht schien, erhalten; aber von dem Augenblick an, wo er seinen Posten in dem Heere der Vendeer verließ, war Verwirrung in ihn gekommen; er wußte nicht mehr was Recht war; daß er Unrecht gethan hatte, fühlte er allein. Bis zum Rückzuge von Roche sur Yon hätte

er bei seiner Rückkehr in die Heimat alle Tage seines Lebens Hilaren beschreiben können; seitdem nicht mehr; darum erkrankte sein Herz. Er blickte oft nach den hohen Bergen, die ihm gegen Aufgang lagen, von dort war er in langen verschlungenen Wanderungen von den Ufern seines Heimatsflüßchens hergekommen — sie schienen ihm nun eine ewige Scheidewand seiner Vergangenheit zu sein. Kaspar, seit er sich nicht mehr vor Kriegsgefahren und dem Richtschwert fürchtete, bekümmerte sich nicht mehr um seinen Gefährten, sondern schmeichelte sich, da sie einige Tage in Vittoria zubrachten, bei den Mönchen eines Karmeliterklosters dergestalt ein, daß er sein Unterkommen als Gärtner bei ihnen fand. Der arme Egide wanderte einsam weiter; aber das müßige Leben ward ihm zur Qual; nachdem er hie und da bei der Ernte gearbeitet hatte, dingte er sich bei den Salzwerken von Lezy als Salzsieder ein und gewann dort bald die Gunst des Eigenthümers, eines Franzosen, den der fleißige Deutsche mehr als die unthätigen Landeskinder befriedigte.

Gegen die Unmöglichkeit kämpft kein Sterblicher an. — Was jetzt Egiden alles von seinem Vaterlande trennte, war Unmöglichkeit für ihn. Es waren Berge und Länder und sein Gewissen, viel unübersteiglicher als jene. Sein Herr schickte ihn oft im Dienste des Salzwerks in die benachbarten Flecken — je weiter sich seine Kenntniß des Landes ausdehnte, desto weiter schien es ihm von Schwaben entfernt. Überall, wo die Gegend ihm eine Ähnlichkeit von Kitzbühel erblicken ließ, hing sein Auge liebend an der Aussicht. Einst begleitete er sei-

nen Herrn nach Bribiesca. Das hohe Land lag in Nebel gehüllt, ferne, entlaubte Wälder begrenzten den Horizont, magere Felder umgaben schlechte Dörfer, wilder Thymian wuchs an den tiefen Hohlwegen. Egide's Herz ward ergriffen. So, gerade so war der Weg von Kitzbühel nach Kempten hin, so hob sich das Land, so wehte der Herbstwind in den Stoppeln, so trieben die Schafheerden längs den Furchen, und der wilde Thymian füllte, wenn die Lämmer ihn abweideten, mit seinen Düften die Lüfte. Egide hüllte sich in die Kappe seines braunen Mantels, den er nach Landesart trug, und sein Schluchzen verrieth seinen Schmerz. „Was hast Du?" fragte sein Herr, hinter dem er auf dem Wagen saß, „was hast Du? ist Dir Dein Liebchen gestorben?" Ach Herr, antwortete Egide überwältigt, darüber, daß sie nie für mich lebte, wein' ich, daß ich leben soll ohne sie. — Der Mann lachte über diese emphatische Rede und suchte gutmüthig seinen Kummer zu entdecken; wie er aber merkte, daß er größtentheils in Gewissensunruhe bestand, drang er nicht weiter in ihn, sondern sagte: Höre, Gilles, Du liegst an der Einbildung krank, Du mußt beichten. In Bribiesca ist jetzt in deutscher Mönch, ein durchtriebener Kopf! zu dem will ich Dich bringen, dem sollst Du beichten; der wird Dir's besser sagen können als ich, daß Du ein Narr bist. Egiden fehlte wirklich seit langer Zeit der Trost, in seiner Sprache zu beichten; und der Gedanke, einen Landsmann zu finden, richtete ihn auf. Wirklich fand er auch in dem Mönche den Mann, dessen er bedurfte. Pater Antonio vom Cistercienserorden war

durch abenteuerliche Schicksale nach Spanien gekommen; seine Jünglingsjahre fielen in die Sturm- und Drangepoche der deutschen Universitäten; Anton machte sie in aller Unschuld mit, misfiel aber dadurch einigen ehrenfesten Vorstehern seines Vaterstädtchens so sehr, daß sie ihm nach vollendeten Studien statt einer Stelle im Magistrat eine derbe Ermahnung ertheilten. Entrüstet über das Miskennen der in ihm arbeitenden Kräfte, schiffte er sich zum Freiheitskampfe nach Amerika ein; dort hielt er sich brav und wollte nach dem Frieden, durch Erfahrung ziemlich gewitzigt, nach Hause zurückkehren, als er durch Schiffbruch in die spanischen Besitzungen verschlagen wurde und von da kümmerlich in dem europäischen Spanien anlangte. Völlig verarmt und als Waise durch keine Bande an seine Vaterstadt geknüpft, folgte er der Einladung eines Cisterciensermönchs, mit dem er die Überfahrt gemacht hatte, zu Cadix einige weltliche Geschäfte für das Kloster zu übernehmen. Die guten Väter, welchen ihre Seelsorge nicht alle Zeit wegnahm, hatten zu einigen kaufmännischen Speculationen eine englische Feder nöthig, und glücklicherweise hatte der amerikanische Krieg Anton in dieser Sprache geübt. Hier ging es dem Sturm- und Dranggenie nun ziemlich gut, bis der Tod ihm seinen Beschützer, den damaligen Prior, hinwegnahm. Sein Nachfolger war ein frommer Mann, der die Speculationen seines Vorgängers für eine Sünde hielt; Anton wäre also aufs neue in die Welt hinausgestoßen worden, wenn er nicht indessen Zeit gehabt hätte, das Leben und den Klosterstand von einer solidern Seite kennen zu lernen. Von allen

Übeln, die er erfahren hatte, war Armuth das größte, sonst war in allen Lagen das Gute und Böse gemischt; er folgte also dem Winke eines wohlmeinenden Klosterbruders und bat um Zutritt in den Orden. Auf der Universität hatte er sich oft über die bösen Klosterpfaffen ereifert; jetzt fand er, daß man in der Kutte noch ein ziemlich rechtliches Leben führen könnte. Wirklich that er es auch. Unter den spanischen Mönchen war er ein Mensch von vielen Kenntnissen, und die gute Meinung, die er fand, macht es ihm angelegen, sie zu verdienen. Er ward der Trostprediger und Beichtvater vieler Ausländer, welche die Schifffahrt nach Cadix brachte; seine Kenntniß der englischen und deutschen Sprache ward ihm hier nützlich, und seine Geschäftskunde führte ihn jetzt nach Bribiesca, wo ein Kloster seines Ordens ein Stiftungsinteresse mit dem zu Cadix auszugleichen hatte. Hier lernte ihn der Eigenthümer der Salzwerke von Lezy kennen. Egide schüttete alle seine Sorgen in seinen Busen aus und fand vollkommene Beruhigung. Pater Anton hatte in der langen Reihe von Jahren, in der sein Herz unter der Kutte schlug, andere Herzen behandeln lernen, und so gern er in seinem eigenen Lebenslaufe nicht die Folge alberner Streiche, sondern eine ganz besondere Fügung des Schicksals, wußte er doch in Andern den Werth des Romantischen sehr vernünftig zu schätzen. Er sah sehr gut, daß es darauf ankam, seinem guten Beichtkinde das Geschehene als unwiederbringlich geschehen, also durch keine Klagen widerrufbar, darzustellen; nur dadurch konnte Muth zu einer neuen Zukunft in ihm entstehen. Egi-

de's Verrath an seinen vendeer Kriegsgefährten verurtheilte er als sehr schlecht, den Theil, den er an Kaspars Entweichung genommen hatte, als sehr strafwürdig; diese Sünde, setzte er hinzu, sei von Gott gestraft durch die Hindernisse, die er, nach seinem eigenen Bekenntniß, seiner Rückkehr in seine Heimat in den Weg gelegt habe. Dieser Strafe müsse er nun demüthig stille halten, indem er seiner Liebe, der sich Alles widersetze, freiwillig entsage; er solle nebstdem gewisse Bußübungen verrichten und fortan in dem Lande, wohin er auf so sonderbaren Wegen gelangt sei, als ein frommer Mensch leben. Diese einfache Ansicht der Dinge fand bei dem treuherzigen Schwaben Eingang; am wohlsten that es ihm, seine herzliche Erinnerung an Hilaren dadurch zu einem Theil seines Gottesdienstes gemacht zu sehen; denn indem er täglich Hilaren entsagte, durfte er täglich an sie denken. Von nun an lebte er still und thätig fort. Der Eigenthümer der Saline beförderte ihn allmälig, sodaß er nach ein Paar Jahren Aufseher der Wasserwerke ward und durch Sparsamkeit soviel gewann, daß er sich ein kleines Feld im Grunde des geschlossenen Thales, wo die Salzquellen waren, kaufen konnte. Hier baute er sich ein Häuschen, dessen Hälfte er einer ehrbaren Witwe und ihrer Enkelin, einem Kinde und Waise, vermiethete, wogegen er bei ihr in die Kost ging. Seine größte, ja seine einzige Freude war, seine Umgebungen seiner Heimat ähnlich zu machen. Er zäunte ein Gewürzgärtchen vor seinen Fenstern mit rothen Bretern ein, pflanzte Küchenkräuter hinein, und am Eingange an der einen Seite

einen Rosenstock, an die andere weiße Lilien. Obschon er sich dem Tadel seiner Nachbarn aussetzte und seiner Miethsfrau, ließ er sich nicht bereden, das Haus ohne Fenster nach Landesart zu bauen, wo es nur einen Balkon mit einer Thür bekommen hätte, durch die das Licht in das Zimmer gefallen wäre. Er verschaffte sich Fenster und kleine Glasscheiben darein, die ihm sein Principal ausdrücklich aus St. Sebastian verschrieb, wo die Engländer viele seltene Waaren ausschifften. Dann ward der zinnerne Weihkessel schön gescheuert an die Thür gehangen, ein Bild des Heiligen von Compostella ihr gegenüber steil hingelehnt, als wollte der Gottesmann von seiner Höhe herabstürzen, und auf jedem Jahrmarkt wurden neue Heiligenbilder gekauft, um die Wände zu schmücken. Unter allen genoß aber die Mutter Gottes zu Aldrasenna seiner besondern Andacht; gerade so sah die Mutter Gottes zum guten Rath in Stetten aus, welche Hilarens Patronin gewesen war; neben ihr hing sein Schutzpatron Alexis, und Beide vereinte er mit einem Kranze von Immergrün und weißem Haidekraut, den er alle Jahre erneute.

So verging eine lange, lange Zeit, von der nichts zu sagen ist, als daß Egide fromm war und liebte. Die Enkelin der Witwe, welcher er einen Theil seiner Hütte eingeräumt hatte, wuchs auf und ward ein schönes Mädchen. Theresilla gewöhnte sich, Egiden als ihren Vormund anzusehen; Unterricht konnte er nur wenig geben, denn er lernte nur mühselig so viel Spanisch, als er bedurfte, um mit seinen Arbeitern die Rechnungen zu schließen; lesen lehrte ihn vielmehr Theresilla,

weil sie ein Paar Legendenbücher von ihrem Beichtvater zum Geschenke bekam, um sich daraus ein Vorbild zu nehmen. Allein fleißiger, geschickter und reinlicher ward Theresilla als alle Mädchen von Lezy. Wenn er sie Sonntags beobachtete, wie sie seinen Rosenstock beraubte, die schönsten Blumen des Feldes in ihre Schürze sammelte und dann unter frommen Gesängen ein kleines Bild ihrer Patronin bekränzte, die auch Patronin des Dorfes war und nicht weit von seiner Hütte im Felde stand, dachte er seufzend an Hilaren; kam dann Theresilla nach Hause und bot ihm mit einem frommen Gruße die Hand, so ließ er sie schnell wieder los; denn das blühende biscaysche Mädchen war ihm um so viel heiliger, da sie ihn an Hilaren erinnerte.

Manches Jahr hatte er nun von seinem Jugendgenossen, dem Klostergärtner Kaspar, nichts vernommen, und er war froh darüber, denn er konnte die Verachtung, die er ihm einflößte, nicht mit der Gewohnheit vereinen, ihm als dem Sohne seines alten Herrn ergeben zu sein und als Hilarens Bruder zu lieben. An einem Wallfahrtstage in ein nahes Kloster, wohin er Theresilla und ihre Großmutter begleitete, nahm er an einem der Altäre einen Mönch wahr, der mit ganz besonderer Gesticulation das Amt verwaltete und seinen Eifer durch die übertriebensten Geberden an den Tag legte. Wie der Gottesdienst vorbei war, ging der Mönch mit dem Weihwedel durch die Kirche, und hier erkannte Egide zu seinem unaussprechlichen Erstaunen unter der braunen Kutte Herrn Kaspar aus Kitzbühel, nur runder und schwerfälliger, als er ihn ehemals gesehen hatte.

So einfältig Egide's Frömmigkeit war, hatte sein Lebenslauf seinem gesunden Verstande doch soweit nachgeholfen, daß er der Kutte nicht mehr die magische Kraft, den Menschen umzuändern, zuschrieb; er fühlte also die lebhafteste Unruhe, einen Beruf, den er für so heilig hielt, von diesem Menschen übernommen zu sehen. Gleich nach dem Gottesdienste hatte die Wiedererkennung statt, und der redliche Egide bereute fast seinen Gedanken bei der Reue und Heiligkeit, die der neue Carmeliter vor ihm auskramte. Daß Herr Kaspar vom Klostergärtner zum Klosterbruder nicht weit zu gehen gehabt hatte, begreift sich leicht. List und Unverschämtheit, nebst einer Thätigkeit, welche den spanischen Mönchen nicht eigen ist, verschafften ihm Einfluß in die Geschäfte des Klosters, und in so einem Geschäft befand er sich jetzt bei seinen Brüdern von St. Cosmo, nahe bei den Salinen von Lezy. Pater Carpasio, das war sein Klostername, stattete schon den nächsten Tag einen Besuch in Egide's Wohnung ab. Er schien nicht verwundert über die sonderbare Verwandlung der Schicksale, daß er, der Erbe des Herrn Pflegers von Kitzbühel, sich jetzt heimatlos in dem Eigenthume des Waisenknaben Egide befände! — Vielleicht hätte ihn diese Betrachtung vermocht, Lezy nicht wieder zu besuchen, wenn nicht seine Aufmerksamkeit von Theresilla wäre angezogen worden. Egide ward dermaßen darüber empört, daß er ihm nach einigen wiederholten Besuchen eine Ermahnung gab, die mit Beweisen aus seinem ganzen vorigen Leben unterstützt wurde. Pater Carpasio nahm den Eifer seines Freundes mit eiserner Stirn auf und versuchte, seinen geraden Sinn

mit Vorspiegelung einer ausgearteten Ansicht von Bußübungen zu bestechen. Egide blieb unerschütterlich und bat den neuen Dämonenbesieger, seine unschuldige Hütte nicht mehr zum Schauplatz seiner Kämpfe zu machen. Carpasio hätte sich ungefährdet zurückziehen können, wenn Egide allein seine Lüsternheit nach Theresilla bemerkt hätte; unglücklicherweise hatte diese aber seit einiger Zeit einen Freier, einen lustigen, lebhaften Biscayer, der während einiger Jahre Kriegsdienst manches Vorurtheil abgelegt hatte. Dieser war ebenso scharfsinnig wie Egide gewesen; aber weniger duldsam, nahm er nicht den Weg der Ermahnung, sondern verabredete sich mit einigen jungen Burschen der Nachbarschaft, den leichtsinnigen Pater auf eine auffallende Art an seine Pflichten zu erinnern. Die Gelegenheit fand sich bald; denn Carpasio schlich Theresilla den nächsten Sonntag Morgens nach, wie sie, da alle Nachbarn zum Tanz am andern Ende des Städtchens versammelt waren, ihre Schutzheilige mit Blumen bekränzte. Indem er sein Abenteuer im Schatten der Eichen, die das Bild umgaben, anspinnen wollte, trat Jiario, Theresillens Freier, hervor und hielt den bestürzten Mönch einige Augenblicke durch listige Gespräche auf, bis fünf seiner Gefährten, der Abrede gemäß, mit einem Wagen, wie er zum Landbau gebraucht wird, angelangt waren; dann bat er den geängsteten Carpasio gar höflich: „Ehrwürdiger Herr, Ihr wisset, warum wir Euch die Ehre erzeigen, steigt also ganz geduldig auf den Wagen, damit wir Euch zum Kloster geleiten; wo nicht, so sind sechs Zeugen wider Euch, die vor der Gemeinde von Lezy

auftreten.“ Carpasio mochte wollen oder nicht, er mußte der verbindlichen Einladung gehorchen. Ängstlich saß er auf dem Wagen, den die muthwilligen Burschen mit Buchsbaumzweigen geschmückt und mit bunten Bändern, als führten sie einen Tabernakel, verziert hatten; auch den Ochsen, die ihn zogen, hatten sie Kränze von Laub und rothen Beeren um die Hörner gewunden, und die sechs Jünglinge im Sonntagsstaat, mit ihren Flinten bewaffnet, gingen in feierlichem Schritt neben dem Wagen her. Langsam ging der Zug durch Lezy nach dem nahgelegenen Carmeliterkloster. Die Leute liefen erstaunt zusammen und fragten nach der Ursache dieses feierlichen Schauspiels. „Wir haben die Ehre, den Pater nach Hause zu führen,“ war die Antwort, indeß der Pater unter seinem grünen Laubhimmel von Angst und Beschämung glühte, und die kleinen Kinder, über das bunte Gepränge erfreut, singend den Wagen umtanzten. So langten sie vor dem Kloster an. Fiario schellte, die Pforte ging auf; der Pförtner glaubte bei dem Anblick, den er vorfand, dem Kloster werde irgend ein heiliger Leib übersendet; allein die sechs Jünglinge bildeten ein Geländer bis an den Eingang des Klosters und ließen den armen Carpasio, der kaum Kraft hatte vom Wagen zu klimmen, ungehindert in das Pförtchen einziehen. Ihre beharrliche Antwort auf alle Fragen: „daß Pater Carpasio es also gewollt habe,“ verursachte auf allen Versammlungsplätzen der Lezyer ein allgemeines Gelächter. Der Pater war in den wenigen Wochen seines Aufenthalts in dem benachbarten Kloster schon so bekannt worden, daß ein Jeder den Zusammenhang

ahnte, wenn auch Keiner ihn zu erörtern für gut fand; er eilte also, eine Gegend zu verlassen, wo er seine heilige Rolle allzubald ausgespielt hatte.

Auf diese friedlichen Jahre folgte der schreckliche Kampf, in dem Spanien den Völkern ein so herrliches Vorbild darstellte. Das Land war von französischen Truppen erobert und vom spanischen Volke wieder befreit; es bildeten sich Parteien, die in Lezy, das sich ganz von dem Salzwerke nährt, wegen des französischen Eigenthümers der fremden Regierung geneigt waren. Der Haß der Altspanier war die Folge davon; die Salzwerke wurden vernichtet, die Häuser niedergebrannt. Egide's Hütte wurde als des Fremden Eigenthum mit vorzüglicher Wuth zerstört. Er wagte sein Leben, um Theresillens Großmutter, die Altersschwäche auf ihr Lager fesselte, aus den Flammen zu retten; aber ihr schwacher Lebensfaden riß unter der Bemühung, er hatte einen Leichnam vertheidigt. Stumm stand er neben der Schlafenden, die kein Jammer mehr erweckte, als Geschrei in sein Ohr drang. Er eilte zu helfen und fand beim Bilde der heiligen Theresia Theresillens jungen Gatten, Jiario, der sein Weib gegen einen wüthenden Miquelet vertheidigte. War es Reue, — war es Irrthum, — war es Eifersucht? — Des wilden Kriegers Schwert traf Theresillens Busen, sie sank leise athmend vor ihrer Heiligen nieder, und der Anblick der zerknickten Blume schlug den Mörder in die Flucht. In dem Walde, der die Berge gegen das nördliche Biscayen beschattet, bewachte Egide zwei Tage und drei Nächte den rasenden Biscayer. Der Auftritt, welcher There-

sillens Tod veranlaßt hatte, mußte sein Gehirn so angegriffen haben, daß selbst der Anblick ihres strömenden Blutes ihn nicht zu vertilgen vermochte. Beim Morgenroth des dritten Tages hörte er von neuem Kriegsgeschrei; ein Haufen französischer Reiter eilte an ihm vorbei; und plötzlich brachen Spanier aus einer Schlucht, an deren Spitze der Mörder Theresilla's das Commando führte. Jiario erkannte die verhaßte Gestalt, entriß sich Egide's Armen, stürzte in den Kampf, und der Tod löste seine schwere Lebensbande, vielleicht ehe er seine Rache noch gesättigt hatte.

Nun war Egide allein. Nach vielen Wochen, die er in den Wäldern umherirrte, wagte er's, zu den Trümmern von Lezy herabzuschleichen. Es war Abend; die Sonne sank hinter den Hügeln, wo der Schutt seiner Hütte im Hintergrunde des Thales lag, und sandte ihre letzten Strahlen zu den Ruinen des Carmeliterklosters, wohin Egide ehemals gepilgert war. Der Thurm stand noch, noch die Sacristei, der Überrest war eingeäschert und verfallen. Von dem Kloster blieben einzelne Mauern; in den leeren Fenstergittern der Zellen hatten Vögel ihre Nester gebaut. Plötzlich hörte er leise die Glocke der Vesperstunde anschlagen. Er traute seinem Ohre kaum. Wenn läutete der Ruf zur Ruhe in diesem Gefilde des Todes? — Er trat in die Vorhalle unter dem Thurm und erblickte einen achtzigjährigen blinden Mönch, der den Glockenstrang anzog. „Pater Riccardo!“ rief er erstaunt, „o, Euch hat Gott erhalten?“ — „Der stummen Schöpfung zuzurufen, daß daß er noch lebt, denn Menschen sind nicht mehr um mich,“ antwortete der

Mönch, indem er seinen Stab vom Boden aufhob und sich Egiden nähette. „Wer seid Ihr, daß Ihr mich nennen könnt?“ setzte er ermuntert dazu. Egide kniete vor ihm, „segnet mich, Pater Riccardo! ich bin der deutsche Gill, der viele Jahre in dieser Kirche Gott und seine Heilige gepriesen hat.“ — „Gott segne Euch,“ rief der Greis und richtete seine dunkeln Augen dahin, von wo seiner Seele unverlöschliches Licht kam; „hier ward lange kein Segen gesprochen.“ Egide trat mit Riccardo in die Kirche; der Mond stand über dem eingestürzten Dache; das letzte Abendroth beleuchtete den Schutt, der den Raum anfüllte; allein die Steine des gemauerten Altars waren gesäubert, Blumen lagen darauf, und ein kleines Crucifix, aus ein Paar zerbrochenen Kirchhofskreuzen gebildet und mit einem solchen Bande, wie der Kaiser der Franzosen seinen Kriegern ertheilte, gebunden, stand unter ihnen. Egide sank auf die Knie. „Pater,“ rief er, „wer half Euch das vollenden? Leben noch Lezyer?“ „Wohl keiner. In vielen mühsamen Tagewerken räumt' ich den Schutt vom Altar; dann suchte ich die Hölzer zum Kreuze, denn mich verlangte nach meinem Gotte; dann fand ich das Band auf dem Boden des Kreuzganges, es muß von einem Pannier sein, denn es ist von Seide gewoben; wie ich im Garten Wurzeln suchte, um meinen Hunger zu stillen, fühlte ich die Blumen und dachte, fristet mir Gott mein Leben mit seinen Gaben, so gebühren sie weit mehr seiner Ehre. So ward der Altar endlich gerüstet, und ich läute die Betstunden wie sonst; endlich wird ja auch die kommen, die mich aus diesem zerstörten

Tempel zu dem unzerstörten abruft." Egide zitterte und weinte. Gill, fing der Greis nach einer Pause wieder an, willst Du für mich beten, für mich Messe lesen lassen? — Egide gelobte es. Nun ward's finster. Die beiden Lebenden in dem großen Grabe gingen in die Sacristei zurück, wo sich Pater Riccardo in einen Beichtstuhl setzte; Egide legte sich auf die Erde, um die Nacht über zu ruhen. Wie der Tag graute, erwachte der letzte; er hörte den Pater laut seufzen, und wie sein großer Rosenkranz rauschte, nahm er stillschweigend den seinigen heraus und betete die Matine; darauf nahete er sich Riccardo — der saß gestreckt in dem Beichtstuhle und war todt. Egide sprach, was er wußte von den Gebeten für Todte, ging in den Klostergarten und grub ihm ein Grab.

Gebildete Menschen hätten erzählen können, wie sie die nächsten Tage verlebt hätten. Egide konnte es nicht; er faltete, wenn man ihn fragte, die Hände und weinte. Gebetet habe er, das war Alles, was er wußte. Er mochte nicht fort von Riccardo's Grabe, wußte auch keinen Fleck der Erde, wohin er mehr gehörte als hierher. Wie der Herbst herbeikam und weiter fortschritt, kam erst einer, dann der andere der ehemaligen Bewohner von Lezy, und sie beriethen sich, ob sich aus den Trümmern ihrer Häuser wol ein Obdach für den nächsten Winter herstellen ließe? Sie besuchten auch die Ruinen des Klosters und fanden Egiden. Sie fragten, er erzählte, zeigte ihnen Riccardo's Grab und den Altar, dessen rohe Steine er täglich mit Herbstblumen verzierte. Die Beraubten, Abgebrannten luden Egiden, den

sie immer geschätzt hatten, denn er war gut und mildthätig, in ihre Hütten. Er half sie ihnen wieder aufbauen. Die Salzwerke waren zerstört; das salzige Wasser, dessen Rinnen zerbrochen waren, hatte sein Feld, seinen Garten überflossen und alles Wachsthum vertilgt. Er hatte keinen Herd mehr, sondern arbeitete als Tagelöhner den ganzen Winter durch; aber sein Herz war zerschlagen, er lebte, ohne die Tage zu zählen, dahin.

Im nächsten Frühlinge, bis wohin die gänzliche Verödung alles Kriegsvolk aus dem Thale entfernt gehalten hatte, kam eine Abtheilung deutscher Truppen, die für den Kaiser der Franzosen in Spanien fechten sollten, dahin. Seit achtzehn Jahren hörte Egide zum ersten Male die Sprache seines Landes in dem Munde von Vielen, sahe sich von Gesichtern umgeben, wie er sie gewohnt gewesen war in der Schule, in der Kirche, auf dem Felde zu sehen. Es gehörten einige Tage dazu, ehe er zu dem deutlichen Bewußtsein kam, dieses seien Deutsche, und ich bin ein Deutscher. Zu fragen verstand er nicht, und sie begriffen nicht, daß ihm etwas zu erzählen sei. Verworrene Berichte, abgerissene Gespräche sagten ihm, sein Kaiser sei noch so gut geliebt, wie ehemals, und mit dem Kaiser der Franzosen gut Freund. Egide begriff davon nichts; Alles, was er in den langen Jahren, die er in Lezy verlebte, von den Welthändeln erfahren hatte, konnte ihm das nicht erklären; er hatte es außerdem mit dem Herrn des kleinen Erdfleckens, wo er geboren war, nie in Verbindung gebracht, und von diesem wußten die neuangekommenen Landsleute nichts, sie waren aus andern Provinzen. Die

Deutschen hingegen verstanden den gefundenen Landsmann nicht recht. Seine Sprache war nicht mehr schwäbisch, aber darum um nichts deutlicher. Wie sie ihn endlich für einen östreichischen Unterthan erkannten, der als Kriegsgefangener so weit von seiner Heimat hinweggekommen sei, sagte ihm der Anführer des Corps: nach dem letzten Vertrage zwischen seinem Kaiser und Frankreich würden alle östreichische Landeskinder in ihr Vaterland zurückgeschickt; er solle nach Bayonne eilen, wo die französische Behörde ihn als Kriegsgefangenen einschreiben und mit mehreren Landsleuten nach Östreich senden würde. Der Gedanke, nach seiner Heimat zurückzukehren, erweckte in Egiden eine Empfindung, die einem Traume glich; dann ward sie Schrecken; nur langsam trat sie als tröstliche Möglichkeit vor seine Seele. Er sollte zu Hilaren zurückkehren, zu seinem alten Wohlthäter, zu den Menschen, mit denen er ein Knabe war! — Hätte man's ihm angeboten, wie sein Häuschen noch stand, wie er sein Feld baute, wie er ein wohlhabender Mann war in Lezy, so wäre der Gedanke nie zum Bilde in seiner Phantasie geworden. Was er damals war, und der arme Waisenknabe, der ausgewiesene Knecht des Pflegers von Kitzbühel, war ein zu unvereinbarer Gegensatz. Jetzt war er wieder ein Knecht, wieder arm, sowie ehemals. Kam er jetzt wieder nach Kitzbühel, so war Alles wie vor achtzehn Jahren, und damals war es ja gut! Der deutsche Hauptmann fühlte innig, wie nur Deutsche fühlen, die Wirkung, welche gewaltsame Schicksale auf das einfache Wesen des guten Egide gehabt hatten. Er suchte

freundlich ihm die Rückkehr in die Heimat als glückverſprechend zu ſchildern, gab ihm Erläuterungen über den Weg, den er zu gehen hatte, über die Menſchen, die ihm forthelfen ſollten, und Egide machte ſich auf den Weg nach Bayonne.

Mit jedem Schritte, den er in der Abſicht machte, ſich dem Lande ſeiner Geburt zu nähern, ſo viele Meilen über Berge und Ströme er auch noch wandern ſollte, ward die Vergangenheit lebendiger in ihm. Es war, als hätte er alle die lieben Bilder bisher nur als unnütz bei Seite gelegt; ohne es ſich bewußt zu ſein, war Hilarens Andenken in ſeinem Kopfe zu einer Heiligen geworden; er dachte ihrer ohne Begehren, ohne Sehnſucht, aber er gedachte ihrer immer. Er ſah ſie auch nicht in den Umgebungen ihres täglichen Lebens, wie er ſie immer geſehen hatte, ſondern ſo, wie ſie beim letzten Anblick ſich zu ihm umwendete mit den verweinten Augen, mit den bleichen Wangen, — das Bild einer Schmerzensmutter war ihr damals am ähnlichſten, und mit dieſem hatte es ſeit langer Zeit ſeine Einbildungskraft verwebt. Jetzt, da er an den Ort, wo ſie lebte, zurückkehren ſollte, trat die Heilige wieder ins Leben zurück; er ſah ſie wieder bei der Spindel und beim Salatpflanzen, am Roſenſtocke, im Würzgarten und im Betſtuhl in der Kirche, und alle Plätze im Walde und Felde, wo er ruhte und wo er arbeitete, traten, als zu ſeiner Zukunft gehörig, wieder in ſeiner Phantaſie auf. Die achtzehn verfloſſenen Jahre verſchwanden; er knüpfte im Geiſte ſeine bevorſtehende Rückkehr in Kitzbühel an den Abend, wo er es verlaſſen hatte, an.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, kam er in Bayonne an und fand, Dank der von seinem Landsmann in Lezy erhaltenen gütigen Zurechtweisung sehr bald das Bureau, das mit Auffsammlung östreichischer Unterthanen im französischen Heere und französischer Gefangenschaft beauftragt war. Seine Einschreibung war bald ausgefertigt, und er ward damit zum Kriegscommissair geschickt, der mit dem finanziellen Theile des Transports dieser armen Fremdlinge zu thun hatte. Mitleidig sagte der biscayische Gerichtsbote, der ihn dahinwies, in seinem gebrochenem Französisch: Aus Spanien bist Du nun heraus, hüte Dich nur, nicht auf dem Wege nach Deutschland zu verhungern. Erschrocken bemerkte Egide: Euer Kaiser hat ja gedruckt versprochen, daß er uns, bis wir ins Reich kämen, ernähren wollte. — Reich, wiederholte der Baske mit komischer Nachahmung von Egide's schlechter Aussprache und setzte in einem noch viel befremdlichern Kauderwelsch hinzu: Nach Deinem Reich kannst Du lange laufen, von dem kam ich vor kurzem mit einem Auge weniger, als ich dahin gegangen war, heim. — Wirklich hatte ihn auch ein Hieb seines einen Auges beraubt. Doch geh' Du nur, Du guter Mensch, setzte er gutmüthig hinzu, was unser Kaiser nicht thut, thun gute Menschen, und deren gibt's von Bayonne bis zu Deinem Reich hin. Egide ging betroffen an die Schreibstube des Commissariats, fand sie aber verschlossen, wenngleich der Anschlagzettel an der Thüre verhieß, daß sie in dieser Stunde offen sein sollte. Es war Mittag, er hätte so gern noch einige Meilen nach Kitzbühel zu gemacht; er mußte eilen, zu dem

Transport zu stoßen, der schon viele Meilen voraus war. Ein Bedienter, der mit Schüsseln vorbeieilte, bemerkte sein trübseliges Gesicht und rief im Vorbeigehen: Kamerad, da findest Du Niemand, der Herr Commissair frühstückt erst, und die Commis machen sich indeß lustig. Egide schlich ihm nach und setzte sein Begehren furchtsam auseinander. So, ein Deutscher? sagte der Bediente, da soll Dich Dein Herr Landsmann hören; so ein verlumpter Deutscher macht ihm immer ein bischen Galle, die gönn' ich ihm. Egide sprach weiter, um ihm sein Anliegen noch empfehlenswürdiger zu machen. — Wie, ein Östreicher? ein Unterthan von unsers Kaisers Herrn Schwiegervater? sogleich will ich Dir Audienz verschaffen. — Eine windbeutliche Protectorsmiene verwischte die Schadenfreude, die vorher auf seinem Gesichte zu lesen war, und er eilte mit seinen Schüsseln in ein entferntes Gemach. Egide blieb ganz verdutzt stehen. Kaiser und Schwiegervater? und so bereitwillig, weil er ein Östreicher sei? und die verlumpten Deutschen mochte der Commissair nicht? Jetzt kam er zum ersten Mal auf den Gedanken, die Kriegs= und Friedensnachrichten, die er seit achtzehn Jahren gehört hatte, mit seiner Rückkehr nach Kitzbühel zu verbinden. Bis er an den Rhein marschirte, hatte er seinen Kaiser immer für den Herrn von ganz Deutschland gehalten, deswegen schien ihm des Biscayers Scherz über das so weit zurückgeschobene Reich sehr abgeschmackt. Wohin sollte man denn anders treten können, wenn man bei Strasburg über den Rhein ginge, als immer aufs Reich? Das schien ihm so unmöglich anders sein zu

können, als die Begebenheit des berühmten Herrn Urian, der sechs Stunden hinter Nürnberg nothwendig auf Nichts zu treten kam. Dieses und die Freude des großgünstigen Lakaien, wie er einen Östreicher in ihm entdeckte, war ihm gleich unverständlich. Kommen Sie herein, mein Herr Fremder, rief jetzt sein Gönner aus dem Hintergrunde des Corridors, der Herr Commissair will Sie anhören. Schüchtern raffte Egide seinen alten biscayischen Mantel, den er als das einzige Kleidungsstück noch trug, zusammen und trat in ein zierliches Gemach ein. Hier saßen ein Paar Officiere an einem mit Speisen bedeckten Tische, und ein dicker rothnasiger Mann neben ihnen schob mit dem Weinglase in der Hand seinen Stuhl ein wenig ab und rief: ach! L'Ezine hat Recht! Der Ritter von der traurigen Gestalt! — Durch diese witzige Benennung hatte der Kammerdiener dem armen Schwaben den Eingang verschafft — aber nach diesen Worten blieb auch der jovialische Herr Commissair mit offenem Munde sitzen, als habe er eine Erscheinung erblickt; sowie Egide seinen Mantel vor Schrecken fahren und beide Hände an der Seite niedersinken ließ. Herr Kaspar, der leibhaftige Herr Kaspar, nur wohl ausgefüttert und wie Fallstaffs Spießgeselle Bardolph mit dem Schilde der Unmäßigkeit im weinrothen Angesicht, saß, in einen Kriegscommissair verwandelt, vor Egide's erstauntem Blick. Nun, Herr Silvain, rief einer der Gäste, von seinem Erstarren zum Lachen gereizt, es scheint ja, dieser wackere Ritter mache Ihnen das Wort auf den Lippen sterben? — Ich behaupte im Gegentheil, nahm der Andere das

Wort, Herr Silvain muß, um die Gruppe vollständig zu machen, gerade den Mund also aufsperren. Laß uns den Ritter vollständig costumiren, und es ist Don Quixotte und sein Stallmeister, wie er leibt und lebt. Hiermit sprang er nach einer leeren Salatschüssel, die auf dem Schenktische stand, setzte sie dem erstarrten Egide als Helm auf und gab ihm eine Federbürste mit langem Stiel, die auf dem Kamin lag, als Lanze in die Hand. — Egide behielt Beides geduldig und sagte in seinem rein schwäbischen Dialekt: Jesus, Maria! Herr Kaspar, hat Sie Gott so gesegnet! — Diese Töne schienen Herrn Kaspar zu beleben. „In des .... Namen," schrie er, „wo kommst Du her?" Ich komme aus Lezy und möchte, wenn Sie's erlaubten, nach Kitzbühel zurückgehen. — „Geh nun ..., aber mach', daß Du fortkommst!" — Aha, ein Landsmann! riefen die halb benebelten Gäste, wie sie das Gespräch hörten, der muß ein Glas mit Dir trinken. — „Ein ehemaliger Knecht meines Vaters," bemerkte Kaspar mit hochmüthigem Mitleid, indem er vor Zorn zitterte, „ein Waisenknabe, den wir aufzogen; er ging in Kriegsdienst, wie ich ins Finanzdepartement trat." Die Officiere lachten unverschämt, ja, ja, das Departement kennen wir, die Finanzen haben freilich dabei zu thun. — „Meine Herren," stotterte Kaspar verlegen und wendete sich dann zornig zu Egiden — „mach', daß Du fortkommst, meine Schreiber sollen Dir Deine Papiere ausfertigen." Egide wollte tief betrübt den Rücken wenden. Pfui doch, Herr Commissair, riefen die Gäste, Sie werden doch den Landsmann nicht so fortschicken? Hier, Herr

wackerer Deutscher! Der Herr Commissair hat Dir viele Grüße an die hübschen Mädchen seines Kantons aufzutragen. Da, trink auf Ihre Gesundheit. — Egide nahm seinen porzellanenen Helm ab und legte die gefiederte Lanze zitternd hin, um das Glas in die Hand zu nehmen. Geben Sie mir keinen Gruß an Ihre Schwester Hilare mit? fragte er furchtsam und neigte sich zugleich gegen die fröhlichen Geber des Labetrankes. — „Was bekümmere ich mich um die fromme Närrin," murmelte tückisch der Glückspilz. Ein Paar helle Thränen fielen in Egide's Wein. Die gute, redliche Seele, er spricht gewiß von seinen Eltern! riefen die beiden Officiere. Aber Ihren alten Vater soll ich doch grüßen? fragte Egide wieder und hielt das noch volle Glas wartend am Munde. „Den brauch' ich nicht mehr," schrie Kaspar wüthend und stürzte einen Becher Champagner hinunter. Egide's blasse Wangen wurden noch blässer; er setzte sein ungeleertes Glas hin und sagte: O, Herr, möge Gott nicht einst von Ihnen so sprechen; er sprach die Rede nicht aus; die alte Furcht hielt ihn; schüchtern bat er den Bedienten, ihm zum Secretair zu weisen. — Was ist das? fingen die beiden Officiere misbilligend an und zogen ihre Beutel, so wollten Sie einen armen Landsmann gehen lassen? Hier, Kamerad! und hiermit gaben sie ihm Geld; Kaspar warf ihm einen wüthenden Blick zu und gab ihm ein Goldstück. In Egide's rechtlichem Gemüth empörte sich etwas, das ihn drang, Kaspars Goldstück zu verweigern; aber die alte Demuth behielt die Oberhand,

nur sein Dank drückte die verschiedenen Empfindungen aus, mit denen er die Gaben aufnahm.

Wie Kaspar zu dieser Verwandlung kam, erfuhr Egide nicht, und ihm nachzuspüren, möchte Dinge ans Licht rufen, die betrübter sind, als der Brand von Egide's Heimat in Lezy und des Pater Riccardo's zerstörtes Gotteshaus, schlimmer, als das Blut der Schlachtfelder und die Thränen der Überlebenden. Die schnellbereicherten Länder verarmen, bilden die Nachtseite der Menschheit und Kaspars Geschichte, wie die von Tausenden, die der Gelddurst entmenschte.

Egide traf bei der Fortsetzung seiner Reise auf viele seiner Landsleute, die als letzte, fast vergessene Fremdlinge aus dem Süden von Frankreich zusammenkamen; andre waren aber auch erst bei dem letzten Feldzuge an der Donau in Gefangenschaft gerathen. Was sie von Deutschland sagten, trug nur dazu bei, Egide's Begriffe noch mehr zu verwirren, sowie Alles, was er seinen Landsleuten von den vor achtzehn Jahren in Frankreich geschehenen Dingen mittheilte, ihnen wie eine Legende klang. Egide wußte gar nicht mehr, was er bei seinem Eintritt in das Reich erwarten sollte. Ein Badenser versicherte ihm: es gäb' keines mehr, und das spöttische Rothwälsch des Biscayers in Bayonne fiel ihm ein; ein Prälatenunterthan, dessen Vater Klosterbrauer gewesen war, behauptete, der König von ** zwäng' alle Geistliche, weltlich zu studiren. — Egide dachte schaudernd an seinen Herrn Oheim im Cistercienserkloster zu ***burg. Ein wiener Stadtkind, das unter den Freiwilligen gedient hatte, schwor: ihr Kaiser

sei mächtiger wie je, und die Franzosen wären ohne seine Nachsicht und Milde alle zu Grunde gegangen; — das kam Egiden am wahrscheinlichsten vor und richtete ihn wieder auf.

Des Biscayers Voraussagung traf ein; den ganzen Marsch hindurch vernachlässigten die Verpflegungsbehörden ihre Pflicht; aber von Bayonne bis an den Rhein beeiferte sich das Volk, den armen Rückkehrenden Erleichterung zu verschaffen. Endlich betrat Egide jenseits Strasburg deutschen Boden! nach achtzehn Jahren sah er wieder deutsche Wirthshausschilder, las wieder deutsche Verordnungen an den Stadtthoren, — interessanter war ihm nie eine Nachricht vorgekommen als der Verlust eines Pudels mit schwarzen Ohren, den der Ausrufer von Zobelshausen verkündete. Der Mann allein schien einen Pudel beschreiben zu können! Er stellte sich mit wehmüthiger Freude zu den kleinen Kindern vor die Hausthüren, „die doch einmal wieder ordentliches Deutsch sprachen," sagte er. Nun, Du Narr, bemerkte einer seiner Kameraden, dessen Eintritt in Kriegsdienst, erste Schlacht, Gefangennehmung und Marsch nach Frankreich die Zeit eines Frühlingsmonats eingenommen hatte, Deutsch sprechen thut man noch in ganz Deutschland. Diese Nachricht tröstete Egiden ungemein; nun, sagte er, so wird Gott ja weiter helfen! und er ging ermuthigt seinen Weg fort.

Er war nun schon über die Donau gekommen und seiner Heimat so nahe, daß er die Gegenden wiedererkannte. Furcht, Erwartung, Erstaunen, Sehnsucht spannten sein Gemüth. Statt des gewohnten Vogelkönigs,

der doppelhäuptig sonst überall seine Flügel ausbreitete, sah er wunderliche Farben, die er nicht kannte. Statt wohlgenährter Mönche gukten zarte Frauenzimmergesichterchen aus den Fenstern eines Klosters, wohin ihn sein Oheim, der Cistercienser, ehemals hatte mit Aufträgen geschickt. Die Stelle eines andern konnte er nicht mehr finden, denn es wuchsen schon große Bäume da, wo sonst der Sonnenstrahl nicht in die Gitter der Kapuzinerzellen dringen konnte. Das Erste schien Egiden recht angenehm, aber gottlos; beim Andern wußte er nicht was zu denken. Gott hatte die jungen Bäume so schön gemacht, als wären sie ihm lieber wie die alten Mauern, in die seine Sonne nicht hineinscheinen konnte. Er eilte immer weiter und schalt seine Kameraden, die nicht so schnell, wie sein Eifer es wünschte, vorangingen. So schritten sie in der Mittagshitze auf eine kleine Stadt zu, als ein Reiter neben ihnen vorbeikam, der sein Pferd anhielt und verwundert fragte: wer sie wären? Kriegsgefangene, lieber Herr, antwortete Egide, der eben ein froheres Herz hatte, denn er hatte zwei Bildstöckchen von weitem gesehen, die noch unter denselben ehrwürdigen Linden standen, unter denen er als Knabe gerastet, wie er des Herrn Pflegers Köchin nach ** zum Jahrmarkte gefolgt war.

Wo kommt Ihr her, Kameraden? fragte der freundliche Reiter weiter. — Ich komme aus Spanien, erwiederte Egide. — Aus Spanien? und seid ein Östreicher? — Aus Kitzbühel, wenn's Ihnen bekannt ist, und seit achtzehn Jahren in Spanien. — Der Reiter schien sehr betroffen; langsam ritt er neben dem müden Fuß-

gänger her, indeß Egide, der sich plötzlich seiner Heimat um viel näher fühlte, da er ihren Namen dem Fremden genannt hatte, bis zu Thränen gerührt war. Nach Kitzbühel komme ich noch heute Abend, nahm der Reiter nach einer Pause das Wort, soll ich Euren Verwandten nicht sagen, daß Ihr zurückkehrt? Ach, Herr! rief Egide und stand neben dem Pferde, denn der Fremde hielt theilnehmend still, ich gehöre Niemanden an — — doch . . . wenn der Herr Pfleger noch lebte . . . . . . Hier flossen seine redlichen Augen über. — Der ist lange todt, guter Mann, und seine Kinder sind zerstreut. — Alle? alle? — „Die älteste Tochter wohnt auf der Moormühle am Kitzbach, sie ist Witwe des Müllers, eine reiche, brave Frau." — Der Fremde brauchte kein großer Physiognomist zu sein, um auf den Zügen des guten Schwaben zu lesen, daß diese älteste Pflegerstochter einen wichtigern Einfluß auf des Kriegsgefangenen Lebenspfad gehabt hatte, als alle Schicksale Europens. Bei der ersten Erwähnung derselben hatte sein gebückter Nacken sich emporgerichtet, als habe er plötzlich achtzehn Jahre Leiden abgeschüttelt; wie er sie als Bewohnerin der reichen Mühle bezeichnen hörte, sank ein Schleier über seinen forschenden Blick, und wie er sie als Witwe kennen lernte, verbreitete sich eine wunderbare heitere Wehmuth über seine Züge. Hilare, als Witwe, war nicht das sorglos freie Mädchen, die er vor achtzehn Jahren verließ; über ihr Haupt mußte manches Leiden gegangen sein, und in dunkler Ahnung ward seine Knechtsgestalt ihm weniger schwer; denn Leiden ebnet den Abstand zwischen Herrn und Knecht.

Der Reiter und Egide schwiegen eine Zeit lang. Wie viele Kameraden gehen da mit Euch? fing der Erste wieder an. Von einigen Hunderten, die wir über'n Rhein gingen, blieben siebenundzwanzig, die hier zu Lande zu Hause sind; die andern zogen in die Erblande ein. Hier, wackere Soldaten, labt Euch, sagte der Reiter und gab Egiden eine Hand voll Münze, im nächsten Städtchen macht Ihr ja Halt, und heute Abend in Kitzbühel kommt gleich an das Pflegehaus, wo ich nun wohne; Ihr sollt mein Gast sein. Egide segnete seine Güte, und der Reiter sprengte davon.

In dem Städtchen wurde den Rückkehrenden ihre weitere Marschroute angezeigt. Die ihre Dienstjahre noch nicht vollendet hatten, schickte man in dazu bestellte Depots, die Ausgedienten nach Hause. Unter diesen Letzten war auch Egide, der mit mattem Schritte, denn die Hitze des Tages war groß und sein Herz schwer, nach Kitzbühel zueilte. Nun stand er vor dem Hause, das er vor achtzehn Jahren verließ. Mit unnennbarer Bewegung betrachtete er diese Stelle und sich selbst. Ach, es war Alles verändert! wie er ging, war er ein blühender Jüngling; seine von dichtem Haar beschattete Stirn trug er hoch auf den rüstigen Schultern, und in seinem verzweifelten Entschluß, in Krieg zu gehen, lag das Bewußtsein von Kraft. Nun stand er da mit früh entblößtem Scheitel, mit gebeugtem Nacken, und so hoffnungsleer ins Leben hinausblickend, daß ihm war: nicht hierher, auf den Kirchhof sollte er gehen, um seine Herberge zu suchen. So sehr war er verfallen, indeß der Schauplatz seiner Jugend erneuert und verschönt

ward. Ein grüner Laubgang, von Rosenhecken umfaßt, beschattete die Hausthür; aus großen glänzenden Fensterscheiben übersah man den geräumigen Hof, wo Ordnung und Reinlichkeit herrschte; in dem Garten sah er statt des Rosenstocks und der Lilienstengel, die ehemals daselbst zwischen Kohl und Petersilie aufwuchsen, zahlreiche Blumentöpfe auf hohen Gestellen geordnet, und die wohlgepflanzten Beete von blühenden Stauden eingehegt. Zagend klopfte Egide endlich an die schicksalsvolle Thür; sein neuer Gönner, der Rentmeister in Kitzbühel war, hieß ihn freundlich willkommen, erquickte ihn mit Trank und Speise, brachte ihm seine fröhlichen Kinder und sagte ihm: seine Frau komme bald von einem Spaziergange zurück, sie sei ein wackeres Weib, die alle Haushaltungen in der Gegend kenne, mit der wollten sie sich berathen, wie ihm Unterkommen und nützliche Beschäftigung zu verschaffen sei. Egide antwortete traurig, dankbar und kurz auf die theilnehmenden Fragen seines Wirths; doch erfuhr dieser im Laufe des Gesprächs, daß er im Wasserbau ziemlich erfahren sei, weil das Salzwerk in Lezy durch die Schöpfwerke, die es trieben, die meiste Aufmerksamkeit erfoderte. Der Rentmeister ward merklich heiterer über diesen Umstand, den er sich weitläufig erklären ließ; endlich sagte er: nun, guter Egide, wenn Ihr nicht zu müde seid, so zieht Euch sauber an, ich habe dafür gesorgt, daß Ihr's könnt, und dann müßt Ihr zum Landrichter kommen, damit ich Euch beherbergen darf. Egide war sehr überrascht und gerührt, wie er in dem Kämmerchen, wo ihn der älteste Knabe jetzt hinführte,

reine Wäsche und einen Überrock fand. Er wusch und kleidete sich — ach, in dem Kämmerchen, das er ehemals bewohnte! Dorthin hatte er tausend Mal geblickt, zu dem Fensterchen hinaus nach der Kirchthurmsspitze, wo jetzt, wie auch ehemals so oft, der Mond wie ein glänzender Stern stand, und das Abendroth unter ihm im letzten Schimmer erlosch. Er kam sich wie sein abgeschiedener Geist vor, blickte vom Kirchthurm abwärts ins Thal, wo die Moormühle stand, und weinte wie ein Kind. Da kam der fröhliche Knabe vom Hause und rief ihn hinunter; die Mutter wollte ihn sehen, die würde sich freuen; denn er sähe nun aus wie ein Herr. Im Zimmer war aber der Rentmeister allein, und empfing ihn mit den Worten: Hört, lieber Mann, meine Frau sagt mir eben, daß die Moormüllerin einen Oberknecht sucht; weil ich nun aus Euren Reden vernommen, daß Ihr etwas Wackeres im Wasserbau gelernt habt, so dächte ich, Ihr sprächt mit der Müllerin, die da drinnen ist; zugleich öffnete er eine Thür, wo bei einer wohlgekleideten Dame eine Frau in deutscher Kleidung saß, und, wie es schien, weinend auf jener ihr liebevolles Zureden hörte. Egide blieb unbeweglich auf seinem Platze stehen — die Frau war Hilare! — Hilare war wenig gefaßter, sie trat ihm einen Schritt entgegen; auf ihren noch immer anmuthigen Zügen, wenngleich die Tage des Herbstes auf ihnen geweilt hatten, glühte Scham und Überraschung; so blieb sie aber auch stehen, und keines von Beiden wagte und vermochte es, sich zur Bewillkommung zu nahen. Seht, liebe Müllerin, sprach jetzt der Rentmeister, da

ist Euer alter Hausgenoß, der wackere Egide, der hat das Mühlwesen gründlich erlernt, und nach so langen Jahren scheint er endlich geblieben zu sein, wie er war; den empfehl' ich Euch zum Oberknappen in Eure Mühle; so einen Mann braucht Ihr. Endlich war Egide so nahe an Hilaren hingekommen, daß er sie erreichen konnte; er sagte kaum hörbar: Grüß' Sie Gott, Jungfer Hilare! — Hier konnte sich die hübsche Rentmeisterin eines kleinen Lächelns nicht erwehren, ihr Mann behielt aber seinen Ernst, veranlaßte die arme verlegene Hilare, ihrem alten Freunde die Geschäfte, die sie ihm anvertrauen wollte, auseinanderzusetzen, und sah bald, daß die kleine Intrike, die seine Frau abgekartet hatte, nach Wunsche geknüpft ward. Freilich war die reiche Müllerin nicht ohne Veranlassung ins Rentamt gelockt worden; die Rentmeisterin, welche oft mit ihren Kindern nach der schön gelegenen Mühle spazieren ging, hatte Hilaren ihres, für ihren Stand ungewöhnlich gebildeten Gemüths wegen schon lange geschätzt; seit des alten Müllers, vor anderthalb Jahren erfolgtem Tode hatte sie manchen Zug ihrer Jugendgeschichte von ihr erfahren. Von Egide, als ihres Vaters Pflegekind, hatte sie gesprochen, und wie der Haushalt, wie er ihm vorstand, so blühend war, und wie er nach seinem Verschwinden, das sie für seinen Tod ansah, in Unordnung gekommen und durch ihres Vaters irrige Vorliebe für die Kirche und ihre Diener immer mehr gesunken sei; wie der Vater gestorben, die Mutter bei der drohenden Armuth geweint und bald nachgefolgt sei. In dieser Zeit bot ihr der ältliche Müller seine

Hand an. Hilare that, um ihre jüngsten hülflosen Geschwister erziehen zu können, was ihr Herz bis dahin verabscheut hatte, sie ward seine Frau. Wie der Rentmeister von dem Geschäftsritt, wo er Egiden auf seiner Rückkehr zur Heimat begegnete, nach Hause kam, setzte er seine Frau durch die Versicherung: der Müllerin Jugendgenoß und alte einzige Liebe sei von den Todten erstanden und auf dem Wege nach Kitzbühel, in das größte Erstaunen; mit weiblicher Klugheit entwarf sie einen Plan, dem armen Heimatlosen eine Zuflucht zu gründen; sie trug ihrem Manne auf, ihn auszuforschen, in welcher Eigenschaft er Hilaren könnte vorgestellt werden und spazierte nach der Mühle, von wo sie unter scheinbaren Vorwänden die Müllerin mit sich nach Hause nahm.

Jetzt sah sie heimlich frohlockend zu, da die beiden alten Freunde immer wortreicher über ihre Angelegenheiten sprachen. Für Liebesleute konnte man sie freilich noch immer nicht halten, denn noch getraute sich Hilare nicht völlig den Kopf nach Egide's Antlitz zu wenden, und er stand mit dem einen Fuße immer auf dem Sprunge; doch je länger er sprach, je mehr schwand in seiner Stellung der Ausdruck gewohnter Furchtsamkeit. Ein bischen militairische Haltung mischte sich in sein Wesen, und die Ungewohnheit, in seiner Landessprache zu reden, nebst der Gewohnheit, sich zu einer fremden zu bequemen, hatte seinem Tone eine eigene Annehmlichkeit gegeben. Jetzt kamen des Rentmeisters Kinder mit zwei fremden herein, einem aufblühenden Mädchen von vierzehn Jahren, die einen kleinen Kna-

ben auf dem Arm trug; beide waren Hilarens Kinder, und das jüngste einige Monate nach des Vaters Tode geboren. Der Kleine hing sich schmeichelnd an der Mutter Hals — Egide trat erschrocken noch einen Schritt zurück, indeß Hilare in Thränen ausbrach. Doch in diesem Augenblick schien plötzlich zwischen den beiden Freunden der Zauber gelöst; beim Anblick dieser Thränen nahm Egide Hilaren das Kind vom Arme, herzte und küßte es, und der Kleine, als schien er der Mutter Dolmetscher sein zu wollen, weit entfernt, sich vor dem fremden Manne zu fürchten, legte die Ärmchen um seinen braunen Hals und rieb die rosigen Wangen an seinem struppigen Schnurrbart. Das junge Mädchen machte große Augen, und fragte politisch: Mutter, das ist wol ein Herr Vetter? — Nein, rief die Gute mit zitternder Stimme, ein Freund ists, den Gott nach achtzehnjähriger Ergebung meinem Glauben zum Lohne gibt, weil ich seinen Willen ohne Murren erfüllte.

Wozu sollten wir weiter erzählen? Die Mühle stand sich gut unter der Aufsicht des fleißigen Oberknappen; die Bemühungen des Rentmeisters schafften ihm alle Vorsprache und Begünstigung, um Bürgerrechte zu gewinnen; das Zeugniß manches wackeren Bauern, der Egiden als Knecht wohlgewollt hatte, beförderte sein Glück. Das Schicksal gefiel sich einmal, Menschen nach menschlichen Ansichten für ihre Tugend zu belohnen, und der arme Kriegsgefangene lebt nun als der reichen Müllerin wackerer Eheherr in der Moormühle zu Kitzbühel. Alljährlich läßt er Messe lesen für den sanften Todten,

Riccardo, und täglich betet er mit seinem Weibe um das Vorwort des heiligen Alexis für Kaspars schuldvolle Seele; sorgfältig, wie er Theresilla bewachte, wacht er über Hilarens aufblühende Tochter; und ihr Knabe, der zuerst seinem Gefühle eine Sprache gab, ist die Freude seines Lebens.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Huber, Therese,

Erzählungen in sechs Theilen

Bd.: 2. Theil

Leipzig 1830

P.o.germ. 654 t-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111678-4